BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Wilhelm Gottlieb

W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr ...

Bd.: 1826

Leipzig 1826
Rar. 1072-1826
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10858983-3

P.o.germ.
1142
p

P. O. gen.

1442 P

Kal. 1072 1826

10858983

10858985

10858983

10858983



Bimsch del. F. Fleischmann sc.

Aspasia.

W. G. BECKERS TASCHENBUCH

1826.



Rensch del. Fleischmann sc.

Leipzig bei Georg Joachim Göschen.

10858983



10858985

Taſchenbuch

zum

geſelligen Vergnügen.

1826.

10858983

Inhalt.

I. Ueber die Kupfer, vom Herausgeber.

II. Biographischer Aufsatz.

Aspasia, die Freundin des Perikles. Von Friedrich Wähner. S. 1

III. Erzählungen.

Der Gang um Mitternacht. (In Einigem nach einer Volkssage.) Vom Herausgeber. = = — 97

Der Kriegsgefangene. Von F. L. M. Fouqué. = = — 335

Der Mönch und die Nonne. Eine Sage der Vorzeit. Von Ungern Sternberg. = = = — 424

IV. Lustspiel.

Das Quartettchen im Hause. In einem Act. Von C. W. Contessa. (Wahrscheinlich des Dich-

ters letztes vollendetes Werk. Innigst betrauert von seinen, und von allen Freunden der Poesie, ging er zu Berlin in der Mitte des Junius 1825. mit Tode ab.) = = S. 207

V. Gedichte.

Förster, (Karl) Perikles. = = — 421
Fouqué (F. L. M.) Otto Heinrich Graf von Loeben. = = = — 419
Haug (F.) An Matthisson. = = — 334
Hoffnung. = = = = — 420
Kind (F.). Der schnelle Bote. = — 320
Kuhn (F.). Der Gang zum Eisenhammer. = = = = — 305
Maltitz (W. v.) Undine. = = — 96
Des Sünders Segen. = = — 314
Ridda (F. Krug v.) Polenz, der Eiserne. Romanzenfolge. = = — 185
Nordstern (Arthur vom). Das Abendroth. = = = = — 89
Die Reise des Juweliers. = = — 202
Theophania. Des kranken Kindes Traum. = = = = — 91

Tiedge (C. A.) Macht der Gewohnheit. = = = = — 311
Schütze (St.) Bräutigamsregel. = — 422
Fröhlich, selig. = = = — 423

VI. Charaden und Räthsel,

von A. v. Nordstern, Fr. Haug, Carl Hold, — w — z u. d. H.

VII. Tänze,

mit dazu gehöriger Musik, von Riebe, Königl. Preuß. Solotänzer in Berlin.

Die Auflösung der im vorigen Jahrgange befindlichen Charaden und Räthsel ist: 1. Das Weinfaß. 2. Geis und Sieg. 3. Krausemünze. 4. Rabe, Lais, Rabelais. 5. Versprechen. 6. Zauberflöte. 7. Kiffhäuser, in welchem Kaiser Friedrich I mit langem, rothen, durch den Tisch gewachsenem Barte gespenstig hausen soll. 8. Aosta. 9. Wallfisch. 10. Küßnacht.

Die unter N. 11 mitgetheilte Aufgabe (im Original durch eine Versetzung — βουστροφηδὸν, d. i. Wendung beim Pflügen, Ochsenmenuet — noch erschwert,) ist keine neue, noch weniger des Herausgebers Erfindung, unter dessen Papieren sie fast ein Viertel Jahrhundert entziffert, mithin auch unbeachtet, gelegen hat. Doch scheint sie früher nur Wenigen bekannt worden zu seyn, und hat den hier beabsichtigten Zweck mehr, als gnüglich, erreicht. Sie rührt von dem ehemaligen berühmten Professor der Mathematik und Physik Hindenburg her (gest. zu Leipzig im J. 1818.) und befindet sich, nebst einigen ähnlichen Aufgaben, in den in groß 4. gedruckten: „Zwei dramatischen Erzählungen aus der Vorwelt, in combinatorisch-steganographischem Gewande, der Dem. Apel" (einer Verwandtin von August Apel) „und Herrn D. Hebenstreit" (dem Bruder der Benedicte Naubert), „an Ihrem Combinationstage gewidmet. Leipzig, am 1. Jun. 1796." — Uebrigens ist, nachdem die Mittheilung dieses Quadrat's im vorigen Taschenbuche eine feine Weile die Neugier gespannt hatte, endlich, ungefähr im Monat März, ein Exemplar oberwähnten Hochzeitgedichts, nebst der später hinzu gekommenen Erklärung, (in 8. gedruckt) sogar auf hiesiger Königl. Bibliothek entdeckt worden, (beide:

Ars graph. 112. 25.) und hat ſodann die Entwirrung des Gordiſchen Knotens für alle, welchen daran gelegen, nicht lange mehr eines Alexanders bedurft.

Wir entlehnen für die, welche die Auflöſung noch nicht kennen, aus erwähnter Erläuterung Folgendes: „Die zerſtreuten Sylben ſind durch Fächer eines aufgelegten, gleich großen Gitters (einer Patrone) geſchrieben und werden auch durch Deckung und gehörige Wendung deſſelben Gitters wieder geleſen. Die dunklen Kreiſe weiſen die offenen Fächer, die Zahlen 1. 2. 3. 4. die verſchiedenen Lagen und Wendungen."

„Ueber Geheimſchreiberei durch Gitter (Chassis) findet man die Fragen eines Ungenannten im Archiv der reinen und angewandten Mathematik S. 347–351. Der Ungenannte hat ſehr richtig geurtheilt, daß die Bearbeitung ſolcher Gitter, nach den verſchiedenen Rückſichten, welche dabei ſtatt finden, einen Beitrag zur Lagerechnung (calculus situs) abgeben könne. Ihre Einrichtung läßt ſich durch combinatoriſche Geſetze beſtimmen."

So weit Hindenburg, welcher ſich außerdem auf zwei Beiſpiele der Kryptographie von Newton beziehet und deshalb auf Leibnitz Opp. T. III. p. 61. 67 und Collins Commerc. Epist. p. 150; 188. verweiſt.

Sollte nach obigem die Art der Enträthſelung Manchem immer noch dunkel bleiben, für den bemerken wir, daß er ſich ein, dem am Schluße des diesjährigen Taſchenbuchs beigefügten Modelle ganz gleiches Viereck zeichnen, die Neu-Monde ausſchneiden und das Gitter dann nach den Numern 1. 2. 3. 4. dem Quadrat im vorigen Taſchenbuche auflegen möge. Sodann wird er, da hier der Schlüſſel zugleich das Schloß bildet, ſofort finden, daß das Geſpräch nicht anders, als folgendergeſtalt, geleſen werden könne:

1. M(utter.) Nun ſpinne, ſpinne, liebes Kind,
   hübſch fleißig, unverdroſſen.
2. Da ich, wie du, ein Mädchen war,
   Was konnt ich da nicht ſpinnen! T(ochter.)
3. Ich kann nicht, liebe Mutter, ach!
   Ich kann nicht länger ſpinnen. M.
4. Warum nicht? T. Amor, o ſein Pfeil,
   Sein Pfeil hat mich getroffen.

Dieſen kleinen Dialog hat Hindenburg einer Stelle der Sappho nachgebildet, (S. Sapphus Fragmenta c. Ioh. Chr. Wolfii. Hamb. 1733. 4. p. 42.) welche alſo lautet:

Γλυκεῖα μᾶτερ, οὔτι δύναμαι κρέκειν τὸν ἱστόν,
Πόθῳ δαμεῖσα παιδὸς ραδινᾶν δι' Ἀφροδίταν.

Schlüßlich müssen diese Verse der berühmten Lesbischen Sängerin ältern und neuern Dichtern und Kunstrichtern sehr gefallen haben. Wenigstens meinen die geistreichsten Ausleger des Horaz, daß er selbige (l. III. od. XII. v. 3. sq. Tibi qualum Cythereae Puer ales etc.) nachgeahmt, doch ihre liebliche Naivetät bei weitem nicht erreicht habe. Voß scheint sie bei den beiden: die Spinnerin, überschriebenen Liedern: „Ich armes Mädchen, Mein Spinnerädchen" ꝛc. und „Ich saß und spann vor meiner Thür" ꝛc. gleichergestalt vor Augen gehabt, zu haben — nicht weniger neuerlich (in Castellis Huldigung den Frauen auf 1825. S. 95.) Wilhelm Gerhard, bei dem Liedchen unter derselben Aufschrift, welches anfängt: „Spinne, spinne, liebes Töchterlein ꝛc.

Der Kopf der Aspasia (Titelkupfer) ist — zwar mit Zurathziehung der S. 38. ff. angeführten Werke, jedoch, da eines Theils das wahre Alter der aufgefundenen Büste zweifelhaft bleibt, andern Theils eine völlig getreue Nachbildung ziemlich kalt gelassen haben würde, etwas idealisirt — von Rentsch gezeichnet und von Fleischmann gestochen worden.

Die acht folgenden Kupfer sind, sämmtlich nach Zeichnungen von Ramberg, von Fleischmann, Gruner, Seb. Langer, H. Schmidt, und Jos. Stöber, gestochen. Die sechs erstern finden in den Aufsätzen und Gedichten, wozu sie gehören, hinlängliche Erläuterung. Aber über N. 7 und 8. müssen wir einiges sagen, da nicht vorherzusehende Zufälle uns verhindert haben, den Text, zu welchem sie bestimmt gewesen, hier zu liefern.

Den Stoff von N. 7. wollte der als Dichter und Uebersetzer Calderon's und Lope's de Vega gleich bekannte Freiherr v. d. Malsburg für dieses Taschenbuch, das er durch mehrere werthvolle Beiträge, z. B. Sibylla Langmantel, im Jahrgange 1823. und die Uebersetzung der „Gräber des Foscolo" im Jahrgange 1825. geschmückt hat, in einer Ballade bearbeiten. Er wünschte ein Kupfer dazu und brachte mir zu diesem Zwecke, als er eben im Begriff stand, auf einige Zeit in die Heimath zu reisen, in sehr heiterer Stimmung nachstehenden Auszug, aus: „Petri Albini New Stammbuchs-Beschreibung des uhralten Geschlechts-Hauses zu Sachsen. Leipzig, 1602.

„Es ist aber eine lauter alte Weiber-Fabel, daß dieser Fürst Bernhard (zu Sachsen) dieses Wappen daher an sich genommen haben sol, daß er zu Venedig unerkand seines Fürstenstandes einem

Kauffmann gedienet, mit dessen Tochter sich beliebet, und weil er, nach Absterben seiner Eltern und Verwandten anheim zum Regiment gefordert, dieselbe nicht eheligen können, Ihr zu Gedächtniß denjenigen Kranz, so sie ihm zu guter letzt mitgegeben, in sein Wapen genommen, welches alles von der Historien unerfahrnen gedichtet."

Wir scherzten über den treuherzigen Eingang, der gleichwohl Malsburg von der Ausführung seiner Idee nicht im mindesten abschreckte; er sagte, die Ballade sey so gut, als vollendet und er werde sie mir des ehesten senden, wenigstens gewiß selbst mitbringen. Doch — er kehrte nicht wieder! Schon am 22. Sept. 1824. war er dahingegangen, von wo keiner zurückkehrt, und die Ballade ist auch in seinem poetischen Nachlaß (welchen nunmehr eine Freundin des Dahingeschiedenen dem Druck übergeben hat — Cassel, bei Bohné 1825.) nicht aufgefunden worden. Die hierdurch entstehende Lücke auszufüllen, konnte sich der Herausgeber aus mehreren Gründen, und um so weniger entschließen, weil Geschichtsforscher alles, was sich darüber sagen läßt, aus den mannichfaltigen Abhandlungen über die Sächsische Raute längst kennen, für Dilettanten aber eine Erzählung von Luise Brachmann: „Der Rau-

tenkranz" in dem Taschenbuche der Liebe und Freundschaft für 1814. S. 219. ff. sattsam ausreicht. Weit lieber würde er zwei noch ungedruckte, wahrscheinlich blos in seinem Besitz befindliche Gedichte Malsburgs hier mitgetheilt haben, hätte es nicht der dießmal sich mehr, als je, beengende Raum unmöglich gemacht. Sie werden nebst andern Dichter-Reliquien im nächsten Jahrgange folgen. — So denke man sich denn den Schild des scheidenden Ritters mit den Malsburgischen Rosen bezeichnet, und das Kupfer bleibe, da die Raute, vieler andrer, ihr von Dichtern und Aerzten beigelegten Eigenschaften jetzt nicht zu gedenken, auch für ein Zeichen der Weihe und Trauer gilt, ein Denkmal wehmüthiger Erinnerung an den edlen, zu früh vollendeten Dichter!

„Hier setz' ich eine Zeile Raute, bittres Weihekraut.
Reumüthig wird die Raute bald erscheinen
Und sagen, daß sie sah die Königin hier weinen!"

Shakespeare in Richard II.

N. 8. ist aus der komischen Oper im 1 Akt: der Holzdieb, entlehnt, welche, von dem Königl. Sächs. Director der deutschen und italienischen Oper, Hrn. Heinrich Marschner componirt, in einem Musikalischen Taschenbuche für 1824. erscheinen sollte. Eine, den Dichter nicht berührende Streitigkeit verhinderte dieß, und der ganze Plan schien aufgegeben.

Der Verfaſſer beſtimmte daher den Text für das dießjährige Taſchenbuch, und der geniale Meiſter lieferte eine Zeichnung dazu. Nun erſchien aber, dem Dichter ganz unerwartet, die Oper wirklich noch in: „Polyhymnia, ein Taſchenbuch für Privatbühnen und Freunde des Geſanges, auf das Jahr 1825. (Leipz. bei Hartmann)" und der Dichter fand ſich aus Gründen der Billigkeit, ſo wie aus Achtung für ſeine Leſer, bewogen, die Einrückung beſagter Dichtung in dieß Taſchenbuch zu unterlaſſen. Conteſſa's Luſtſpiel leiſtet mehr als gnügenden Erſatz dafür. Die Scene, welche das Kupfer darſtellt, iſt folgende: Das eben ſo ſchlaue, als reizende Mühmchen des ehmaligen Fahnen- und nunmehrigen Dorfſchmidts hat ſo eben mit ihrem Liebhaber ein Plänchen erſonnen, einen überläſtigen Freier, den reichen, aber plumpen Barthel, den der Eigennutz des Vetters und die Eiferſucht ſeiner Frau ihr zum Manne aufdringen wollen, zum Aufgeben ſeiner Anwerbung zu zwingen. Barthel nähert ſich. Scheinbar nur mit ihrem Klöppel-Kiſſen beſchäftigt, doch lauſchend, ſtellt ſie ſich, ihn nicht eher zu bemerken, bis er ſich mit einem Peitſchenknall ankündigt. Er bringt ihr als Liebespfand in einer Schachtel einen Strohhut aus der Stadt mit, und ſingt ein, von einem Leiermanne ſo eben erlerntes Liedchen, welches

der Componiſt mit echt comiſcher Originalität in Muſik geſetzt hat. Wir verweiſen dießfalls, ſo wie wegen des Ganzen, auf das im Obigen angeführte Taſchenbuch für Privatbühnen ꝛc. auf 1825.

Die Titelvignette eröffnet einen zweiten Planeten. Cyclus nach Raffael, von Rentſch gezeichnet und von Fleiſchmann geſtochen. — Die Verzierungen der Umſchläge, ſowohl der Pracht, als der gewöhnlichen Ausgabe, ſind nach Raffael von Rentſch gezeichnet und von Gruner geſtochen.

Anmerkung.

Das Geſuch an meine Herren Mitarbeiter um immer baldmöglichſte Einſendung ihrer Beiträge wird wiederholt. — Diejenigen, welche mich ohne nähere Verbindung mit Beiträgen beehrt haben, bitte ich, über das, was ſie nicht aufgenommen finden, anderwärts zu verfügen. Alle an mich eingehende Briefe zu beantworten, oder das Eingeſandte zurück zu befördern, liegt, des beßten Willens ungeachtet, außerhalb den Gränzen meiner ſehr beſchränkten Zeit. Wer aufs Ungewiſſe

etwas einsendet, behalte eine Abschrift davon, oder lasse es, falls kein Gebrauch davon gemacht worden ist, durch einen hiesigen Bekannten zurück fordern. — Von einigen meiner sehr verehrlichen Freunde muß ich gütige Nachsicht hoffen, daß manches, für diesen Jahrgang bestimmt Angenommene nicht darin Platz gefunden hat. Die Aufsätze in ungebundener Rede, welchen ich nach dem Gutachten vieler hochgeschätzter Leser dießmal mehr Platz eingeräumt habe, gaben bedeutend mehr aus, als ich nach den Handschriften erwartet hatte. Deshalb hat die vierte Gedicht-Folge zu drei Vierteln, eine fünfte aber ganz hinwegbleiben müssen. Alles zurückgelegte dieser Art soll im künftigen Jahrgange mitgetheilt, oder den Herren Einsendern, welchen dieß zu lange dauern sollte, auf Erfordern mit erster Post remittirt werden. — Meine Freunde ersuche ich, falls sie die Briefe nicht eigenhändig überschreiben, sich wenigstens ihres gewöhnlichen, mir bekannten Petschafts zu bedienen, indem leicht begreifliche Ursachen mich nöthigen, Alles, was von unbekannter Hand nicht postfrei oder durch Gelegenheit einkömmt, uneröffnet zurück gehen zu lassen. — Unter der Aufschrift: An Hof-

rath Friedrich Kind in Dresden (am Elbberge Nro. 47. *) gelangt Alles richtig in meine Hände.

Der Herausgeber.

F. Kind's neueste Schriften.

Bei G. J. Göschen.

Schön Ella. Volks-Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Gedichte. Fünftes Bändchen. (Auch unter dem Titel: Neuere Gedichte. Erstes Bändchen.) Mit des Verfassers Portrait, nach Geier, von Fleischmann.

Bei Göschen-Beyer.

Theaterschriften, Dritter Band. (Enthält die Eroberung von England im J. 1066. — Die Truhe. — Die Barden-Eiche. — Das Lustspiel auf der Treppe.)

Erzählungen und kleine Romane. Viertes Bändchen.

10858985

Hiſtoriſche Kupfer.

10858965

10859894



Ramberg del. E. Fleischmann sc.

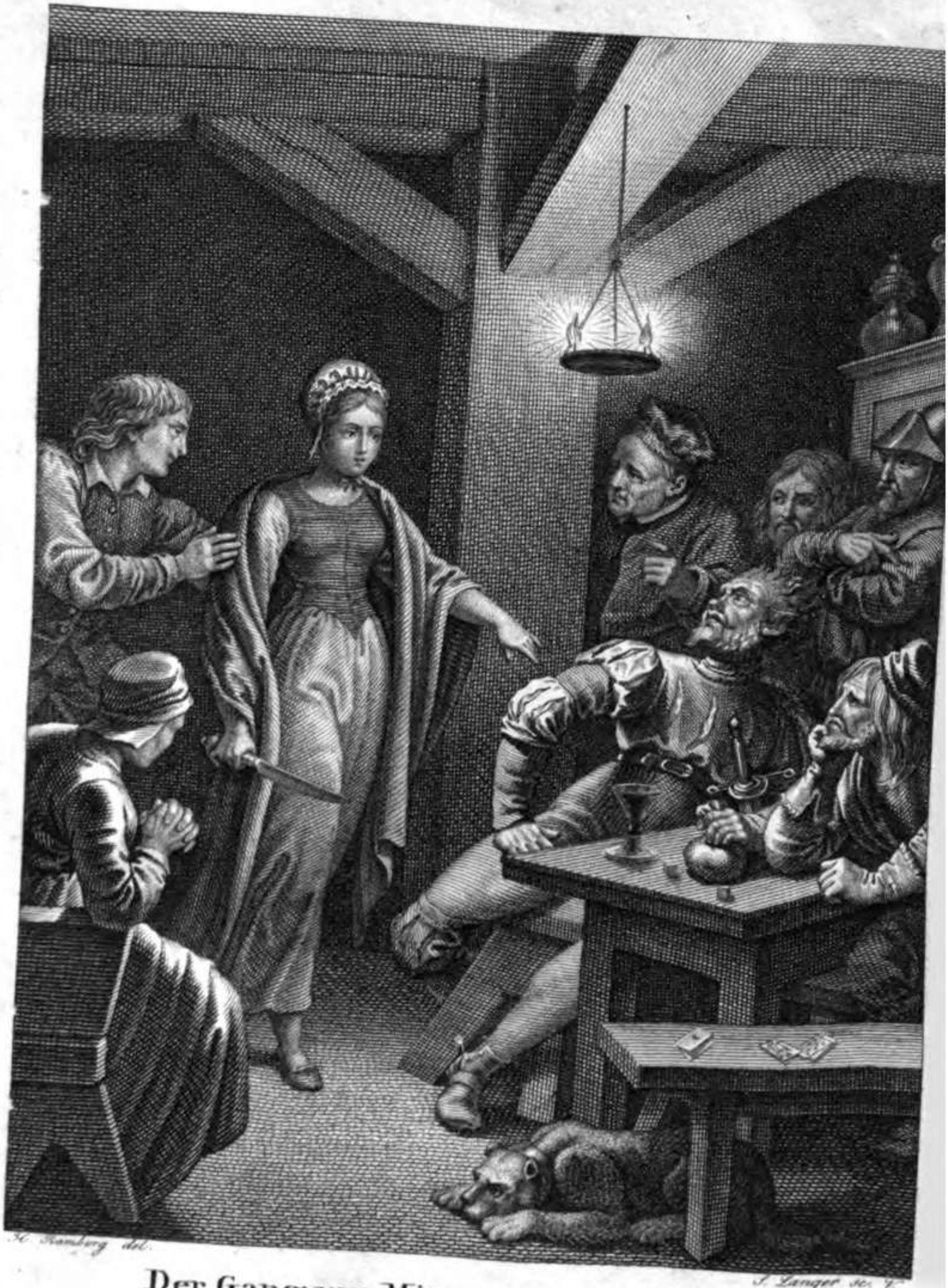
Aspasia von F. Wähner.

10858983

10858983



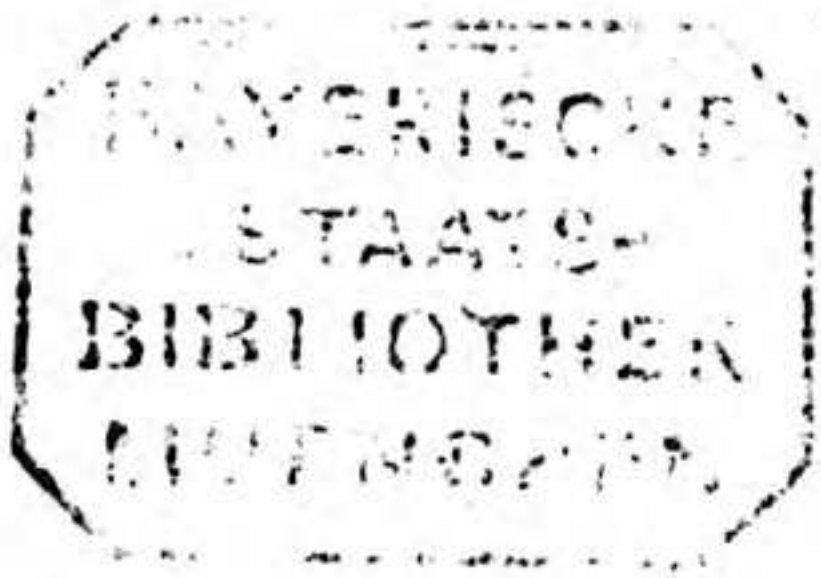
10858963



H. Ramberg del. J. Langer sc.

Der Gang um Mitternacht *von Fr. Kind.*

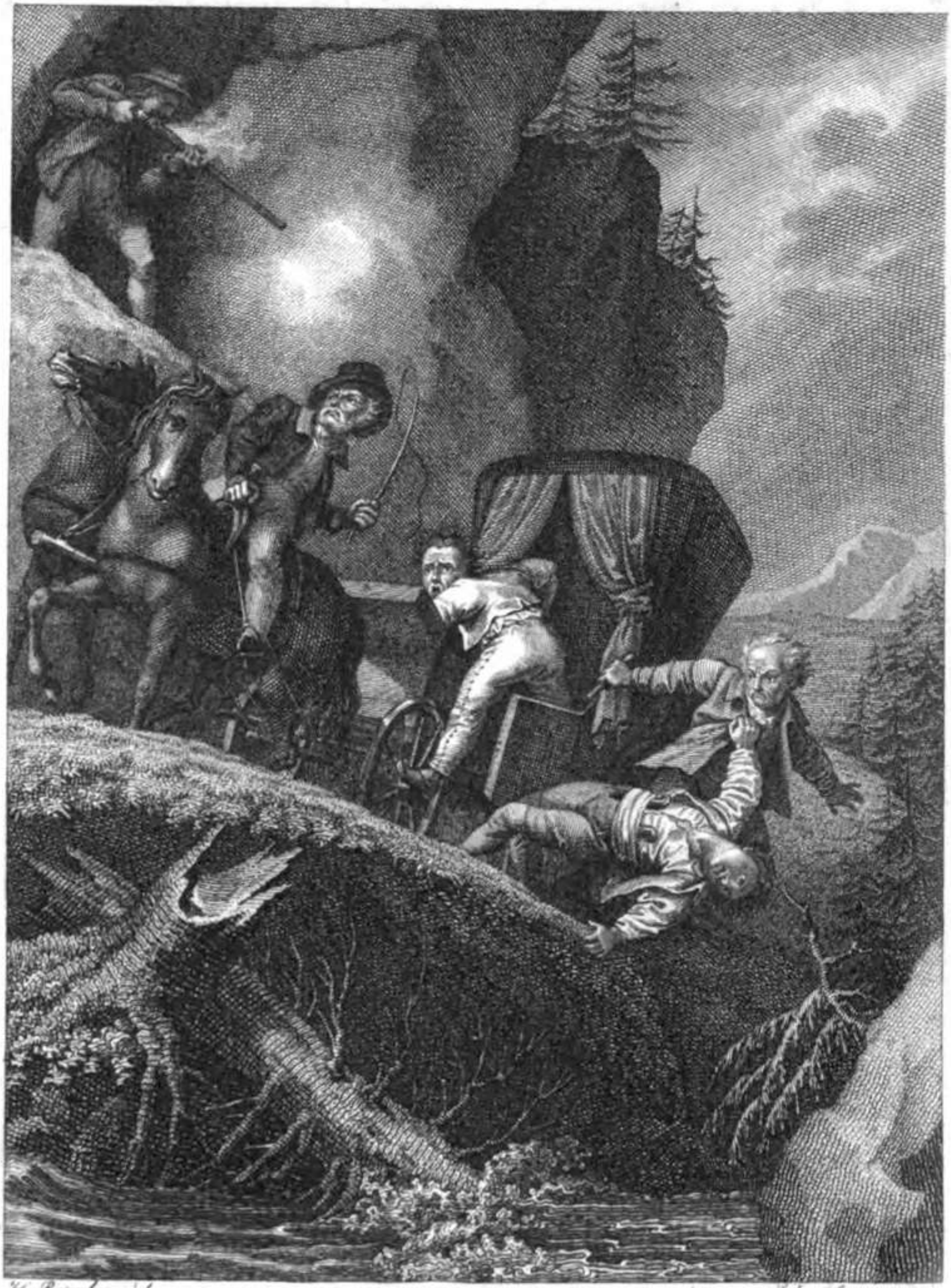
10858985



10858983

10858985

10858983



H. Ramberg del. Joh. Langer sc.

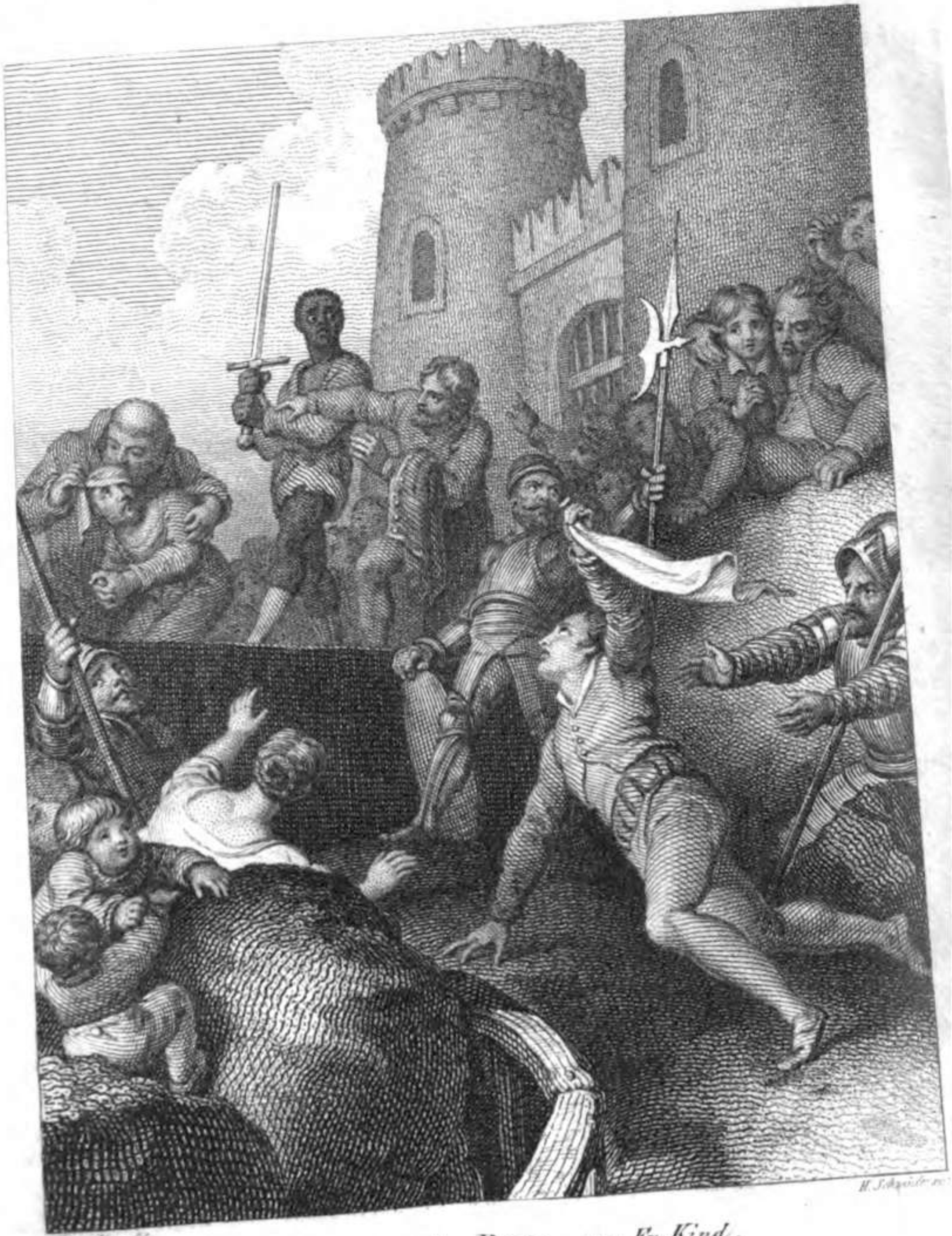
Die Reise des Juweliers *von Arth. v. Nordstern.*

10858985

10056985

10858985

10858985



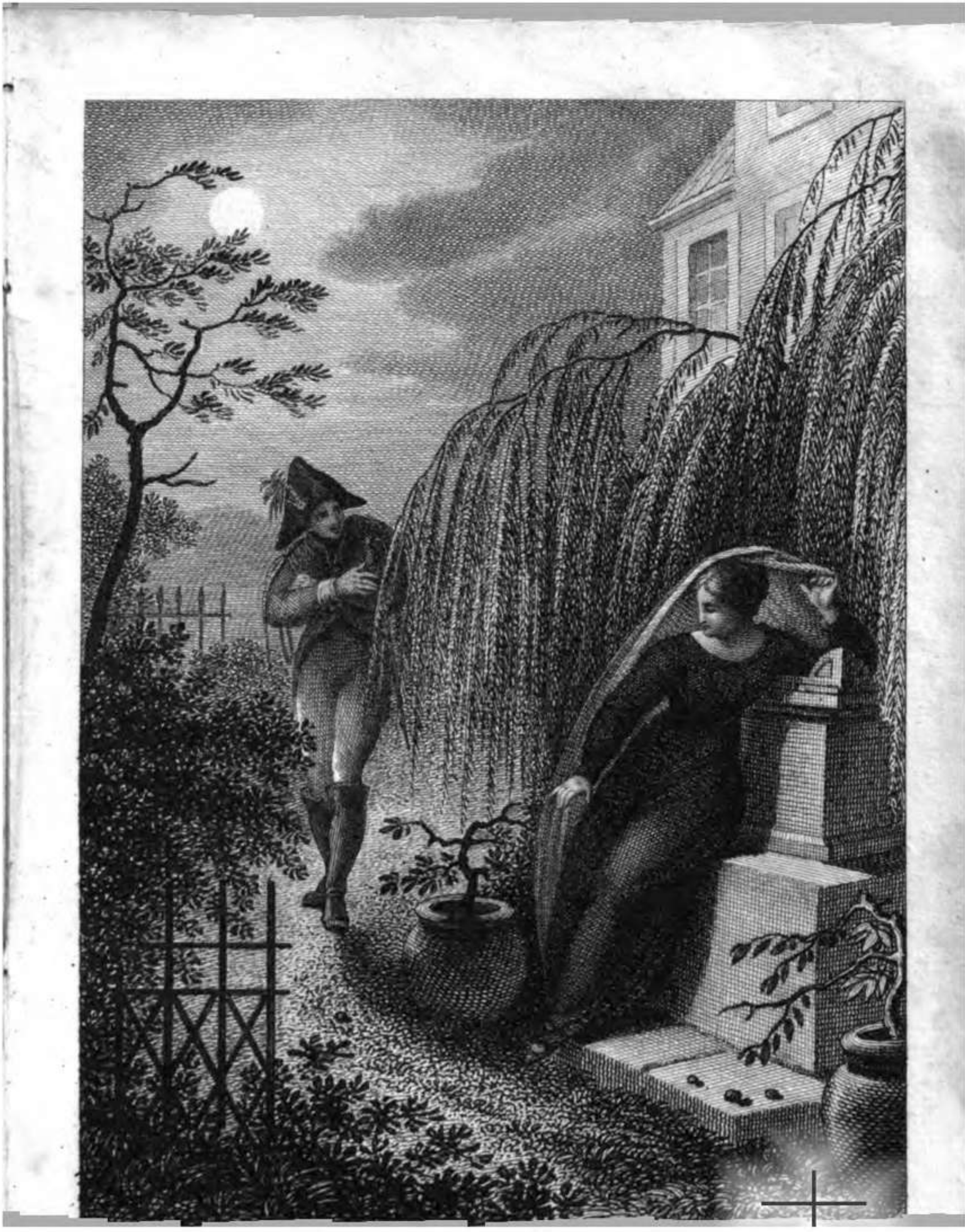
Der schnelle Bote *von Fr. Kind.*

10858965

10858985

10858985

10858983



10858985

10858985



H. Ramberg del. Jos. Stöber sc. Vienne.

Der Mönch und die Nonne *von Ungern Sternberg.*

10858985

10858965



H. Ramberg del. *L. Grunar sc.*

Der Rautenkranz *v. Ernst v. d. Malsburg.*

10858965

10858985

10858985

10858965



10858983

Zu den landschaftlichen Kupfern.

I.

Arthurs vom Nordstern Garten zu Dresden, in der Wildsdruffer Vorstadt gelegen. Gezeichnet und gestochen von Frenzel.

Es giebt wohl wenige ausgezeichnete Gelehrte, Dichter und sonstige Freunde des Schönen und Guten, welche in neuerer Zeit Dresden besuchten, denen dieß Bildchen nicht die angenehmsten Erinnerungen zurückrufen sollte. Die Aufschrift des Garten-Pavillons lautet: Quemadmodum negotii, sic et otii ratio habenda. Etwas über den, unter obangegebenem Dichternamen bekannten, hochverdienten Staatsmann selbst hier anzuführen, verbeut uns die innigste Verehrung und die nähere Kenntniß seiner Art zu denken und zu empfinden. Mit desto lebhafterer Dankbarkeit machen wir von der Erlaubniß Gebrauch, nachfolgendes Gedicht hier einschalten zu dürfen:

Der Besuch.

Unter wechselndem Gedränge
ist der Sommertag verrauscht,
und nicht ward der Pflichten Strenge
um der Musen Gunst vertauscht.
Mühn und Arbeit nahmen sieben
volle Stunden für sich hin,
und so ist mir Eins verblieben:
Guten Willens Vollgewinn.

Aber jetzt, da zum Vollenden
nicht gebrach der rege Muth,
und von allen Aktenbänden
keiner mehr im Zimmer ruht,
von der Aussenwelt geschieden
Bilder sich im Innern reihn,
kehrt, ihr holden Pieriden,
einzeln, freundlich, bei mir ein!

Sehnend harr' ich des Empfanges
deiner, die mich oft entzückt,
schöne Muse des Gesanges,
deren Arm die Lyra schmückt!
Irr' ich nicht, so fliehst du nimmer,
wenn der Dichter Harfen stimmt,
wo der Lampe schwacher Schimmer
durch das Blatt der Laube glimmt.

Zwiefach bist du dann willkommen
hier im Garten, buschumschränkt,
von dem Wolkenzug umschwommen,
dessen Thau die Rosen tränkt,
hier, wo Sternenglanz die blässern
Rasenplätze überfliegt,
Luna in des Springborn Wässern,
Thuja sich im Nachthauch wiegt. *)

Bist du, holde Muse, schüchtern?
Fliehst du drum mein Laubendach?
Ach, du folgst ja sonst den Dichtern,
schöne Wahlverwandte, nach!

---

*) Thuja Orientalis, Lebensbaum.

Nichts hast du von ihm zu scheuen,
der dich nur bewundern muß!
Höchstens von dem Vielgetreuen
höchstens — einen Geisterkuß.

Stärker rauscht's in Wolkenbahnen!
Linder Donner theilt die Luft!
Und die Brust durchzückt das Ahnen;
Sie erscheint, die du gerufst! —
Sie erschien in stiller Feier
mit dem liebevollen Blick,
schlug den leichten Faltenschleier,
der die Stirne barg, zurück.

Doch die Lyra bleibt verborgen
unterm Peplos und es spricht
ein still mütterliches Sorgen
aus dem hehren Angesicht.
Ernst schritt sie im nahnden Gange,
einen Stab in ihrer Hand,
welchen Epidauros Schlange
bei Asklepios umwand.

„Sieh, es rief zu dieser Erde,"
sprach sie, „mich herab dein Flehn!
Aber meine nicht, es werde
dich mein Geist für Sang umweh'n!

In der Bahn des Dichterlebens,
die ſchon früh dein Fuß betrat,
nahm ich oft die Glut des Strebens
für die höhre Kraft der That.

„Könnt ich dir auch Lohn gewähren,
ſagſt du mir auch Treue zu,
liebt' ich dich auch — doch entbehren
deine müden Augen Ruh.
Sind doch deine Bogenſchichten
ſchon bei Tag der Augen Raub!
Jetzt ſey ſtumm bei'm Drang zum Dichten,
für die innre Muſe taub!

„Deine Schuld will ich nicht theilen!
Alles ruht, vom Tagwerk matt;
aber deine Augen weilen
auf dem böſen weiſſen Blatt!
Meiner Lyra Wundergabe
theil' ich aus bei'm Morgenroth;
doch mit dieſem Schlangenſtabe
ſey der Nachtpoet bedroht!"

Mit dem Schritte der Sylfide
war die Liebliche entflohn;

nur zu dieſem Trennungsliede
lieh die Harfe noch den Ton.
Die Empfindung hochgeſteigert
läßt mich wünſchen — hoffen kaum; —
Was ſie wachend mir verweigert
ſchenkt ſie mir vielleicht im Traum!

Arthur vom Nordſtern.

II.

Ernsts von Houwald Landsitz zu Neuhaus bei Lübben.

Gestochen von Frenzel.

Der Dichter der Schauspiele: „das Bild, die Freistatt, der Leuchtthurm, die Heimkehr, Fluch und Segen, die Feinde" u. s. w. so wie vieler höchst anziehender Erzählungen und lieblicher Lieder, der Verfasser des „Buchs für Kinder" und Herausgeber des „Waisenfreunds," ist allen Gebildeten sattsam bekannt. Sein früherer Aufenthalt, Sellendorf bei Golsen in der Niederlausitz, ist nach einer Zeichnung des genialen, nun leider dahingeschiedenen C. W. Contessa, seines fast unzertrennlichen Freundes und Lebensgefährten, in der Penelope auf das J. 1823. mitgetheilt worden. Er vertauschte als erwählter Land-Syndikus der Niederlausitz zu Ende des Jahrs 1822. jenen Wohnort anfänglich mit Lübben, dann mit dem hier, gleichergestalt nach einer Zeichnung Contessa's, abgebildeten ländlichen Besitzthume.

III.

Haus und Garten des Herrn von Quandt, in Neustadt-Dresden.

Gez. und gest. von Frenzel.

Auch dieß Kupferblättchen wird manchen auswärtigen Kunstfreund erfreulich an den ehemaligen Aufenthalt in Dresden erinnern, andere aber, welche die reitzende Königsstadt noch zu besuchen denken, auf eine auserlesene Privat-Sammlung aufmerksam machen. Sie befindet sich in der sehr angenehm, zwischen der Klostergasse (Nro. 225.) und dem Elb-Ufer gelegenen, hier von der letztern Ansicht aus dargestellten Besitzung. Wir heben aus dem gedruckten Verzeichnisse, wovon der liberale Besitzer, ein eben so geistreicher Kenner, als eifriger Beförderer und Beschützer der Kunst, seinen Freunden mehrere Exemplare mitzutheilen pflegt, um sie befreundeten Durchreisenden, die sie etwa selbst einzuführen behindert sind, als empfehlende Begleiter mitzugeben, Einiges des Vorzüglichsten aus (mit kurzen, im Catalog nicht befindlichen Notizen, deren echte Quelle wir verbürgen:) Göthe's Büste in kararischem Marmor, von Chri-

stian Rauch. — Südliche Landschaft von Friedr. v. Rohden. (Vortreffliche und fleißige Ausführung.) — Seesturm, von Franz Catel. (Kräftiges Colorit, leichter und meisterhafter Vortrag in der Malerei, sprechender Ausdruck in den Figuren, große Wirkung im Ganzen.) — Eine antike Statue von Pentelischem Marmor. Hände und Füße sind neu. (Dieses höchst anmuthige Figürchen einer Badenden war des verstorbenen Schadows Liebling. Es ist merkwürdig, einmal, weil eine ganz ähnliche Figur, jedoch in Bronze, sich im Pallast Colonna zu Rom befand, sodann, weil nach Schadows Urtheil diese Statue noch nicht ganz vollendet ist, mithin man daraus sehen kann, auf welche Art die Alten bei ihren Bildhauereien verfuhren.) Ecce homo — und St. Catharina, von Carl Eggers: — Waldpartie, von Reinhardt. — Die Lorenzkirche in Nürnberg, von Reindel. — Madonnenbild, von Angelico da Fiesole. — Das Wunder und der Tod des heil. Zenobius, von Alexander Filipepi, genannt Sandro di Boticello. (Ein Hauptbild wegen des trefflichen mimischen Ausdrucks, des dramatischen Plans und der Seltenheit der Werke dieses Meisters. Es war früher in der Sammlung des Kupferstechers Mezger in Florenz und ward als eine Merkwürdigkeit dieser berühmten Stadt

betrachtet.) — Portrait einer alten Frau, von Christoph Amberger. (Ein Hauptbild.) — Eine Nymphe, von Lucas Cranach. (Sehr vorzügliches Bild dieses Meisters.) — Italienische Landschaft, von G. F. Steinkopf. (Grandios.) — Tyrolergegend, von Joh. Christian Dahl. — Eine Kriegsscene im Winter, von F. Krüger. — Judith, von Philipp Veith (S. Kunstblatt zum Morgenblatt, Novemberstück 1824. und Kunst-Notizenblatt der Abendzeitung von dems. J. N. 17. S. 87.) — Carton zu einem Fresko-Gemälde in der Villa Massini, von Friedr. Overbeck. — Sehr merkwürdige alte Glasmalereien. — Vorzügliche Abgüsse der Venus von Melos, einiger Torso's u. s. w.

Wegen des Uebrigen verweisen wir kunstliebende Leser auf den Aufsatz eines geist- und kenntnißreichen Beschauers — in der Zeit. f. d. eleg. Welt. 1825. Nro. 98. ff.

IV.

Die Mühle im Kaitz-Grunde, unweit Dresden, genannt die Sängermühle.

Gez. und gest. von Frenzel.

Wir haben im vorigen Jahrgange unter den landschaftlichen Kupfern die Mühle des Claude le Lorrain mitgeliefert. Wenn der Lieblingsgegend eines verstorbenen Malers dieß widerfuhr, warum sollten wir nicht auch einer andern Mühle ein Plätzchen einräumen, wo ein Verein noch lebender Gelehrten und Künstler einige frohe Tage verlebte? — Beim Dresdner Liederkreise, der bereits seinen zehnjährigen Stiftungstag gefeiert und während dieses Zeitraums Mehrere der berühmtesten Männer und Frauen, so des In- als Auslands, gern in seiner Mitte verweilen gesehen hat, ist es herkömmlich, in jedem Sommer ein oder zweimal gemeinschaftlich eine Land- oder Wasser-Parthie zu machen; zum Mittelpunkte derselben, wird aus leicht ersichtlichen Gründen, kein öffentlicher Vergnügungsort erwählt. Im J. 1823. brachte einer der Freunde, zuweilen zu Pferde

Topographie ſtudirend, hiezu die hier abgebildete, ſelbſt Einheimiſchen wenig bekannte Mühle in Vorſchlag. So ſetzte ſich denn am Morgen des 25. Julius, eine poetiſche Wallfahrt in Bewegung; andere, worunter auch einige Kunſt und Wiſſenſchaft liebende und übende Fremde, folgten zu Roß und Wagen. Kaum war die Verſammlung vereinigt, als Geſänge, Sonette und dergl. — theils vorher gedichtet, theils improviſirt — wie Blüthen und Früchte von den Bäumen zu fallen ſchienen. Als nun bei der Tafel ein trefflicher Sonnettiſt den Entdecker dieſes Thals als einen zweiten Columbus geprieſen, von dem „Kreuzzuge in den Kaizgrund" aber gerühmt hatte:

„Er pflanzt nun heut des Liederkreiſes Banner
Aufs Mühlendach und nimmt Beſitz vom Ganzen;
Und wenn auch umgeh'n nicht mit Schwert und Lanzen,
Mit Stanzen doch und mit Sonetten kann er —"

ſetzte er hinzu:

Und nennt das Thal nach der Erob'rer Recht
Nun ******s grund dem künftigen Geſchlecht!"

Allgemeine Zuſtimmung; der Grund ward nach dem Entdecker genannt, ſodann aber auch in Vorſchlag gebracht, die gaſtliche Mühle nicht leer ausgehen zu laſſen. Nach manchem Für und Wider, die Wahl

des Namens betreffend, ward ihr auf ewige Zeiten das Prädicat der Sänger-Mühle verliehen. —

Im Frühsommer 1825 wählte man diese Mühle abermals zu der Scene eines ländlich-poetischen Festes. Auch dießmal spendeten die Musen nicht kärglicher; unter andern trieb ein humoristischer Freund in einem, nach der Melodie: Vom hoh'n Olymp ꝛc. zu singenden Liede, mit den Worten: Kaitz und Käuze, ein höchst anmuthiges Wortspiel, wovon die erste Strophe also lautet:

„Hier, wo die Kaitz sanft unter Blüten rauschet,
der blaue Himmel lachet über ihr,
kein Neidischer und kein Verräther lauschet,
ist unsers Bundes Hochrevier!
Jubelnd erschallet der Ordensgesang
schwärmender Käuze dem Bach entlang!"

Daß das Wort: Kauz, mannigfaltiger Bedeutung, jedoch hier blos von den guten und fröhlichen Käuzen die Rede sey, bedarf wohl keiner Erinnerung. Auch ist ja keineswegs die Eule, sondern das niedliche Käuzchen (Strix passerina) der echte Minervenvogel, wie wohl ein Jeglicher dem berühmten Alterthumsforscher Böttiger (s. Muse Jahrg. 1822. Julius. S. 99. ff.) unbeschwert glauben wird.

Uebrigens werden, falls wir nicht ganz irren, die, unſre ſchönen Gegenden aufſuchenden Reiſenden eine Wanderung nach dem Kaitzgrunde ſchwerlich bereuen, einmal, weil jene Landſchaft, mehr der lieblich-idyllischen, als der romantiſch-rauhen Gattung angehörig, mit dem friſcheſten Laubholze und dem üppigſten Pflanzenwuchſe geſchmückt iſt, dann aber auch, weil der Weg dahin über die Reckniţer Anhöhe führt, woſelbſt ſich Moreaus Denkmal befindet. (S. hierüber Moreaus Leben, von F. Ch. A. Haſſe — auch als Verf. der meiſterhaften Biographie Gerh. v. Kügelgen rühmlichſt bekannt. — Dresden, bei Arnold 1816. S. 144. ff. Das Titelkupfer ſtellt beſagtes Denkmal dar.)

Sollte deßungeachtet Jemand über die Aufnahme der Sängermühle in dieſes Taſchenbuch mäckeln, ſo werden wir einer andern Strophe des oberwähnten Kautz-Liedes eingedenk bleiben:

„Der iſt ein Kautz, der, wenn die Muſen ſchweigen,
die Proſa keck in Verſen ſingt,
und, wenn erboßt die Kritiker ſich zeigen,
flugs ſelbſt ſein pereat ſich bringt!
Herrliche Schweſtern und Brüder! o ſchaut's!
Der iſt beim Himmel ein fröhliger Kautz!" —

d. Herausg.



N. d. Natur gez. v. gest. v. J. G. A. Frenzel in Dresden.

Arthurs vom Nordstern Garten zu Dresden.

10858983

10858965

10858985



J. G. Abrens del. et sculp.

Ernsts v. Houwald Landsitz zu Neuhaus bei Lübben.

10858983

10000965

10858985

N. d. Natur gez. u. gest. v. J. C. A. Frenzel in Dresden.

„Haus und Garten des Herrn von Quandt in Neu-
stadt Dresden.

10858985

Die Sänger-Mühle.

10858985



J. G. Brenard del. et sculp.

Die Mühle im Kaitz-Grunde unweit Dresden, genannt
Die Sänger-Mühle.

10858983

Aſpaſia,

die Freundin des Perikles.

Unter den berühmten welthiſtoriſchen Frauen ſind diejenigen ſelten, denen eine ungemiſchte Bewunderung zu Theil wird; denn wie auf der einen Seite das weibliche Verdienſt an und für ſich die Oeffentlichkeit ſcheut, und am ſchönſten in der Stille wirkt, ſo muß es auf der andern kämpfen mit dem rohen Widerſtande der Menge, die unmöglich eine Größe richtig würdigt, welche ſo weit über ihre beſchränkten Begriffe hinausgeht. Auch Aſpaſia hat dieß ſchwere Loos erfahren, ſie ſcheint bei allen ihren außerordentlichen Vorzügen kaum noch mit Ehren als Weib beſtehen zu können, wenn man den böſen Gerüchten Glauben beimißt, die ihr Andenken haben ſchwärzen wollen. Schon Wieland, der übrigens auf Griechiſchem Boden, wo er ihn eigenhändig bepflanzt, zuweilen mehr

ein Spielgenoſſe der muntern Grazien, als ein Diener der ſtrengen Muſen iſt, hat Aſpaſien gegen die herrſchende Verunglimpfung in Schutz genommen; doch läßt er dabei Winke und Beziehungen fallen, zu denen ihm der reingeſchichtliche Standpunkt kein Recht giebt, und befleckt ſo ſelbſt, wenn auch auf feinere Weiſe, das gemißhandelte Bild, welches er in ſeiner Urſprünglichkeit wieder herſtellen wollte; zugleich hebt er von einer andern Seite, geſtützt auf einzelne nichtsſagende Zeugniſſe, Vorzüge hervor, die allein bei Moliere in der Charakteriſtik ſeiner gelehrten Pariſerinnen eine zweckmäßige Wirkung hervorbringen. Die folgende Darſtellung iſt nichts weniger, als eine ſtreng fortlaufende Biographie, der Mangel an zuverläſſigen und zuſammenhängenden Nachrichten macht jeden Verſuch der Art auch dem beſten Willen unmöglich; es muß daher die hiſtoriſche Anſchauung, Reflexion, Vergleichung, ſelbſt die Vermuthung häufig ins Mittel treten, um das Zerſtreute, Entſtellte, Fehlende ſo viel als möglich zu ſammeln, zu berichtigen, zu ergänzen. Auch allgemeine Schilderungen mögen vorkommen, in ſo weit ſie ein angemeſſenes Licht auf Aſpaſien werfen. Es verhält ſich überhaupt mit dem Lebensabriß der außerordentlichen Frau, wie mit einem ſtark verſtümmelten antiken Denkmal. Die echten Bruchſtücke ſind gering, übel zuſammengeſetzt

mit fremder Arbeit; man muß nothwendig die unnatürliche Verbindung auflösen, die Gestalt des Torso zu errathen, und im Geiste desselben das Ganze auszuführen suchen, und wäre das Unternehmen noch gewagter, als es ist. Leichter ginge es freilich von statten, wenn das Beispiel der Pyrrha eine Wiederholung erlaubte, die aus rückwärts geworfenen Steinen ihr Geschlecht bildete. Da es hier aber um einen bequemen Mittelweg zwischen strengem Ernst und bloßer Unterhaltung zu thun ist, so sey, wo es irgend angeht, auch die Wünschelruthe der Phantasie mit bescheidener Hoffnung angeschlagen.

Aspasia war nach der allgemeinen, unbestrittenen Aussage, eine Milesierin und zwar die Tochter des Apiochus. Einige neuere Schriftsteller nennen ihre Familie ausgezeichnet; bei den Alten kommt darüber keine sichere Spur vor. Sie gehörte zu den Freigebornen, daran läßt sich nicht zweifeln. Unter verschiedenen innern Gründen für die Wahrheit dieser Behauptung steht der Umstand oben an, daß die Zügellosigkeit der Komiker, von der Aspasia viel leiden mußte, widrigenfalls den Flecken einer bürgerlich unvollkommenen Geburt gewiß spottend benutzt hätte.

Welches Jahr Aspasien ins Daseyn rief, ist ungewiß. Selbst die Vermuthung kann sich hier auf

keiner Seite mit einiger Sicherheit anlehnen, weil eine so einzige Erscheinung alle jene chronologischen Schlüsse abschneidet, die sonst mit Recht bei gewöhnlichen Frauen, aus ihren spätern Verhältnissen gezogen werden. Dazu kommt noch, daß die Griechinnen, sprossend in dem Blüthenalter der Welt, den frischen Duft des Lebens weniger schnell mögen ausgeathmet haben, als es der Fall ist in dem überheizten Treibhause der Gegenwart, einzelne Schooßkinder des Glücks abgerechnet, die auch unter uns einen doppelten Frühling des Lebens darstellen, zweimal blühend, gleich den Rosen von Pästum. Helena und Penelope, dieses zweiblättrige Immergrün, könnte die obige Meinung kräftig unterstützen, dürfte man Beispiele pflücken aus dem Wundergarten der Poesie, und läge eine solche Berufung nicht so nahe bei dem Apfel der Eris. Ueberhaupt soll ein Geschichtschreiber der Frauen das Fachwerk der Zeit den Genealogen überlassen, die in ihren Kalendern, selbst von den ersten Fürstinnen, oft mehr verrathen, als diese hören wollen. Unter dem Schirme dieses Grundsatzes gehe denn Aspasia, unbelauscht von vorwitzigen Augen, aus dem Schooße des schönsten Jahrhunderts hervor, wie Venus Anadyomene aus dem Schaume des Meeres; alles Große zieht sich bei seinem Ursprunge ins Dunkle zurück! mit diesem Wahlspruch sey ihre Geburt gefeiert.

Der Ort, wo der Mensch das Daseyn und die frühste Bildung empfängt, greift gewöhnlich tief in den Gang seines Lebens ein. Wie das Drama eine bühnengerechte Umgebung erfordert, mit ihr wesentlich zusammenfließt, so gehört auch zu jeder einzelnen, zumal ausgezeichneten Laufbahn ein eigener Boden und Himmel, kurz ein besonderes Klima des Erdgeistes. Es war eine unschätzbare Gunst des Schicksals, daß Aspasia in Milet geboren wurde, Joniens erster Stadt, der Gründerin vieler Städte am Pontus, in Aegypten und den übrigen Theilen der Erde; mit diesen prächtigen, aber wohlverdienten Namen bezeichnete sie sich selbst auf einer alten Inschrift; sonst hieß sie auch die Krone von Jonien, das Bollwerk Asiens, die Erste in Krieg und Frieden, mächtig zur See und die fruchtbare Mutter, die ihre Söhne in jede Gegend aussendet; ja selbst Joniens Athen erblickte die Bewundrung in ihr. Es war nicht genug an der irdischen Gewalt dieser einmüthigen Zeugnisse, sie wurden noch verstärkt durch die Stimme der Religion, die in einem Orakelspruche bei Gelegenheit einer Anfrage, auf die früheren Großthaten der gewaltigen Stadt sehr vernehmlich hinwies. Ungewissen Ursprung's erhob sie sich schnell, der Dreizack Neptuns war der Anker ihres Glücks; dieser verließ sie nicht im Kampfe mit Lydien, unter Cyrus

erfreute sie sich vermöge eines Bündnisses günstiger Bedingungen, im Freiheitskriege der Jonischen Städte ging sie allen voran durch ihr Beispiel; bald nachher zerstört von den siegreichen Persern, flößte sie durch ihr Unglück den leichtbeweglichen Athenern ein so tiefes und gerechtes Mitleid ein, daß sie dem Trauerspieldichter Phrynichus eine Geldstrafe von tausend Drachmen auflegten, weil er gewagt hatte, einen solchen Jammer auf der Bühne darzustellen. Vielleicht war ihrem Kunstsinne, der die idealen Gestalten der heroischen Vorwelt liebte, um dieß im Vorübergehen zu sagen, auch schon die bloße Berührung des Gegenwärtigen anstößig. Milet erholte sich wieder, die Fülle der Kraft sinkt nirgends leicht auf einen Streich; als es aber später sogar dem Macedonischen Alexander, der nur vom Tode besiegt werden konnte, den Weg vertreten wollte, neigte sich seine Größe tiefer als je, und schwand im Laufe der spätern Jahrhunderte so völlig dahin, daß noch jetzt keine feste Meinung besteht über die Barbaren, welche den ehemaligen Augapfel Joniens vom Antlitze der Erde weggetilgt haben. Marius auf den Trümmern von Carthago ist tragisch erhaben, die Nemesis mit zwei Häuptern der Medusa, Aspasia, die ihren Geburtsort sucht und nicht finden kann auf der wüsten Stätte, unter der Sichel des Halbmondes, sie bietet

der Phantasie ein Nachtstück dar, über das die Heroen im Elysium weinen würden, wie Achilles um den Leichnam des Patroklus, könnten sie von dieser Katastrophe der Menschheit ahnen, was wir wissen. Daß ein Tag bevorstehe, wo das mächtige Troja fallen werde, sah der großsinnige Hektor mit ahnungsvoller Wehmuth vorher; denken wir uns einen Augenblick, daß Homer in dieser Vorausſage wegen des untergegangenen Milets für Aspasien zu einer Sibylle geworden ist — hat er doch den allegorischen Auslegern ganz andere Dinge verkündigen müssen; so hören wir im Geiste von den Lippen der ersten Jonischen Frau den Klaggesang des ersten Jonischen Sängers um die erste Jonische Stadt. Hier oder nirgends wohnen die Götter! lautet die natürliche Anwendung. Der Mäander, ein Fluß in der Nähe Milets, hatte nach den Worten eines spätern Sophisten, bald nach dem Anfange der christlichen Zeitrechnung dem Seefahrer das Meer genommen, und es unter die Ackerleute im Felde ausgetheilt; man sähe Furchen, bemerkt er, wo sonst Wellen schlugen; Lämmer spielten, wo einst Delphine scherzten, und statt den heisern Schiffer zu hören, werde man von dem süßen Wiederhall der Flöte entzückt. Dem Reiseberichte Chandler's zufolge, der aber Widerspruch erfahren hat, findet man an der Stelle des alten

Milet nichts als Ruinen und einen elenden Flecken, der unter dem Namen Palat, oder die Pallăſte, die frühere Herrlichkeit mit bitterer Melancholie verſpottet, und Stücke von Marmor, zerbrochene Schwibbogen, zerſtreute Fußgeſtelle und Inſchriften zu einer Moſaik des Unterganges weiht.

Steht nun, wie vorhin angedeutet wurde, der Menſch in einem unmittelbaren Zuſammenhange mit den örtlichen Einflüſſen, ſo lohnt es nicht blos der Mühe, ſondern es iſt auch Pflicht, den Schauplatz einigermaßen zu ſkizziren, der Aſpaſien zur Wiege ihrer künftigen Größe diente, in der ſie, fern von der Heimath, unter ihrem Geſchlechte hervorragte, wie Pallas Athene auf der Akropolis unter den übrigen Göttinnen. Vieles traf zuſammen, was ihr den glücklichſten Weg bereitete. Sie gehörte als Mileſierin dem Joniſchen Stamme an, der nach ſeiner Eigenthümlichkeit gleichſam das freieſte Gebilde von Feuer und Luft war, ſo heftig im Ergreifen, als gränzenlos im Verarbeiten, und zwar nach den verſchiedenſten Formen; er trieb ſeine Beweglichkeit durch ein Uebermaß zuweilen bis zum Oberflächlichen und Leeren, es fehlte ihm mit einem Worte der tiefere Schwerpunkt des Innern. Dieſe Charakteriſtik iſt kein Traum der Willkühr, ſie ſteht in genauer Verbindung mit dem Eindrucke, den die übrigen Griechen in ihren

verſchiedenen volksthümlichen Gruppen hervorbringen; unter denen beſonders die Dorer von vielen Seiten einen Gegenſatz zu den Joniern ausdrücken. Die Abweichung der urſprünglichen Sinnesart zeigte ſich in Lebensweiſe, Gebräuchen, Sitten, Verfaſſung, Erziehung, Geſetzgebung, Gottesdienſt, Sagen, Sprachweiſe, Philoſophie, bis zur Kleidung herab; auf den größern Rahmen, welche die verwandte Perſönlichkeit der einzelnen Maſſen darſtellten, lebten oft noch mit befreundeten Zügen und Abſchattungen der Verwandſchaft, beſondere kleinere Genoſſenſchaften in einer Art von freiem Beiwerk, ſo daß die menſchliche Natur von ihren höhern Ordnungen bis zu der Mannichfaltigkeit der Einzelweſen ohne Sprung und Härte ſich entfaltete. Griechenland war in dieſer Hinſicht das größte geſchichtliche Panorama, das umfaſſendſte Syſtem von Zwecken, Kräften, Eigenſchaften, Meinungen, Contraſten bis zum Seltſamen und Widerſprechenden. Wenn auch die Thatſachen nicht ſo laut dafür zeugten, als ſie es thun, ſo würde der hingeworfene allgemeine Wink über die Joniſche Eigenthümlichkeit für ſich allein zu einem Schluß über die damit zuſammenſtimmende Lage der Frauen berechtigen; denn eben dieſe änderte und färbte ſich noch mit der Natur des jedesmaligen Stammes. So ſtehen die Spartanerinnen in vielen Stücken ſo einzig

da, daß sie gar keine Vergleichung erlauben; Weichlichkeit und Pythagoreismus haben den Frauen in Großgriechenland ebenfalls eine sehr abweichende Richtung gegeben, und die Lesbierinnen stechen genugsam hervor durch die Flamme der Leidenschaft, welche ihre Dichterin Sappho nur in den Fluthen des Meeres löschen konnte. Die Absonderung zwischen Männern und Frauen war also in Jonien gewiß nicht so streng, als man sie sonst im Allgemeinen zu denken pflegt; die stete Liebe, sich nach allen Seiten auszubreiten, so wohl im Hervorbringen, als Empfangen, die fröhliche Gemüthlichkeit, welche das Leben sorglos wegscherzte, die glückliche Feinheit, die auch aus dem Gewöhnlichen, Unbedeutenden, Zufälligen, wie vielmehr aus dem Seltenen Reizenden, Interessanten ununterbrochen Nahrung sog, wenigstens für die Augen der Phantasie, diese Aeußerungen sind sämmtlich ein treuer Ausfluß der bezeichneten Volksthümlichkeit, sie mußten wohl auch zwischen beiden Geschlechtern zu einer bequemern, höher gebildeten und gewiß auch oft edler gehaltenen Geselligkeit führen. Die Geschichte bestätigt diese allgemeine Folgerung, indem sie den Jonierinnen ausdrücklich die angenehmen Talente nachrühmt. Eine solche Lage der Dinge mag Aspasien früh zu Statten gekommen seyn; sie zeichnete sich auf dem ebenen Wege gefälliger

Sitte unfehlbar kräftiger aus, als die Schule der Homeriden auf dem nahen Chios in Ausübung der Poesie; sie lernte vielleicht durch stille, fortgesetzte Vergleichung, ohne daß wir die Schranken des öffentlichen Anstandes deshalb ungebührlich zu erweitern brauchen, ihren überwiegenden Werth erst ahnen, dann fühlen, zuletzt einsehen, und entschloß sich nun, jedes gültige Gewicht in die Wagschale zu werfen. Je tüchtiger der Einzelne unter den Seinigen hervorragt, desto reiner und stärker spiegelt er auch die Volksthümlichkeit der Umgebung ab, der Genius der Gesammtheit offenbart sich recht eigentlich in demselben; so zwar, daß er eben von dem Gipfel der Abgeschlossenheit, wegen des größern Ueberblickes und lebhaftern Reizes auch die Feuersignale des Geistes nach verschiedenen, selbst entgegengesetzten Richtungen wahrnimmt. Aspasia war nun eine von den großen Erscheinungen, in welchen die Jonische Vollendung mit den schönsten Farben ausstrahlte; denn nur eine Orientalische Barbarin wird ihr diesen Vorzug deshalb absprechen, weil sie ein Weib ist, als seien die Männer die einzigen Leiter der ewigbildenden Urkraft; folglich genoß sie auch, weil sie das Beste ihres Vaterlandes in dem Brennpunkte ihres Wesens vereinigte, mit weissagendem Gefühl die auserlesensten Früchte des gesammten Griechenlandes. Es hängt viel davon

ab, die urſprüngliche Gemüthsverfaſſung Aſpaſiens, dem Joniſchen Charakter gemäß, möglichſt ſcharf aufzufaſſen; wird auch nur ein allgemeiner Eindruck erzielt durch das naturgemäße Vertrauen, die Lebenskraft der Wurzel müſſe beſonders im Schmucke der Krone durchdringen, ſo iſt doch annäherungsweiſe der Grundton angegeben, auf den die Melodie des Lebens auch bei den mannichfaltigſten Bewegungen zurückkehrt.

Das Geſagte erhält eine Erweiterung durch den folgenreichen Umſtand, daß Milet eine Axe des Handels war, wie wenige Städte der alten Welt. Sie lag auf einem auswärts gekehrten Bogen des Landes, gegen Norden umarmt von einem ziemlich tiefeindringenden Buſen; von Oſten her ſenkte ſich der Berg Latmus in ehrerbietiger Entfernung, wie zur Huldigung herab, mehr oder weniger ſüdlich und weſtlich wieſen einzelne kleine Inſeln faſt in der Geſtalt einer durchbrochenen Vormauer auf die Königin der Küſte hin; weiter über ihnen lag Samos in ſtolzer Selbſtgenugſamkeit, eine aufmerkſame Nebenbuhlerin, die den offenen Kampf nicht immer ſcheute. Vier Häfen, einer ſo groß, daß er eine ganze Flotte faßte, ſtarke Mauern, prächtige Tempel, zum Theil von großem Umfange, Theater, unter denen eines noch bis auf den heutigen Tag die edelſten Trümmer darbietet, Hal-

len, Denkmäler des Ruhms, Werke des Luxus, zahlreiche Manufacturen und Fabriken verkündigten laut, daß der Saum von Kleinasien, dieser Brustgürtel der Freiheit, keinen köstlichern Edelstein besitze als Milet. Nach Plinius hatte es achtzig, nach Seneca fünf und siebenzig Colonien ausgesandt; so bewährte sich auch von dieser Seite das eigenthümliche Streben der Jonier ins Weite, Vielfache, Unbegränzte; sie wiederholten gleichsam zu Schiffe, was Homer im Liede gesungen; denn wie er unerschöpflich ist in Darstellungen des Einzelnen, die Episoden scheinen, aber keine sind, gleichergestalt streuten seine Landesgenossen einzelne Städte wie Samenkörner über die Erde, die nichts destoweniger zu einer gemeinschaftlichen Erndte zusammenwuchsen. Wie sehr auch der Seehandel der Alten von dem gegenwärtigen abwich, so knüpfte er dennoch dort wie hier Verbindungen, nicht blos in materieller, sondern auch in geistiger Hinsicht, die sich nothwendig in dem Punkt mehr als irgendwo zusammendrängten, umsetzten, ausbildeten, von dem der Hauptstoß der verschlungenen Thätigkeit ausging. Der Anblick des Meeres allein schon schwellt das Herz, aber was ist die erregende Kraft des Elements gegen die ungeheure Circulation, die ein Weltmarkt unterhält? Und wie muß er auf die Bildung, den Genuß, den Lebensverkehr, die Gesinnung, kurz

auf die Organisation eines Volkes wirken, das, wie das Jonische, jedem Eindruck offen stand, und ihn auf der Stelle nach jeder Seite fortpflanzte und erweiterte? In der Mitte dieser unermeßlichen Bewegung verfloß die Jugend Aspasiens, wenigstens dürfen wir dieß bei der Lückenhaftigkeit der Nachrichten mit gutem Grunde annehmen; sie war demnach nicht bloß in die allgemeine Regsamkeit verflochten, die den Gesetzen der Wechselwirkung folgt, sondern sie mußte noch weit mehr den eigenen Schwung beherrschen, der sich neben jenem brausenden Wirbel in einer reich und tief ausgestatteten Natur mannichfaltiger und heftiger ankündigt, als in jeder andern, und oft erst später ein gerader, gleichförmiger Flug zum Ziele wird. Man sage nicht, Milesierinnen seyen als Frauen wenig oder gar nicht in Berührung mit dem öffentlichen Treiben gekommen; diese Meinung klingt wie das Vorgeben, die Luft habe einmal zu irgend einer Zeit die Lust verloren sich auszudehnen, und sey plötzlich aus Trägheit fest geworden. Ueberall, in jedem Bezirke des Lebens, sondere sich derselbe noch so künstlich und streng, fast nach Art eines Gefängnisses, in wohlverwahrte Abtheilungen ab, giebt es Wege, Quellen, Kanäle der Mittheilung, die weder Klugheit, noch Gewalt verschließen kann. Die Seele der allgemeinen Geschäftigkeit ist ein flüssiges, äthe-

rifches Weſen, das jeden Körper der Geſellſchaft durch unſichtbare Pore ergreift und ſtimmt. Es dürfte jemand halb im Scherz und halb im Ernſt die beſſeren und gebildeten Frauen Londons als Gegenbeweis anführen, die, obwohl die Wogen einer dienſtbaren Welt ſich unaufhörlich zu ihren Füßen brechen, deſſen ungeachtet den Reizen einer vielſeitigen und beharrlichen Annäherung hartnäckiger widerſtreben ſollen, als viele ihrer Schweſtern auf dem Feſtlande, mitunter ſolche, die genau geſprochen gegen jene einen Käfig und obendrein im Keller bewohnen. Angenommen, daß die Sache ſich wirklich ſo verhält, und mit der Moral einer geſchichtlich verbrämten Fabel nichts zu thun hat; laſſen ſich denn Engländer und Jonier vergleichen, zerrinnen jene nicht vor dieſen, da, wo es auf den genußreichen Austauſch des Lebens ankommt, wie der Nebel vor der Sonne? Mit demſelben Rechte kann man den hinkenden Vulkan in ſeiner Werkſtatt neben den vorſchreitenden Apollo im Kreiſe der lauſchenden Muſen ſtellen. Die geſchilderte Eigenthümlichkeit der Jonier, welche die Ausbreitung des Handels in den verſchiedenſten und entfernteſten Gegenden nur noch bedeutender entwickelte, lüftete auf jeden Fall auch die Bande des Umgangs zwiſchen den beiden Geſchlechtern, und ſind ſie unter dieſer Annahme auch noch immer ſtärker angezogen geweſen, als wir

begreifen, so fielen doch gewiß Funken in das weibliche Gemüth, die eine Wärme entzündeten, wie sie da nicht durchdringen kann, wo die Einwohner bei fehlender oder erschwehrter Verbindung ganz oder größtentheils auf sich selbst beschränkt bleiben. Schon die Artikel eines reichen und ausgesuchten Anzugs richten den Blick der Frauen vom Altar und Heerd auf die Nähe und Ferne, die so köstliche Güter spenden; diese Aufmerksamkeit wirkt augenblicklich zurück auf Oekonomie, Erziehungsweise, Beschäftigung, Geschmack, kurz dieser einzeln herausgegriffene Punkt gleicht vollkommen der Unruhe in einer Uhr. Solcher elastischer Federn giebt es aber gar viele, und einige sind gefährlich zu berühren. Aristophanes, dieser Beobachter aller Beobachter, hat auch das handelnde Milet nicht aus den Augen gelassen, er schüttet nach seiner kräftigen beizenden Art ein Laugenbad über die muntere Stadt aus, welches unverkennbar darthut, daß Merkur und Venus hier öfter zusammenkamen als irgendwo, Corinth etwa ausgenommen, das gleichfalls diese Vertraulichkeit der beiden Himmlischen dem Handel verdankte. Die Mythologie der Alten, heutzutage oft gemißbraucht zu den wunderlichsten Grillen, mag dem zart auszusprechenden Gedanken ihre Schleier borgen, wirft sie ihn doch über so Vieles, und so kommt Danae, die Jupiter im gol-

denen Regen besucht, trotz des Thurms, in den sie der gewarnte Vater verschlossen hatte, der schüchternen Sprache passend zu Hülfe. Danae führt leicht zu Aspasien, ohne daß beide über die Nachbarschaft erstaunen dürfen, auch hat die letzte später in Perikles ihren Jupiter gefunden, mit dem ihn Aristophanes wirklich zusammenstellt, wenn er ihn wie diesen donnern und blitzen und Griechenland durch einander rütteln läßt. Der obige Fingerzeig ist keinesweges ehrenrührig; genug, wenn er zu verstehen giebt, daß Milet mit seinen weltumfassenden Armen auch die Frauen milder, sorgloser, freier und dadurch eben auch würdiger stellte, als es sonst unter den Griechen gewöhnlich war; ein Verhältniß, das richtig gedacht, keine Farben der Uebertreibung duldet und zwischen orientalischem Zwang und neueuropäischer Ungebundenheit vielleicht in einer glücklichen Mitte stand. Auf diese Art wirft die bequemere Sitte der Vaterstadt keinen nachtheiligen Schatten auf Aspasien, sie mag vielmehr in Beziehung auf ihre lebendigere Umgebung den Bildern entsprechen, deren Umriß sich eben so sehr über mühsame Härte, als lockere Verflossenheit erhebt; das schönste Maß für das Talent einer siegenden Liebenswürdigkeit und den Adel einer sichern Haltung. Es lassen sich viele besondere Wege denken, auf denen sie unter solchen beseе-

lenden Verhältniſſen ihre Bildung und mit derſelben ihren Ruhm vorbereitete. Es ſey indeſſen an einer allgemeinen Bemerkung genug. Milet bot durch ſeine ausgebreiteten Verbindungen der wachſenden Weltkunde den reichſten Stoff dar, und ſetzte ſchon früh jene reizenden Sagen in Umlauf, die zwiſchen Geſchichte und Mährchen mit betrügeriſchem Schimmer ſchwankten. Ein beharrliches Schweigen oder eine abſichtliche Verdrehung, wie die Phönicier aus Intereſſe ihres Handels befolgt haben ſollen, iſt bei der lebhaften Mittheilungsluſt der Jonier nicht anzunehmen, außerdem kommt es hier nicht auf ſtrenge Wahrheit an. Die Schriftſteller, von denen dieſe ſeltſamen Zwittergeſtalten ausgingen, hießen Logographen; mehrere Mileſier haben in dieſer gemiſchten Gattung, wofern die Unbeſtimmtheit ſo heißen darf, wenn auch nicht ihre Werke, doch ihre Nahmen auf die Nachwelt gebracht. Man las damals freilich nicht wie jetzt unter der Reichsfahne der Buchdruckerkunſt; Buchſtaben als Erkenntnißmittel widerſtanden überhaupt der Maſſe des Griechiſchen Volks ungefähr eben ſo, wie uns Spinngewebe, die Griechinnen vollends haben ihre Augen gewiß eher an tauſend andern Dingen geweidet, als an den Schriftzügen einer Hand; denn die Billets-doux und Stammbücher waren damals nicht im Schwunge wie jetzt. Deſto mehr galt das

lebendige Wort, wie eine Siegesnachricht eilte es von Munde zu Munde, geflügelt nennt es Homer, geflügelt blieb es, ein Adler des Zeus, so lange die Kraft des Volkes dauerte, geflügelt wird es wiederkehren in der Gestalt eines Phönix, wenn die Augurien der Gegenwart nicht trügen. Seefahrer reden von ihren Abenteuern, wie Soldaten von ihren Schlachten, das Ferne, Ungesehene, kaum Geahnete und doch in seinen Wirkungen und Gaben Gegenwärtige zieht die Phantasie, die Wißbegierde, die Unternehmungslust mit unauflöslichen Banden an sich; so gelangt die erste vorbereitende Kenntniß der Erde, mannichfach versetzt, entstellt, überboten, mit Irrthümern durch Verfälschungen, von Großsprechereien, unter die Masse des Volks und pflanzt sich von hier aus in demselben, nur noch ausschweifendern Geiste fort. Es ist nicht zu glauben, daß das weibliche Geschlecht bei seiner Liebe zum Neuen, seinem Geschmack am Außerordentlichen, seinem Hange zum Wunderbaren, so ergötzlichen ansprechenden Entdeckungen lange oder auf immer habe fremd bleiben können; die Milesierinnen müßten denn von anderm Fleisch und Blut gewesen seyn, als die heutigen Frauen; am meisten widerspricht die Annahme einer dumpfen Gleichgültigkeit, eines verkümmerten Brütens, eines eintönigen Mechanismus der Vorstellung, die wir uns von Aspasien

in Gemäßheit der spätern Nachrichten machen müssen. Auch war damals das Sagenhafte zwar noch lange nicht verschwunden, aber doch schon mehr geschieden, die Wahrheit dämmerte in mehrern Punkten bereits merkbar auf, beschützt von den Ansichten der Philosophen; endlich hatte die Berührung zwischen dem asiatischen und europäischen Griechenland, zumal nach dem Jonischen Freiheitskampfe, eine Innigkeit erlangt, daß die stammverwandten Gegenden, ungeachtet einzelner Ausnahmen, im Ganzen eine unverbrüchliche Anziehungskraft bewahrten, wie denn das Zusammenhalten nach dem Zeichen des gemeinsamen Ursprungs einen unterscheidenden Vorzug der Griechen ausmacht. Und nun ist es hoffentlich auch klar und so gewiß, als eine Folgerung aus solchen Vordersätzen seyn kann, wie und daß Aspasia ihren Blick früh von ihrer Vaterstadt, die ihr gleichsam zur Warte diente, nach andern Weltpunkten richten mußte, fortgezogen von der schmeichelnden Gewalt aller der Eindrücke, die ein solches Gemüth auf einer solchen Höhe der Anschauung sammelt. Endlich zündete auch das herrliche Klima Joniens von allen Seiten Fackeln an, in deren Glanz der Blick einer Seele, der über das Nächste mit regem Drange und muthiger Geschäftigkeit hinwegeilt, heller aufleuchtete und süßer schwelgte. Homer verdankt ohne Zweifel die Klarheit und Macht

seiner Weltdarstellung zum Theil den belebenden Eindrücken seines Jonischen Vaterlandes; dieses bildete, so zu sagen, das goldene Plektrum, mit dem er die mannichfaltigsten Echo's der verschiedenen Erdtheile aus den bebenden Saiten hervorlockte. Wenn nun dieselben Ursachen auf demselben Gebiete dieselben Wirkungen hervorbringen, so erblühte gewiß auch die Phantasie Aspasiens mit ähnlicher Lust und Kraft in dem Reize ihres Aufenthalts und feierte jene stillen Eroberungszüge, die auch ohne sichtbare Gegenwart von der Fremde Besitz nehmen. Wie überhaupt das Licht die Pforte ist, durch welche das Universum heraustritt, so setzt es auch jedes Land, auf dem es mit einem besondern Wohlgefallen ruht, in eine Art von Fluß, verwandelt es in ein schwimmendes Delos, auf dem Apollo und Diana geboren werden, jener für die Siege des Tages, diese für die Feste der Nacht. Was ein älterer deutscher Dichter so zart als treffend vom Frühling singt, indem er ihn einen Kuß nennt, welchen der Himmel der Erde giebt, das gilt füglich auch von der fruchtbaren Umarmung der Elemente, in deren Schooße Milet ruhte. Deshalb haben wir auch ein Recht, Aspasien in dieser verwandten Hinsicht als eine Schwester Phaethons zu denken, die strebend wie er, aber glücklicher, den Sonnenwagen der Weltanschauung mit sinnigem Ernst regierte.

Wie lange hat sie sich wohl still nach Athen hinübergesehnt, diesem Götterſitz des Geistes? Feuriger durchschwamm vielleicht Leander den Hellespont nicht, um seine harrende Hero zu umarmen, als Aspasia mit trunkenem Blicke über das ägäische Meer schweifte, der olympischen Rennbahn zu, wo sie einst in der Myrte auch den Kranz der Olive finden sollte. Eine Frau, die den ersten Mann im Athenischen Staate zu fesseln wußte, rechtfertigt vollkommen eine solche Kühnheit des Ausdrucks.

Bis jetzt ist die Darstellung gewissermaßen noch immer eine Landschaftsdecoration geblieben, im Dienste und zum Schmucke einer einzigen Figur; es ist Zeit, die Physiognomie der Geistesbildung insbesondere anzudeuten, die Jonien recht eigentlich zur schönsten Vorschule Aspasiens erhob. Die Eigenthümlichkeit des Volksstammes hatte sich damals vollständig ausgearbeitet, denn die nachherige Entwickelung bietet nirgends neue oder stärkere Züge dar. Das beweist zuvörderst der Styl der Baukunst; nahe bei Milet stand als der würdigste Beleg ihrer nationalen Ausbildung der Tempel der Branchiden, oder wie er später hieß, des Apollo Didymäus; die Trümmer desselben helfen noch bis auf diesen Tag uns den Charakter jenes eigenen architektonischen Schema vergegenwärtigen. Den höchsten Rang behauptete auf

Jonischem Boden der Tempel der Diana von Ephesus, eines von den Wundern der Welt; im Sinn und nach dem Ausdruck der folgenden Geschlechter. Die Poesie hatte im Homerischen Epos schon seit Jahrhunderten ihren Gipfel erreicht, vergleichbar jenem Edelsteine, welchen die Mineralogen das Weltauge nennen. Die lyrische Poesie der Jonier athmete ursprünglich die Begeisterung des Kampfes und der Vaterlandsliebe, überhaupt hing die ganze Gattung innig und unzertrennlich mit der republikanischen Gesinnung des Alterthums zusammen, so daß man die eine ohne die andere gar nicht denken kann. Die Jonische Genußliebe ließ es neben den heroischen Ergießungen des Gesanges nicht an den leichten, reizenden, selbst üppigen Spielen geselliger Freude fehlen, besonders gilt dieß von der spätern Zeit. Das Drama steht im Hintergrunde, vorzüglich in Vergleich mit Athen; es scheint, daß die Jonische Sinnesart, einmal fixirt, durch große Muster in bestimmten Gebieten, der festen Concentration widerstrebte, welche die Vollendung dieses Zweiges der Poesie erfordert. Außerdem fehlte dem öffentlichen Wesen die Breite der Basis, auf welcher das Gedeihen der dramatischen Vortrefflichkeit wesentlich beruht; doch ist dieß mit Einschränkung geltend zu machen, denn von den Griechischen Städten Siciliens, deren politische Ent-

wickelung die Jonischen schwerlich überflügelte, ging das Lustspiel aus, und später auf Athen über. Die Musik nahm nach dem verschiedenen Gehalte des Liedes auch eine eigene Bestimmtheit an; die nähere Kenntniß dieses sehr zusammengesetzten Verhältnisses gehört zu den Schwierigkeiten, die noch ihrer vollen Aufklärung entgegen sehen. Der Geschichtschreibung war von den kyklischen Dichtern und verwandten Sagenerzählern vielfach vorgearbeitet worden; sie fand ihren Vater in Herodot, der geboren in Halikarnaß, einer Dorischen Stadt, dennoch in seinem ewigen Werke der Jonischen Weise und Sprachart durchgängig treu blieb, selbst in den Formen der epischen Verkettung und in den Ausflüssen einer regen Kindlichkeit. Ja, so tief wurzelte das Wesen des Volkes, so unwiderstehlich verbreitete es sich in jeder Richtung, daß es auch in den Grundsätzen und Gestalten der Philosophie deutlich durchdringt, wie z. B. bei Thales, Anaximander, Anaximenes, sämmtlich Milesiern, in dem Principe des Flüssigen, Unbestimmten, Unendlichen, wovon auch der durch seine Dunkelheit berühmte Heraklit aus Ephesus keine Ausnahme macht. Die Speculation konnte so wenig, als die Geschichte, eine poetische Farbe verläugnen. Nun denke man sich diesen Geisterreigen mit allen früher bezeichneten Schwingungen, unter dem schön-

ſten Himmel beim regſten Leben, deſſen Seele ein unerſchöpflicher Ausfluß war, und auch die beiden Geſchlechter einander näher brachte als irgendwo; ſo geſtalte ſich Aſpaſia in dieſer Temperatur der Kräfte zu einer Aeolsharfe, welche die allgemeine Harmonie in jeder herrſchenden Tonweiſe aushaucht, wie die Nachtigall ihre Liebe während des Frühlings. Das Nähere über die Art und Weiſe, wie ſie ſich die Joniſche Bildung als Weib aneignen konnte, bleibt dem Orte vorbehalten, wo derſelbe Punkt in Beziehung auf die Athenerinnen zur Sprache kommt.

Die Gabe der Rede verdient noch eine beſondere Erwähnung, ſie zeichnete ſich bei den Joniern aus durch ihren klaren, reinen, ſchmeichelnden, überhaupt ergreifenden Vortrag; im Munde der Meiſter floß dieſe zumal ſüßer als Honig, um dem Homer einen Ausdruck abzuborgen, der eigentlich ausſchließend von den runden Lippen gebraucht werden ſollte, mit denen Aſpaſia jeden Stoff bezwang. Denn tragen wir das urſprüngliche Talent der Mittheilung, in dem ihr Volk ſo entſchieden glänzte, auch auf ſie über, die eine von den Hauptzierden der Jonier bildet und ihnen unmöglich in einer ſo tiefen, charakteriſtiſchen Eigenheit nachſtehen kann; ſo entwickelt ſich uns der reizendſte Begriff, den der weitere Verlauf hinlänglich beſtätigt. Reichthum der Empfindung, Feinheit

der Behandlung, Glanz der Farben, Lebendigkeit des Fortschrittes, Schweben des Zusammenhanges im Gegensatz einer schwerfälligen oder auch nur strengen Verknüpfung; diese Vorzüge fließen unmittelbar aus der Vollendung des Jonismus; wie viel bleibt aber dabei noch zu errathen übrig, das in dieser oder jener Vorneigung der Auswahl, des Geschmacks, der Kritik, des Witzes, eben die schärfste Persönlichkeit darstellt. Büffon sagt, der Styl ist der Mensch selbst; man darf bei der feinern Organisation des Geschlechts unbedenklich hinzusetzen: die Stimme ist die Frau selbst, nämlich in allen den Fällen, wo die Natur ihr Werk, wie in Aspasien, auf eine großartige Uebereinstimmung angelegt hat. Warum ist es der Musik nicht möglich, den unterscheidenden Sprachklang, in dem eine solche Seele an- und austönt, mit derselben Treue wiederzugeben, als die Plastik ein geliebtes, verehrtes oder sonst verherrlichtes Haupt über dem Schattenreiche emporhält? Statt dieses traumähnlichen Wunsches bietet der Vergleich zwischen der herrschenden Darstellungsweise der Jonier und Athener in dem Zeitalter Aspasiens eine ziemlich bestimmte Ansicht dar, die nicht zu vernachlässigen ist. Die Attische Eigenthümlichkeit behauptete sich nicht bloß in der Mundart, sondern auch in der Gedankenverknüpfung, zwischen der Dorischen und Joni-

schen mit einer eigenen nachdrucksvollen Mäßigung; weniger streng als jene, die bis zum Harten und Herben stieg, vermied sie auf der andern Seite das Weiche, wodurch diese auf Abwegen ins Lockere und Verschwommene ausartete; sie bestand demnach in einer wohl angemessenen und durchgeführten Gediegenheit. Diese aber war gerade für Aspasien das blinkende Ziel, wenn sie die Kunst der Rede mit Vollendung üben wollte; Weisheit im Entsagen und Selbstbeschränken, das beste Mittel zu jeder Art der Größe, war daher auch hier nothwendig, um den Ueberfluß des Jonischen Bildungstriebes zweckmäßig zu beherrschen; mit andern Worten, Pallas Athene, das Urbild der thätigen Besonnenheit, mußte der Milesierin einen jener tiefdringenden Blicke zuwerfen, an denen ein wohlgeschaffenes Gemüth genug hat für immer. Die Möglichkeit einer dahin abzweckenden Entwickelung, und zwar im Kreise der Weiblichkeit, wird nicht erörtert, aber doch berührt werden, bei Gelegenheit der Ehrenrettung, die dieser Aufsatz den Athenerinnen schuldig ist.

Endlich verlangt die unbefangene Würdigung Aspasiens auch eine stete Rücksicht auf die politische Lage ihres Vaterlandes, wie dieselbe im Laufe der Zeit unter den verschiedenartigsten Einflüssen sich bis dahin gestaltet hatte. Ankömmlinge aus dem Euro-

päischen Griechenlande, in Beziehung auf die spätern Athener, gleichsam Kinder aus der ersten, wenig geordneten Ehe, hatten sich die Jonier, lange gestoßen und gedrängt zwischen den nördlichen Aeolern und den südlichen Doren niedergelassen, beiden verwandt durch Ursprung der Sprache, der Sitte, vorzüglich durch Liebe zur Freiheit, treu dem Spruche ihres Sängers: »Wem Zeus den Tag der Freiheit nimmt, der verliert die Kraft und den Adel der Seele.« Sie begünstigten daher, wo und so viel sie konnten, die demokratische Regierungsform und stellten sie in ihren zwölf Städten jedoch nicht überall völlig auf eine und dieselbe Art dar, vielmehr fehlte es trotz der Uebereinstimmung im Ganzen nicht an feinen Unterschieden im Einzelnen; denn der gemeinschaftliche Verband konnte und sollte die Selbständigkeit des Wachsthums aus eigener Fülle weder beschränken, noch weniger auslöschen. Jonien bildete sonach eine Mustercharte, auf der zwar dieselbe Grundfarbe herrschte, aber mit mannichfaltigen Abstufungen. Ueber und unter derselben drückten die Aeoler und Dorer ihre angestammte Sinnesart nicht minder entschieden aus, die letztern hingen besonders mit Vorliebe am Bleibenden, Steten, Durchgreifenden und in so fern an dem aristokratischen Element, doch brach sich auch dieses nach Boden, Zeit und Umgebung

verſchiedentlich. Nirgends fand auf einem ſo engen Schauplatze die politiſche Vergleichung ein ſo bequemes und reiches Feld; außerdem konnte ſie ohne ſonderliche Mühe bei den Perſern die ſtreng monarchiſche Ordnung verfolgen, indem das Syſtem der eigens verwalteten, nicht weit entfernten Provinzen, auch abgeſehen von dem Mittelpunkte des Reichs, dem Nachdenken den ergiebigſten Stoff zuführte. Die alten Geſetzgeber und Weiſen ſchöpften daher auch fleißig aus dieſer Quelle, wie namentlich das Beiſpiel Lykurgs und Solons darthut; ihrer praktiſchen Tüchtigkeit, dem Ergebniß eines prüfenden und umfaſſenden Blickes, verdankten ſie hauptſächlich ihren Ruf. In Beziehung auf Milet warf das Orakel im Tempel der Branchiden lange Zeit ein Netz über die Griechiſche Welt, das, wenn es auch ſeine politiſchen Fäden nicht ſo weit verbreitete, als das Delphiſche Heiligthum, dieſer ſtille Entwickelungspunkt der allgemeinen Angelegenheiten, doch einen unverkennbaren Einfluß ausübte. Eine bedeutende Handelsſtadt belebt außerdem den politiſchen Parteigeiſt, wie die Geſchichte von Athen hinlänglich darthut; auch in Milet zeigten ſich ähnliche Symptome. Als der Stern des Ruhms für Aſpaſien noch nicht aufgegangen war, als bloß dunkle Anzeichen der künftigen Größe ſchüchtern in der Geſtalt eines fremden, eingelegten Gedankenſpiels

den Vorsprung nahmen; da mußte gleichwohl eine so außerordentliche Bühne des bürgerlichen Lebens, auf welcher jeder herrschende Zustand in einer besondern Darstellung erschien, ihre ganze Aufmerksamkeit fesseln, in der sie sich oft mag selbst verloren haben; nach und nach erhob sich vielleicht die Phantasie zu der leisen Frage nach einer höhern Stelle, um wenigstens als Zuschauerin das Ganze besser zu vernehmen, bis endlich ein Wunsch nach bestimmter Auszeichnung von dem gesteigerten Selbstgefühle hervorgerufen wurde. So viel ist wenigstens unumstößlich, daß die politischen Einsichten, die man ihr in der Periode ihres Glanzes zuschrieb, in Jonien für die frühere Entwickelung den besten Boden der Betrachtung antrafen. An und für sich war auch das Streben nach öffentlicher Auszeichnung keineswegs Thorheit, da solche Frauen nicht selten waren, die, freilich mit Hintansetzung eines unbescholtenen Rufes, durch ihre Verbindung mit hochgestellten Männern, einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse gewonnen hatten; Aspasia konnte sich dadurch aufgefordert fühlen, zwar denselben Zweck zu erreichen, aber auf einem schicklichern Wege, wo die Macht einer genialen Liebenswürdigkeit eher Gesetze giebt, als empfängt. Darauf zielt die wunderlich entstellte Nachricht, die Plutarch, ein Schriftsteller von großem sittlichen

Werth, aber oft von schwachem Urtheil, mit plauderhafter Leichtgläubigkeit im Tone thatsächlicher Gewißheit nachspricht, indem er versichert, Aspasia habe ursprünglich der berühmten Thargelia nachgeeifert, einer eben so schönen als geistreichen Milesierin. Es streute dieselbe, sagt er, den Samen des Medismus oder der Anhänglichkeit an das Persische Interesse in den Griechischen Städten aus, vermöge ihres großen Einflusses über die Gewaltigen im Lande. Die viel gespaltene Zunge des Gerüchts hat, wie es scheint, auch Thargelien übel mitgespielt. Ein anderes, höchstverdächtiges Zeugniß, das Plutarch vielleicht in seiner ursprünglichen Quelle vor Augen hatte, läßt sie z. B. nicht weniger als vierzehn Männer heirathen. Entweder war ihre Ehe demnach wilder als der Honig, dem die Bären nachgehen, oder sie wandelte den Weg des Blaubart im Doppelschritt, oder die hinfälligen Bräutigame bestiegen mit einem Fuße das Hochzeitbett und mit dem andern Charons Nachen: was man auch zum Scherze annimmt, die große Uebertreibung enthält mehr Wind, als der Schlauch des Aeolus. Eben so arg ergeht es ihr in einer zweiten Nachricht, wo sie, die Ueberwinderin der Männer, gar mit dem Feste zusammengeworfen wird, das in den Monat Thargelion fällt; wenigstens vermuthet dieß einer von den Magnaten in der

Griechischen Alterthumswissenschaft. Was würden wir dazu sagen, wenn der Name einer Frau im Calender Gelegenheit gäbe, ihr den beigeschriebenen Heiligen als Mann anzudichten? Die Sache läuft indessen nach ihrer Seltsamkeit ungefähr auf dasselbe hinaus. Nimmermehr konnte ein Weib, von der Sage bis zum Lächerlichen entstellt, Aspasien zum Muster dienen; eher hätte diese ihre Heldin unter den mythologischen Ausgeburten gesucht, wenn das Vorbild einmal fabelhaft seyn sollte. Zugegeben, daß hinter diesen spätern ausschweifenden Nachrichten ursprünglich eine schlimme Vielmännerei steckt, so konnte doch Aspasia unmöglich einem Verhältnisse nachstreben, das durch seinen Unbestand eben seine Gehaltlosigkeit öffentlich aussprach. Ihr Geist, dem es nicht um gewöhnliche Glückswürfe zu thun war, ließ gewiß keine Vorstellung aufkommen, die jedem feinern Takte, jeder höhern Klugheit wiederstreitet; denn im Punkte der Liebe sind alle denkende Frauen, so lange und so weit es von ihnen abhangt, monarchisch gesinnt und Feinde des Republikanismus. Eine wirkliche Leidenschaft aber, die das Requisitionssystem ins Große treibt, wie man Thargelien Schuld giebt, stürzt mit bacchischem Ungestüm hervor, sie folgt keiner künstlichen Berechnung. Auch der compakte Eigennutz, der seine Opfer eben so begierig zählt als wägt, weiß

nichts von einem weit angelegten, methodiſchen Studium, ſondern faßt improviſirend die Gelegenheit bei ihren Flügeln. Die Denkungsart und Sitte des Alterthums hebt die Geſetze der menſchlichen Natur nicht auf, ändert nur ihre Farbe, ihren Ton, durch welche Verſchiedenheiten die ewige Gemeinſchaft der Zeiten und Völker unverkennbar für denjenigen durchblickt, der die Chiffreſchrift des Weltgeiſtes zu leſen verſteht. Ganz vorzüglich behauptet dieſe Anſicht ihr Recht bei epochemachenden Perſonen, die trotz ihres nationalen Gepräges die auserſehenen Vermittler zwiſchen verſchiedenen, weit entfernten Geſchlechtern ſind, und unter ihnen zählt mit Recht auch Aſpaſia eine Stelle, wofern wir der Stimme ihrer Zeitgenoſſen Glauben ſchenken. Und ſeit wann rufen die Frauen die Operationspläne ihrer Eroberungsluſt auf den Dächern aus? Sie pflegen in der Regel ihre eigenen Geheimniſſe beſſer zu bewahren, als die fremden. Und wie läßt ſich vernünftigerweiſe aus dem Munde Aſpaſiens, den nicht erſt Harpokrates mimiſch mit warnendem Finger verſchließen durfte, ein ſo gewagtes, ganz überflüſſiges und darum auch unpaſſendes Geſtändniß ihrer Abſichten erwarten? Ihre Natur trug ferner den Stempel der Originalität; ohne dieſe hätte ſie nimmer die allgemeine Bewunderung in einem ſo hohen Grade erregt und verdient;

sie durfte sich also auch nicht mit dem untergeordneten Range einer Copie begnügen, vollends in einer Zeit, die so Vieles aus den frühern Fugen gerissen hatte; denn Thargelia war eine von den ältern Jonierinnen, wie Plutarch bemerkt. Eben diese konnte gerade nur unter den damaligen Umständen so thätig für den Persischen Einfluß wirken, als ihr nachgesagt wird, weil die kleinasiatischen Griechen zu jener Zeit noch nicht eine so feste und unabhängige Stellung behaupteten, als in den Tagen Aspasiens. Ob die letztere im Stande gewesen wäre, ihr griechisches Herz, durchglüht von den stolzen Erinnerungen ihres Volks, der Politik der Barbaren zu öffnen, ist eine Frage, die man auch nicht auf Gerathewohl bejahen kann, ohne einen historischen Gewaltstreich zu begehen, dessen allgemeine Anwendung in ähnlichen Fällen die Wahrheit einem Revolutionstribunale preisgeben würde. Ohnehin war eine Vergleichung der Art an sich undenkbar, denn Athen stand auf dem Gipfel seiner Macht, und über demselben schwebte der Schutzgeist des Perikles. Dahin, nicht nach dem zurückgezogenen Fuße des Persischen Kolosses, mußte ein Weib ihre Blicke richten, wenn sie der Macht ihrer Reize und Talente ein politisches Gewicht geben wollte. Es liegt am Tage, die ganze abenteuerliche Nachrede ist von einer spätern Zeit untergeschoben,

wo eine gewisse willkührlich aufgegriffene Aehnlichkeit des Schicksals, zu einer durchdachten Nachahmung umgedeutet wurde, wie es denn überall historische Chaldäer giebt. Jene grundlose Verknüpfung fand allerdings einen scheinbaren Halt in Milet, dem gemeinsamen Geburtsort, in den äußern Reizen der beiden Landesgenossinnen und in der besondern Kraft des Geistes, die einer wie der andern beigelegt wird.

Das Aeußere einer ausgezeichneten Person im Bilde zu schauen ist ein Verlangen, das in demselben Grade wächst, als dem Eindrucke ihrer Eigenthümlichkeit, welchen die mündliche oder schriftliche Mittheilung hervorruft, eine genugthuende Bestimmtheit fehlt; man hofft durch den lebendigen Anblick zu ergänzen, was die unbefriedigende Ueberlieferung verschweigt. Am stärksten regt sich dieser Wunsch bei der Schilderung solcher Frauen, deren Schönheit mit der Ueberlegenheit ihres Geistes um den Preis ringt, so daß diese jenem zur sichtbaren Bestätigung dient. Glücklicherweise ist in unsrer Zeit bei Civita vecchia eine Hermessäule mit dem Brustbilde Aspasiens und ihrem Namen in Griechischen Charakteren ausgegraben worden. Das Schicksal sonst blind gescholten, hat auch über das Denkmal der Todten mit liebendem Auge gewacht, denn in einiger Entfernung von jenem ist noch ein anderes ans Licht gekommen,

welches den Perikles darstellt. Weil Beide im Leben vereinigt waren, wollte sie auch die Kunst nicht trennen; selbst die Erde umschloß sie mit weichen Armen, und seitdem sie dem Tage wiedergeschenkt sind, erfreuen sie fort und fort durch ihre Verbindung die Reihen theilnehmender Menschen. Aeußerst selten bildeten die Hermen Frauen ab, das Alterthum beschränkte diese Auszeichnung, die so frei und ununterbrochen zu dem Sinne des Volks sprach, in der Regel auf Männer. Forderte die Größe des weiblichen Verdienstes unausweichlich ein Zeichen der öffentlichen Anerkennung, so wurde demselben eine idealische Bedeutsamkeit beigesellt; die Gestalt einer Göttin oder Heroine trat gleichsam vermittelnd mit einem Schleier dazwischen, auf daß nicht nackte Treue Eifersucht errege und das Ebenmaß der politischen Schicklichkeit überschreite. Der Maler Polygnotus durfte nicht wagen, in der bunten Halle zu Athen, deren Ausschmückung ihm übertragen war, das Portrait seiner geliebten Elpinike anzubringen, obwohl sie die Schwester des gütigen Cimon und die Tochter des großen Miltiades war; er versteckte sich mit seinem Pinsel hinter die Trojanerin Laodike, deren Figur eine für sich bestehende, aber zusammengesetzte Darstellung beleben half. Aspasien ist demnach auch in dieser Hinsicht die größte Ehre widerfahren; das

Gesetz, oder was auf dasselbe hinausgeht, das Herkommen, verschwand vor ihrem Ruhme, sie schien eine Ausnahme, der nur wieder durch eine Ausnahme gehuldigt werden konnte. Vielleicht giebt indessen dieser Umstand einen Wink über die Zeit, aus der das Denkmal stammt; es ist höchst wahrscheinlich ein späteres Erzeugniß, weit über den Tod Aspasiens hinausreichend, als der allgemeine Ruf sie schon in eine gewisse idealische Entfernung gerückt hatte, wo sie keine verwandten Ansprüche mehr kränkte und die Empfindlichkeit des Volks in diesem Punkte bereits abzunehmen anfing. Die Athener konnten es dem Phidias nicht verzeihen, daß er sich und zwar unter der bedeutungsvollen Gestalt eines Greises, der einen Stein mit beiden Händen aufhebt, und zugleich den Perikles mit einer vorgehaltenen Lanze, welche die Erkennbarkeit vermindern sollte, in die Darstellung des altberühmten Kampfes mit den Amazonen eingeführt hatte: nimmermehr durfte also bei einer so zarten Reizbarkeit, die allerdings in diesem Falle durch die profane Vermischung des Gegenwärtigen und Frühsten noch tiefer beleidigt seyn mochte, Aspasia damals öffentlich durch die Hand eines Künstlers erscheinen; besonders wenn man ihre persönlichen Verhältnisse erwägt, die keineswegen einer solchen Auszeichnung zu Hülfe kamen. Auch

iſt das Denkmal kein Werk von höherer Bedeutung, nach den Kupfern des Museum Pio-Clementinum und der Iconographie grecque zu urtheilen. Beide weichen außerdem in der Auffaſſung von einander ab. Die Züge ſind regelmäßig, athmen mehr Strenge, als Originalität, zeigen eher die Würde einer Matrone, als den Liebreiz der Jugendkraft. Das Geſicht iſt in ſeiner ovalen Form ſo voll, daß der Ausdruck geiſtreicher Feinheit darüber zurücktritt, dieſen ſpricht noch am erſten der Mund aus. Die Haare fallen orgfältig in parallelen und beinahe ſenkrechten Locken herab nach der Weiſe, die viel ſpäter auch bei den Abbildungen einiger Griechiſch-Aegyptiſchen Königinnen vorkommt; ſey es nun, daß die Mode damals weniger wechſelte, oder daß die Künſtler in dem Zeitalter der Ptolemäer das frühere Coſtume dem herrſchenden vorzogen. Auch von dieſer Seite dürfte die Annahme, welche das Kunſtwerk einer beträchtlich jüngern Periode, als der des Perikles zutheilt, einigen Vorſchub finden. Man könnte einen Augenblick glauben, die Art, wie Aſpaſia die Haare nach Sitte der Aegyptiſchen Königinnen trägt, habe den Werth des Außerordentlichen noch erhöhen ſollen, der ihre Perſon überhaupt und auch in dieſer Hervorbringung der Plaſtik umgiebt; denn es will nicht einleuchten, daß ſie, gewiß auch eine Meiſterin in der Kunſt der

Toilette, für sich nicht besser gesorgt haben soll, als der Augenschein besagt. Doch von der Sorge für die Haare ist es mißlich zu reden, selbst für die ausgemachtesten Alterthumsforscher; sie kommen bei aller Anstrengung nicht aus dem Stottern heraus, sobald ihnen die Eingebungen der Frauen nicht einhelfen. So möchte wohl wenig für die Beständigkeit in diesem Punkt der Mode auch bei den Alten zu geben seyn, indem die Erfindsamkeit, das Streben nach Auszeichnung, die Begierde zu gefallen, wenigstens in der engern Umgebung, ja auch das Gefühl von Selbstständigkeit nirgends einen freiern und anziehendern Spielraum findet, als in der Ordnung der Locken, welche, so zu sagen, die natürlichen Repräsentanten des Geschlechts sind, von dem Augenblicke an, wo es dahin kommt, die mumienartigen Einwickelungen abzustreifen. Die sinnreiche Mannichfaltigkeit, mit welcher die Griechen das Obergewand auf die verschiedenste Weise, bald in diese bald in jene Falten warfen, liefert eine Analogie dazu. Uebrigens paßt die studirte Zierlichkeit der Locken in dem Brustbilde Aspasiens nicht recht zu dem Ernst der Physiognomie, so wie ihn nämlich die genannten Abbildungen bezeichnen; der Kopf zeigt gleichsam zwei verschiedene Regionen; in der einen wohnt die Strenge des Winters, in der andern der Schmelz des Frühlings. Dennoch

geht daraus für die geschichtliche Würderung ein sehr schätzbarer Gewinn hervor; man sieht es nämlich der ganzen Darstellung an, wofern sie auch nur einigermaaßen treu ist, daß die Größe und Tiefe des Geistes die Reize des Körpers würdig beherrschte, ohne Spuren einer hervordringenden Sinnlichkeit. Die achtungswürdigsten Stimmen erklären Aspasien für die erste Person ihres Geschlechts, deren Bild auf uns gekommen sey; auch darauf mag die Bewunderung einen gebührenden Accent legen. Ohne Gewährsmännern widersprechen zu wollen, deren Urtheil in Deutschland und Frankreich von Gewicht ist, wird dennoch ein anspruchloser Zweifel an der unbedingten Allgemeinheit dieser Behauptung freistehen. Das Bild der Sappho, die bekanntlich lange vor Aspasien lebte, überliefert eine bronzene Medaille, befindlich im kaiserlichen Münzkabinet zu Wien. Sonach führt Aspasia wohl nur insofern den Zug der weiblichen Abbildungen an, als die unterscheidende materielle Form eine eigene Classification begründet, in der sie anerkannt den Vortritt behauptet. Es ist zu beklagen, daß ihre äußere Persönlichkeit sonst nirgends, auch in der flüchtigsten Berührung angedeutet ist, vorzüglich befremdet das unartige Schweigen von Plutarch, der doch ihrem Freunde Perikles sogar die ungewöhnliche Form seines Kopfes vorrückt — (Aristo-

phanes wirft das Bild der Meerzwiebel nach derſelben) — und auch ſonſt mit ausgeführten Schilderungen gegen Männer freigebig umgeht, wie z. B. gegen Demetrius Poliorcetes, der nach ſeiner Beſchreibung ein Wunder heroiſcher Schönheit geweſen ſeyn muß. Mit welchem Luxus mahlt dagegen Aelian, freilich ein geſchwätziger Anekdotenſammler, die vollendeten Reize einer andern Aſpaſia, der berühmten Freundin des jüngern Cyrus; das Regiſter bezaubernder Einzelnheiten will gar nicht enden, von Kopf bis auf den Zeh rauſchen die Wellen der ſüßeſten Uebereinſtimmung vor dem Ohre der Phantaſie *). Man muß es überhaupt den Griechen nachſagen, ſie haben ſich darauf verſtanden, der vergänglichen Blüthe des Weibes den höchſten Zoll zu entrichten. In einer Ebene um den Alpheus in dem ſchweizermäßigen Arkadien gründete Cypſelus mit einer Stadt zugleich auch einen Wettkampf der weiblichen Schönheit, und zwar an dem Feſte der Eleuſiniſchen Ceres, bei

---

*) Ein kurzer Lebensabriß dieſer Aſpaſia, genannt Milto, größtentheils nach Aelian, iſt mitgetheilt im zweiten Bändchen der Tulpen. (Leipzig bei Hartknoch 1807.) S. 286. ff.

d. H.

welcher Gelegenheit seine Gemahlin Herodika den ersten Preis davon trug. Ein ähnlicher Siegesplatz war auch in Elis. Die elegischen Dichter haben die Sprache erschöpft im Lobe der weiblichen Schönheit, die Namen der mächtigen Zauberinnen glänzen durch die Nacht der Zeit, wie das Haar der Berenice am Sternhimmel, dem gleichfalls die Bewunderung diese ewige Stätte anwies. Helena, die auch den trojischen Greisen des langen jammervollen Krieges werth schien, hat durch diesen einzigen Zug ihren Frieden, wenigstens mit der Welt der Männer, bis ans Ende der Tage geschlossen. Ist aber die außerordentliche Wirkung der beste Lobredner der Schönheit, so wissen wir auch von Aspasien genug.

Wann und wie sie nach Athen gekommen, liegt in einem undurchdringlichen Dunkel, das nicht einmal Raum läßt zu der alten Klage: »Unser Wissen ist Nichts, wir horchen allein dem Gerüchte.« So schmerzhaft diese Lücke einen der Wendepunkte ihres Lebens berührt, so gewährt sie von der andern Seite dadurch eine wohlthuende Entschädigung, daß sie dem vorlauten Kleinigkeitsgeiste sein Spiel vernichtet. Denn wo die Nachrichten über einzelne, entscheidende Schritte ausgezeichneter Personen zu mangelhaft sind, um ein reines Licht anzuzünden, und auch wieder zu ergreifend, um ein völliges Stillschweigen aufzuer-

legen; da entsteht gar zu gern jene traurige, nicht selten grausame Kritik, die ihren Beruf darein setzt, auch das Rühmlichste, wenn es nicht auf der Oberfläche schwimmt, in die gemeine Mittelmäßigkeit herabzuziehen oder noch unter dieselbe in den Staub zu treten. Für den gegenwärtigen Fall muß die Einsicht genügen, daß Aspasia nach den höhern Ansprüchen ihres Geistes wie durch einen förmlichen Rechtstitel für Athen bestimmt war; es würde der Stadt ohne eine solche Frau, so wie dieser ohne eine solche Stadt, etwas Wesentliches gefehlt haben. Es giebt Stufen, wo der Mensch die gewohnte Umgebung durchaus verlassen muß, will er weiter schreiten; für Aspasien ist die Nothwendigkeit einer solchen Verpflanzung sonnenklar. Alles, was ihr in Milet, oder nach einem größern Maßstabe, an der Küste von Kleinasien abging, wartete auf sie in Athen, rief gleichsam ihren Namen mit lockenden Gebehrden aus. Hier blühte und reifte jede Kunst, welche das Leben verschönert, hier war einer von den beiden Brennpunkten, welche die politische Gestalt Griechenlands einer Ellipse so ähnlich machten; hier hatte der Ruhm neben dem Pantheon der Götter noch ein eigenes für seine sterblichen Lieblinge; hier waltete endlich Perikles der Olympier und mit ihm die ganze Fülle und Anmuth eines verfeinerten Genusses, während seine

ſtarke Seele bei den Männern von Marathon war. Der Würfel ſei geworfen! ſagte Cäſar, als er den Rubikon überſchritt; Aſpaſia mag etwas Aehnliches gedacht haben, als ſie Milet gegen Athen vertauſchte. Unter den oben bezeichneten Verhältniſſen erſcheint ſie wie eine Frucht, die in ihrer Zeitigung den Augenblick erreicht, wo ſie ſich aus innerm Drange auch ohne fremde Berührung von dem Zweige löſt, der ſie bis dahin getragen hat. Vielleicht daß bei dieſem Bilde einige männliche Leſer an Göthe's reife Pomeranze denken und mit dem Dichter ausrufen: »o falle in meinen Schooß!« aber ſie beweiſen damit nur, daß ihnen die Citronen nicht länger ſchmecken, und mögen wegen der Nachbarſchaft mit ihrem Wunſche auf der Hut ſeyn. Daß ſogar kein Wink über die nähern Umſtände vorkommt, unter denen Aſpaſia ihr Vaterland verließ, mag großentheils aus der ſchweigſamen Klugheit herrühren, womit ſie dieſes Unternehmen ausführte. Wenn Aſpaſia auch nichts zu verhehlen hatte, deſſen ſie ſich als Weib ſchämen mußte, ſo konnte ihr ſchon die bloße Welterfahrung eine gemeſſene Zurückhaltung über ihre Vergangenheit empfehlen; auch iſt bedeutſames Schweigen über Früheres ein Reizmittel, das auf die Männer magnetiſch wirkt. Es kommt hierbei noch in Anſchlag, daß die großen Schriftſteller unter Aſpaſiens Zeitgenoſſen, durch-

drungen von der Würde ihres Berufs und den allgemeinen Angelegenheiten, sich nicht zum Verkehr mit den Tagesneuigkeiten des Geschlechts herabließen; (Komiker wie Aristophanes ausgenommen, die in diesem Punkte ein besonderes Vorrecht hatten, und übten;) die mittelmäßigen und kleinen Lichter jener und der nächstfolgenden Periode brannten aber vermuthlich in solchen abgelegenen Orten, wohin kein echter Strahl aus den höhern Kreisen der Gesellschaft durchdrang. Bei der lebhaften Verbindung zwischen Athen und Milet, die nach dem Jonischen Freiheitskampfe, den die Athener anfänglich selbst unterstützten, gewiß eher zu als abgenommen hatte, konnte eine Uebersiedelung von der einen oder der andern Seite keine Schwierigkeit haben. Wieland äußert als Dichter in seinem Agathon einen Einfall und wiederholt ihn ernsthaft in seiner Vertheidigung Aspasiens, zufolge dessen sie bei ihrer Ankunft in Athen schöne Mädchen aus Jonien, gewissermaßen eine Akademie der Liebe, zu Schiffe mitgebracht haben soll. Wer möchte bei solcher Gelegenheit nicht Steuermann gewesen seyn? Auch Wieland hat Lust zu diesem Ehrenplatze; läßt er doch selbst den Wind geraden Weges aus Weimar kommen, um die Segel des kostbaren Fahrzeuges zu schwellen; auf jeden Fall hätte er die Ladung dieser in ihrer Art einzigen

Armada nicht gutwillig in Athen abgesetzt. Der Gedanke dieser Seefahrt ist nach seiner Anlage echt mythologisch; Schwärme von Tritonen nahen augenblicklich, sie stellen überall den Nymphen nach; Aspasia winkt und ein Delphin beut ihr den Rücken zum Intermezzo eines Spazierrittes; kaum ahnet Neptun in der Tiefe, was oben im anmuthigen Tanze der Wellen vorgeht, so peitscht er seine Rosse mit Macht gegen die neue Amphitrite, während Amor und sein leichtes Geschlecht mit den Ruderern im Kampfe liegt und die Tugend mit Sirenenstimme Schiffbruch schreit, wenn auch nicht leidet. So steht es mit der Phantasmagorie, wenn wir sie ins heitere wenden; sie hat aber auch ihre dunkle Kehrseite und eben diese macht sie verwerflich. In der That, ein Indianischer Pflanzer, der seine Opfer von dem Sklavenmarkt zu der Schlachtbank führt, die er sein Eigenthum nennt, ist kaum widerwärtiger als Aspasia in der obigen Perspektive. Es wäre unsicher, die Widerlegung nach Gründen der Sittlichkeit zu führen, denn im Allgemeinen läßt sich über dergleichen nicht streiten; desto mehr entscheidet aber hier das Zünglein in der Waage der Klugheit. Niemand giebt bei gesunden Sinnen seinem Schimpfe selbst Oeffentlichkeit: wie konnte folglich eine Aspasia Herold ihrer eigenen Erniedrigung werden und Erde und Meer förmlich als

Zeugen aufrufen? Gesetzt aber auch, sie wäre im Punkte des Rufs unempfindlich gewesen bis zum äußersten Grade, man rechtfertige einmal diese Annahme mit einer gewissen Eigenthümlichkeit der Griechischen Lebensweise: wie mochte sie unter dieser, übrigens ganz unnatürlichen Voraussetzung ihren Vortheil durchaus vergessen, der in demselben Maaß litt, als sie auf eine Linie herabstieg, für welche sich selbst nach den damaligen Verhältnissen die Mittelmäßigkeit zu gut hielt? Man muß die Abstufungen dieser populären Virtuosität mit ihrem Zubehör von Reichthum, Unabhängigkeit, Begünstigung näher kennen, um das ganze Gewicht der Frage zu fühlen. Trat sie vollends mit durchdachten Absichten auf — und jede Frau hat ihren eigenen Plan, so lange sie ihn braucht oder er hat sie, in der Form instinktmäßiger Bewußtlosigkeit —: wie durfte Aspasia, die durchgängig als ein lebendiges und vollkommenes System aller weiblichen Künste der Geselligkeit aufgeführt wird, einen Landungsversuch wagen, durch den sie die Charte ihres eigenhändig vorgezeichneten Gebietes selbst muthwillig durchschnitt? Was in jeder Richtung mit einer Ungereimtheit endigt, das darf ihr nach psychologischen Gründen unmöglich zur Last gelegt werden. Das Gesagte soll keine Vestalin aus ihr machen, sie hat wahrscheinlich Milet nicht so rein verlassen, als

Luna den schönen Schläfer Endymion auf den Höhen des benachbarten Latmos, ihre Ankunft in Athen hängt vielleicht mit Begebenheiten zusammen, über welche Amor zum Aerger des profanen zu ringlichen Volkes sein geheimes Reichsarchiv ausschließend führt; aber Gränzen sind überall zu beobachten und nirgends mit so vielem Rechte als da, wo Stärke und Schwäche sich so innig berühren.

Die fortgehende Darstellung nöthigt zu einem flüchtigen Blick auf die Lage und Bildung des weiblichen Geschlechts unter den Griechen, da ohne denselben ein gerechtes Urtheil über Aspasien unmöglich ist. Es kommen hier Dinge zur Sprache, die im Zwielicht gehalten seyn wollen. Weder die Fäden eines koischen Gewandes, noch die Falten einer schwerfälligen Vermummung sind am Platze; jene dienen der Lüsternheit, diese der Verstellung. Man hat in unsern Tagen häufig die antike Liebe von der modernen unterschieden wie den Körper von der Seele; zufolge dieser kritischen Entdeckung bezeichnet jene dann nothwendig den reinen Cynismus, diese dagegen soll romantischer Natur seyn, obgleich noch Niemand trotz aller Anforderungen und Versuche mit Bestimmtheit hat sagen können, worin das unterscheidende Wesen der Romantik besteht. Ein strenge vollendeter Gegensatz zwischen dem Alten und Neuern findet sich

so wenig in diesem Punkt, als auf irgend einem andern Gebiete des Lebens; allenfalls läßt sich behaupten, daß wir die Liebe mehr als Zweck für sich behandeln, jene sie aber mehr als untergeordnetes Mittel ansahen, doch ist auch diese Bestimmung fließend und nichts weniger als stereotypisch. Die Ehe selbst war den Griechen zufolge des bei ihnen vorherrschenden praktischen Gesichtspunktes ein sehr ehrwürdiges Institut, sie knüpften die Bedingungen eines vollkommenen politischen Daseyns an dasselbe, es gehörte zur Grundlage des Staats. Die Neigung entschied selten bei der Wahl, die Väter zunächst hatten einen mächtigen Einfluß, Rücksichten auf Verwandtschaft, Reichthum, Ansehen, Verbindungen begleiteten ihn oder mußten denselben auch wohl ersetzen. Das Verdienst der Gattinnen wurde hauptsächlich nach ihrem hausmütterlichen Werth gewogen, ihm stand jeder andere Vorzug, auch der einer feinern Bildung, mit gebietendem Ernste nach. Die Lebhaftigkeit und Freiheitsliebe des Griechischen Charakters brach bei den Männern auch in den Aeußerungen der Liebe durch; es war ihnen mehr zu thun um leichte Gewährung, die den Geist in das Feld der gewohnten Thätigkeit zurückwirft, als um weiche Hingebung, welche das Feuer der Kraft langsam ableitet und verzehrt. Der Abstand zwischen dem Gewühl des öffentlichen und

der Enge des häuslichen Lebens war für eingreifende, nachhaltige Naturen zu groß, sie suchten einen Übergang, eine Vermittelung zwischen den entgegengesetzten Enden. Dazu bot bei so vielfachen Anläſſen eine Zunft von Frauenzimmern die Hände, die füglich Geſelligkeitskünſtlerinnen von der äußerſten Linken oder ultra liberalen Parthei heißen können. Man muß bei ihnen zuvörderſt die Zeitalter unterſcheiden, denn ſie haben ihre Perioden ſo gut als die Literatur; auch beſondere Geſchichtſchreiber machten ihnen den Hof. Lais ſetzt noch heute durch die chronologiſchen Schwierigkeiten ihrer Geſchichte den Alterthumsforſchern nicht weniger zu, als ehedem dem Haufen der Anbeter durch ihre Reize. Sie repräſentirten ihre Conſtitution in drei Ständen, ſie waren nämlich entweder geſunkene Bürgerinnen oder Freigelaſſene oder Sklavinnen. Wie ſie abgeſtimmt haben, weiß man nicht genau; wahrſcheinlich hielten die beiden höhern Ordnungen, ſchwächer in Zahl, aber ſtärker durch Gemeingeiſt, tüchtig gegen die letzte zuſammen. Manche heutige Verfaſſung ſcheint dieſem Vorbilde zu folgen. Sie claſſificirten ſich ferner nach Schönheit, Reichthum, Wichtigkeit ihrer Freunde. Die Tänzerin Ariſtonike, die Paukenſchlägerin Denanthe traten nach einem Ausdrucke Plutarchs königliche Diademe mit Füßen. Thais, die Geliebte Alexan-

ders, gab dem Thron der Ptolemäer eine Herrscherin. Auf der heiligen Straße von Eleusis nach Athen prangte das Grabmal der Pythionike, ein Werk von gewaltigem Umfange, kostbar genug, um der größten Königin als Mausoleum zu dienen. Lamia, die berühmte Freundin des Demetrius Poliorcetes, erbaute in Sicyon die bunte Halle auf ihre Kosten. Es fanden sich unter ihnen auch uneigennützige, zärtliche, selbst großmüthige Seelen, wie die Dichter durch ihre Schilderungen eingestehen, z. B. Antiphila beim Terenz, Silenion und Philemation beim Plautus; Bacchis beim Alciphron. Solche Beispiele guter Gesinnung kommen vorzüglich bei dem Lustspieldichter Menander vor, deren Wahrheit der oft wiederhohlte Ausspruch verbürgt: »O Menander und Leben, welcher von euch beiden ist Nachahmer des Andern!» Was Timandra für den meuchlings getödteten Alkibiades that, ist bekannt genug, eben so die Würde, mit welcher sich die Mutter des Feldherrn Timotheus, eine Thracierin betrug. Sie zeichneten sich endlich aus nach den verschiedenen Graden der Bildung, die von den höchsten Stufen herab durch die mittlern Gebiete bis an die niedrigsten Grenzpunkte reichte; denn man darf nicht bloß an die Glanzseite denken, welche die Alten natürlich voranstellen. Mehrere thaten sich in den philosophischen Wissenschaften her-

vor. Leontium eine von den Koryphäen, widmete sich ganz der Philosophie ihres Freundes Epikur, blieb in seinen Gärten bei ihrer Lebensweise und ihrem Geschmack, und richtete zugleich ihre Gunstbezeugungen streng systematisch ein, indem sie die Epikuräer allen andern Sekten der Männer vorzog; eine Consequenz, die man vielen heutigen Philosophen in ihren Grundsätzen wünschen möchte. Vorzüglich entwickelten sie die Talente, welche die gesellige Unterhaltung beleben und schmücken; Tanz und Musik verstärkten ihre natürliche Reitze; die Kunst des Putzes, die ihnen sinnreiche Erfindungen verdankt, fügte einen neuen wohlberechneten Zauber hinzu, die Gabe des Witzes wirkte nicht selten wie ein Brillantfeuer, endlich krönte die Macht der Suade diese einzelnen Vorzüge oder mußte sie auch theilweise ersetzen, denn eine Frau, welche Griechische Männer zügeln wollte, mußte ganz besonders Netze, Waffen und Flammen auf den Lippen tragen. Das bestätigt ihr häufiger und dauernder Umgang mit den ersten Geistern des Volks; es ist kaum ein Redner, Dichter, Philosoph, der ihnen nicht gehuldigt hätte, und darunter sind Namen, welche die Bewunderung aller Jahrhunderte genießen. Bei den Dichtern versteht sich die Freiheit der Liebe von selbst, sie macht eine von den Domänen ihres Reiches aus; ihnen folgen die Redner auf

dem Fuße, sie stehen mit jenen in einer nahen Blutsverwandschaft, wenn sie von kräftiger Art sind. Aber die Speculation sollte doch mäßiger seyn und siehe, der göttliche Platon, der den Sphärengesang der Welten nicht bloß hört, sondern auch anstimmt, kann die Seligkeit auf Erden nicht finden ohne seine theuerste Archäanassa, und Aristoteles, der bei aller seiner Unermeßlichkeit in der Wissenschaft für das Leben durchgängig die Mitte empfiehlt, verirrt sich mit der trauten Herpyllis in stille Extreme, die endlich sein Sohn Nikomachus wider Wissen und Willen verräth. Diese philantropischen Frauenzimmer geben nun vermöge ihrer ausgezeichneten geselligen Verdienste, nach der herrschenden Ansicht, den Hauptvorwand her, die Athenischen Bürgerinnen tief in Schatten zu stellen; ja es fehlt wenig, so sperrt man die letztern mit den Türkinnen in ein und dasselbe Harem. Natürlich konnten, wollten und durften sie es jenen Nebenbuhlerinnen nicht nachthun, mit denen sie so oft die Neigung ihrer Männer theilen mußten; allein ihre nothwendige und sehr ehrenvolle Eingezogenheit, ihre strenge Beschränkung auf das Hauswesen, ihre eigenthümliche Stellung zum Staate, nach welcher sie ihn hauptsächlich mit einer vollbürtigen, untadelhaften Nachkommenschaft ausrüsten sollten, giebt noch lange kein Recht zu der barbarischen Beschuldigung, als

seyen sie so ganz ohne Sinn und Talent gewesen, für die ausgesuchteren Genüsse des Umgangs, fremd allen Berührungen der Kunst und Wissenschaft, endlich auch todt für die großen öffentlichen Angelegenheiten. Wenn die Gelehrsamkeit hier allein Gehör finden könnte, dann käme der Versuch eines lindernden Urtheils zu spät; so aber gebührt auch dem Gefühle ein Anspruch, wenn es sich auf Thatsachen stützt. Zuförderst beweißt das Stillschweigen der alten Schriftsteller im Allgemeinen nichts über die bestimmte Lage der Frauen; denn eines Theiles entschlüpfen jenen immer noch manche scheinbar verlorne, aber bedeutungsvolle Winke, und dann giebt vorzüglich das Wort des Perikles die beste Antwort auf jede Frage der Art, es heißt: »Unter Männern soll von Frauen so wenig als möglich weder im Guten noch im Bösen gesprochen werden.« Es genüge hier an der apologetischen Aufzählung einzelner Punkte. Das heroische Zeitalter der Griechen giebt zwar keinen durchaus gültigen Maaßstab für die spätern, allerdings veränderten Verhältnisse des weiblichen Geschlechts ab: wer darf aber in dieser Hinsicht allen Halt zwischen Vergangenheit und Zukunft läugnen, da sich davon so viele andere schöne Züge glücklich erhalten haben? Wie Homer die Frauen und Töchter seiner Helden vorstellt, so herrschte unter ihnen nichts

weniger als ſtarre Abgeſchloſſenheit, rohe Sinnenluſt und geiſtige Nichtigkeit. Hektor und Andromache beim Abſchiede! aber die Trennung von dieſer Scene würde zu ſchwer fallen. Dafür ſtehe hier das Zeugniß des ſonſt ſo unbezähmbaren Achilles: »Lieben denn unter den Sterblichen allein die Atriden ihre Weiber? Jeder Mann, der gut iſt und weiſe, liebt und pfleget ſein Weib.« Mit der herzlichſten Einfalt ſagt der ſcheidende Ulyſſes zur Nauſikaa: »Mögen die Götter dir ſchenken ſo viel dein Herz nur begehrt, einen Mann und ein Haus und glückliche Eintracht der Herzen, denn nichts iſt größer und trefflicher, als wenn Mann und Weib durch Eintracht der Seelen vereinigt, das Haus verwalten, den Uebelgeſinnten zum Schmerze, aber zur Wonne den Freunden, noch mehr genießen ſie ſelber.« Die Worte vollends, womit Nauſikaa Ulyſſes entläßt, bilden das rührendſte Adagio, worin je das Geheimniß einer reinen, ſich ſelbſt unbewußten Liebe erklungen iſt. Die Ausrede, als habe ſpäter die demokratiſche Regierungsform im Zuſtande der Frauen, namentlich in Athen, eine ſtärkere Abſonderung und mit ihr auch eine ſteigende Geiſtesdumpfheit hervorgebracht, überſieht den wichtigen Umſtand, daß die außerordentliche Zunahme von politiſcher Thätigkeit, welche die Männer nach außen in das bunteſte Gebiete verſetzte, ihren Blick

nothwendig mehr vom Innern des Hauses ablenkte, wo die Gattinnen die lange Abwesenheit auf ihre eigene Hand nun freier benutzen konnten. Sagt man ihnen nicht nach, sie hätten sich für den verbotenen Besuch des Theaters, während ihre Tyrannen dort waren, durch gewisse Abenteuer gerächt? Wie ein Lügner nicht vergessen darf, was er gesagt hat, eben so wenig auch der Verläumder. Traten die Frauen nicht ferner bei verschiedenen heiligen Verrichtungen mit priesterlicher Würde auf? Waren sie nicht Zuschauerinnen bei gewissen Aufzügen und Wettkämpferspielen? Halfen sie nicht als Mütter, Schwestern und Töchter durch ihre Gegenwart die Todten verherrlichen, denen als Opfern des Krieges die öffentliche Standrede lobpreisend und ermunternd folgte? Bei einer solchen Gelegenheit empfingen sie einst den Perikles feierlich, als er von der Bühne herabstieg, und schmückten ihn wie einen siegenden Wettkämpfer mit Kränzen und Bändern. Wahrlich, wenn je ein schlagendes Zeugniß reinen Geschmack, tiefes Gefühl, würdige Denkart, patriotische Begeisterung, mit einem Worte, Griechische Wohlgeborenheit bewiesen hat, so ist es dieses. Mögen die Alterthumsforscher in ihrer absprechenden Strenge zusehen, ob sie im Stande sind, die Macht der perikleischen Beredsamkeit eben so tief zu empfinden und auszudrücken, als jene

klassischen Frauen, von denen manche gepriesene Aspasia unserer Tage lernen kann, was der magische Donner des öffentlichen Wortes werth ist; denn nur mit Jupiter selbst verglichen die Zeitgenossen den Perikles auch in diesem Punkte. Und wurden die Athenerinnen nicht durch ihre Männer, Brüder, Söhne mit den edelsten Banden in das gemeine Wesen hineingezogen und verstrickt? Oder waren sie Blöcke, daß sie nicht merkten, was ihnen der Krieg nahm und brachte, der so oft ihr Herzblut kostete? Wohnten sie bei den Hyperboräern, wenn der Sieg oder die Niederlage eines Angehörigen aus der Volksversammlung auf den Flügeln des Rufes umher drang? Hatte sie ein Gott geblendet, daß sie die bestimmten Einschnitte, Grenzlinien, Gliederungen übersahen, welche ihre Familie mit der allgemeinen des Staats verknüpfte, wie die Zeit einen Tag mit dem andern? Legten sie sich während der olympischen Spiele in die Erde aus Verdruß, daß sie ihnen nicht beiwohnen durften? Ja, die Stadt allein mit ihren Tempeln, Denkmählern, Hallen, Mauern und Häfen mußte ihnen sagen, daß sie Athenerinnen waren. Die stillen Laren gaben ebenfalls dem Geiste und Gemüthe eine erfreuliche Bewegung, die Frauen nahmen Theil, bei den Töchtern ununterbrochen, bei den Söhnen schon weniger, mit Ausnahme der ersten Kindheit, an dem

Werke der Erziehung, die nothwendig auf ihre eigene Entwickelung heilsam einwirkte, sie standen dem Hauswesen vor, das in seiner gerundeten Ordnung das schönste Bild einer belebenden Uebereinstimmung ist; sie empfingen die Besuche ihrer Verwandten, die wenigstens flüchtig, zuweilen auch wohl kräftiger anregten, sie zogen besonders mannichfaltige Vortheile aus dem Umgange ihrer gebildeten Männer, der bei aller anzunehmender Sparsamkeit doch in den meisten Fällen keine gänzliche Entfernung war. Den vornehmen Athenerinnen scheint noch mancher einzelne Umstand günstig gewesen zu seyn. Ausgezeichnete Männer führten ihre Frauen in geistreiche Gesellschaften, wo weibliche Talente von anerkanntem Range den Ton angaben und im Gefühl ihrer seltenen Bestimmung zugleich die gute Sitte bewahrten. Dieß wissen wir durch das Beispiel Aspasiens, woraus Aehnliches, sey es noch so untergeordnet, auch bei andern Gelegenheiten gefolgert werden darf. Sollten nicht auch oft in großen Häusern Sklavinnen und Freigelassenen, die eben wegen ihres niedrigen Standes glücklichen Naturanlagen bei äußerer Begünstigung mannichfaltig nachhelfen konnten, auch ihre Gebieterinnen verschiedentlich gefördert haben? Die Abstufungen dieser Menschenklasse waren so vielfach, ihre Verhältnisse näherten sich oft so beträchtlich dem Zu-

stande der Freiheit, daß diese Vermuthung manches für sich hat; außerdem redet ihr auch das bestimmte Beispiel solcher Herren das Wort, die ihre Sklaven zu den höhern Verrichtungen des Geistes mit Erfolg und einer gewissen Vertraulichkeit brauchten. Wenn die Athenerinnen übrigens auch nicht lasen, so ist es doch hart, deshalb mit den Worten der Lesbischen Sappho zu behaupten, wie ein geistreicher Gelehrter thut, sie hätten keinen Theil genommen an den Rosen Pieria's und lägen darum namenlos und unberühmt im Hause des Hades. Sie nahmen allerdings keinen Theil daran, so bald es heißen soll, sie waren nicht Dichterinnen wie Sappho oder Corinna, die glückliche Nebenbuhlerin des erhabenen Pindar; will ihnen aber die strenge Behauptung jeden Umgang mit den Musen absprechen und insofern das Loos der Vergessenheit als ein verdientes Erbe aussetzen, so verfehlt sie die Wahrheit. Je weniger der Mensch vom Speicher der Buchstabenschrift zehrt, desto leichter und tiefer bewahrt er das Wort, überliefert auf dem Wege der mündlichen Fortpflanzung; nicht bloß die Rhapsoden wußten ganze Gesänge des Homer auswendig, die Griechen trugen ihn überhaupt mit gleicher Liebe im Herzen und auf der Zunge. Er konnte den Athenerinnen so wenig fremd bleiben, als die lyrische Poesie; denn sangen die Sklavinnen

Liedchen, ſelbſt bei ſchwerer Arbeit, ſo werden der Herrinnen nach ihrem Geſchmack auch nicht ſtumm geblieben ſeyn. Ob ſie das Theater, dieſe natürlichſte Hochſchule der Bildung, beſucht haben, iſt noch immer, ſelbſt nach dem wiederhohlten Streit, den deutſches Wiſſen mit deutſchem Geiſte darüber geführt hat, eine unentſchiedene, noch lange nicht zum Spruch reife Frage. Allgemeinheiten kämpfen mit Allgemeinheiten, Folgerungen mit Folgerungen, Ausſagen mit Ausſagen, Vorausſetzungen mit Vorausſetzungen, neben der wirklichen Welt ſchießt im Ariſtophanes eine verkehrte und im Platon eine idealiſche verwirrend auf, und zuletzt haben es auch noch Kritik und Auslegungskunſt mit einander zu thun. Wer weiß, ob man zum Behufe der Unterſuchung nicht das Trauerſpiel vom Luſtſpiel ſondern muß? Stand aber den Athenerinnen der Genuß der Bühne offen, ſo ergeben ſich daraus von ſelbſt für die Richtung ihres ganzen Daſeyns und Wirkens die weſentlichſten Folgen. Zwei ſummariſche Bemerkungen ſeyen noch vergönnt. Das Griechiſche Trauerſpiel, welches doch auf der Erde bleiben und auch in der Geſinnung und Denkweiſe die Anſprüche der Gegenwart ehren mußte, ſtellt die Frauen oft in geiſtiger Ueberlegenheit und ſittlicher Anmuth dar; den edelſten Beweis giebt die Antigone des Sophokles, welche die Athener dergeſtalt ent-

zückte, daß sie den Dichter aus dankbarer Bewunderung den Feldherren beigesellten, die gegen die Samier in den Kampf zogen. So unaussprechlich schön ist dieser Charakter, ein wahrer Opferduft aller weiblichen Vorzüge in ihrer balsamischen Blüthe, vorzüglich auch durch den großartigen Humor gegen ihre kleindenkende Schwester, daß auch Göthe's Iphigenia neben dieser Titanide zu einer Sterblichen wird. Wo aber ein solches Werk entstehen kann, gekrönt von dem gränzenlosen Beifalle des ganzen Volks; da stehen die Frauen auch nicht durchgängig auf einer gemeinen Stufe der Bildung und Sitte. Es ist nicht möglich, es widerstreitet der Natur; denn die Organisation gestaltet sich zwar verschieden in den beiden Geschlechtern, aber sie drängt das eine nicht schon im Keime hinter das andere zurück, und gerade ein solcher Einbruch in die Gesetze des Lebens gehört dazu, sollten die Athenerinnen gewesen seyn, was die herrschende Meinung aus ihnen macht. Wie man zuweilen einen nicht unbeträchtlichen Seitenweg einschlägt, weil er eine angenehme Aussicht in das vortheilhafteste Licht setzt, so ist es auch mit dem gegenwärtigen Streifzuge, der in Gestalt einer Abirrung den angemessensten Ort sucht für den Eindruck, den Aspasiens Bild gewährt. Jene fragmentarische Schilderung des Griechischen Frauenlebens, obwohl

sie halb auf lose zusammengereihten Thatsachen und halb auf schwebenden Folgerungen beruht, erfüllt dessenungeachtet ihren Zweck, wenn sie im Verlauf die Meinung verstärkt, daß Aspasia in ihrer Art und Weise den scharfen Gegensatz, welcher ihr Geschlecht damals trennte, glücklich überwand, indem sie eine Höhe erreichte, wo die vollendete Bildung der Gesundheit einer kräftigen Seele den Charakter des Naturzustandes verleiht. Man muß Aspasien überhaupt als eine originale Erscheinung betrachten, die jede Classification unmöglich macht, sie stand in den vereinigten Talenten einer geselligen Liebenswürdigkeit gewiß eben so hoch über den Künsten einer Lais oder Phryne, als sie die Athenischen Bürgerinnen durch Größe und Tiefe des Blicks übertraf. Wo reine Tugend nicht mehr der höchste Schmuck des Weibes ist, da kann die Genialität des Geistes jenen Mangel wenn auch nicht ersetzen, doch glänzend bedecken; am leichtesten in den Augen seelenverwandter Männer. Ausgezeichnete Frauen schieben in diesem Falle eine sogenannte freiere Ansicht des Lebens und der Welt vor und wissen derselben durch ihre Persönlichkeit den Reiz der Wahrheit zu geben. Das Außerordentliche ist das gefährlichste Blendwerk starker Naturen. Diese Seite des menschlichen Herzens mag Aspasia als Meisterin gekannt haben.

Wie ein Meteor, dessen Erscheinung urplötzlich den Blick blendet, steht sie auf einmal zur Seite des Perikles, des ersten Mannes im Staate, der durch die Einheit seiner großen Eigenschaften die Athenische Demokratie im gewissen Sinne zur Monarchie umschuf. Das Volk glich in seiner Hand einem Instrument, aus dem er nach Belieben jeden Ton hervorlockte und das er auch dann noch beherrschte, wenn er es scheinbar sich selbst überließ. Man weiß nicht, ob man mehr ihn oder den Geschichtschreiber Thucydides bewundern soll, der seiner werth ist, wie Homer des Achilles; ein unerhörtes Beispiel in der ganzen neuern Geschichte von der vollkommenen Gleichheit zwischen der That des Einen und dem Worte des Andern. Daß Aspasia fühlte, verstand, wollte, wonach diese beiden Griechischen Weltseelen strebten, ist der Triumph ihres weiblichen Lebens.

Perikles war mit einer Verwandtin verheirathet; aus ihrer frühern Ehe mit Hipponikus stammte der durch seinen Reichthum berühmte Kallias. Beiden mißfiel die Verbindung, Perikles gab sie, die Mutter zweier Söhne, des Xantippus und Paralus, mit ihrer eigenen Einwilligung einem Andern zur Frau; ein Schritt, der nach der Sitte des freien Alterthums und nicht nach den heutigen Begriffen beurtheilt seyn will. Wenn man von den Söhnen nach einem Zeug-

niß bei Platon auf die Mutter zurückschließen darf, so hatte sie keinen Ueberfluß an Geist; nach einer ähnlichen Folgerung aus den Worten Plutarchs scheint sie auch das Haus nicht am besten verwaltet zu haben, verwöhnt vielleicht durch den ehedem freiern Gebrauch eines großen Vermögens, wogegen die Ordnungsliebe und Sparsamkeit des Perikles aufs stärkste abstach. Ohnehin mag ihre Ehe mehr ein Werk politischer Rücksichten, als einer wahren Neigung gewesen seyn, da die Verwandtschaft wahrscheinlich als Bewegungsgrund mitgewirkt hatte. Die Trennung wirft unter solchen Umständen keinen Schatten auf Perikles. Ob vielleicht Aspasia zur Eifersucht reizte? Die Griechischen Frauen durften über diesen Punkt sonst eben nicht streng halten, aber sie nahmen sich deshalb doch wohl mitunter die Juno zum Muster. Plutarch erzählt, daß Perikles unmittelbar nach der Scheidung Aspasien nahm, ob bloß in sein Haus, oder förmlich zur Ehe, bezeichnet der Griechische Ausdruck nicht unzweifelhaft, wiewohl die herrschende Meinung das Letztere behauptet. Plutarch gedenkt ferner, doch nicht ganz bestimmt, eines Sohnes aus dieser Verbindung, der den Namen des Vaters getragen, bei den Aeginusischen Inseln gesiegt und nebst seinem Mitfeldherrn den Tod gefunden habe, auf die Anklage, die Leichname der gefallenen Athe-

ner seyen von ihnen nicht nach alter frommer Sitt gesammelt worden. Eupolis, ein Dichter der ältern Komödie, läßt Perikles in einem seiner Stücke also fragen:

»Wie? lebt noch mein Bastard?«

Darauf wird ihm die Antwort:

»Er wäre längst ein Mann,
Wenn er nicht fürchtete die Schande von der Dirne.«

Ob eine solche Bezeichnung des Sohnes und der Mutter mehr eine eigentliche Ehe oder eine lockere Vereinigung voraussetzt, ob der Vorwurf bloß an der bürgerlichen Unvollkommenheit der Geburt haftet, die auch im Falle der Ehe blieb, wenn die Gattin nicht jedem feststehenden politischen Erforderniß entsprach, sey dahin gestellt. So viel ist gewiß, daß der Einfluß des Perikles nach dem Tode seiner beiden rechtmäßigen Söhne den Volksschluß wieder aufhob, den er früher durchgesetzt hatte, vermöge dessen unechte Söhne des Attischen Bürgerthums verlustig gingen. Welches aber auch immer das Verhältniß zwischen Perikles und Aspasien gewesen seyn mag, es widerstand jedem Wechsel der Zeit bis auf denjenigen, welchen der Tod verfügt. Nie verließ jener das Haus, nie kehrte er zurück, ohne seine Freundin zu küssen; ein Zug von Zärtlichkeit, der den Alten merkwürdig

genug schien, um ihn der Nachwelt zu überliefern. Derselbe ist gleichsam die verborgene Oeffnung, durch die wir den Geist einer so seltenen Neigung einigermaßen zu errathen vermögen; er sagt mehr zum Ruhme Aspasiens, als ein Panegyrikus aus dem Munde des ganzen Griechenlandes. Sie mußte eine große Frau seyn, weil sie einen großen Mann unveränderlich bis zu einem solchen Grade fesseln konnte; ihn, der in seinem öffentlichen Betragen keine andere Leidenschaft zeigte, als diejenige, welche der Wunsch irdischer Unsterblichkeit einflößt, ihn, der den Chor der edelsten Geister zum nähern Umgange um sich versammelte, durch die Gaben der Natur und den Umfang des Wirkungskreises zugleich ihr Bruder und ihr Fürst; ihn, der von demselben Augenblicke an, wo er das Ruder der öffentlichen Angelegenheiten ergriff, auch in seinem Privatleben gleichsam der Staat selbst wurde, mehr eine allumfassende Idee, als das einzelne Wesen, welches Mensch heißt. Als Themistokles nach dem herrlichen Seesiege bei Salamis, durch den seine tapfere Weisheit Griechenland von den Barbaren gerettet hatte, zur Feier der olympischen Spiele erschien, und nun alle Blicke auf ihm ruhten, da erklärte er seinen brennenden Ehrgeiz für befriedigt. Nicht viel weniger durfte Aspasia als Weib empfinden, die an der Hand des Perikles über

die Bühne eines Zeitalters schritt, das auch unter den bessern Jahrhunderten glänzt, wie jener Salamier unter seinen Bewunderern. Sey es, daß Perikles in ihr nicht gerade die Unbescholtenheit der Sitten am meisten liebte, so entschädigte er sich wahrscheinlich durch die neue Lebensära, die sie unter seinen Augen begann. Ein solcher Wechsel oder vielmehr eine solche gänzliche Umschaffung, gleichsam die stete Blüthe der Unschuld, bezaubert den Geist, und besticht den Stolz eines Mannes um so sichrer, je mehr er sich über das gewöhnliche Maß der Dinge erhebt. Er genießt seine eigene Größe im Bilde der Geliebten, leistet durch die Kraft seines Charakters, was Pygmalion durch das Glück seiner Kunst. Das außerordentliche Glück Aspasiens blieb nicht unangefochten; was der Mensch noch zu erreichen sich fähig glaubt, sagt Perikles bei Thucydides, dessen Lob erträgt er, was dagegen seiner Kraft unmöglich dünkt, daran übt er seinen Unwillen. Auch in Athen gab es eine Oppositionspartheі, sie hatte ihre lautesten Sprecher in den komischen Dichtern. Bald hieß ihnen Aspasia eine Juno, bald eine Omphale, bald eine Dejanira, in Beziehungen, die sich selbst erklären; auch der Name einer Helena wurde auf sie angewendet, insofern sie die Urheberin kriegerischer Feindseligkeiten seyn sollte. Selbst diesen vermeinten

Beschimpfungen nimmt der mythologische Glanz einen großen Theil ihrer Bitterkeit; einen Alcides mit der Löwenhaut, voll unbedingter Hingebung, lassen sich gern alle Frauen gefallen. Mit der Anspielung auf die Helena hat es im Weitern folgende Bewandtniß. Milet und Samos kämpften um den herrschenden Einfluß über Priene, eine freie, sich selbst regierende, ungefähr zwischen beiden in der Mitte gelegene Stadt. Die Milesier, unsicher des Ausgangs, rufen die Athener als Vermittler auf; diese schreiten zuerst mit Mäßigung gegen die Samier ein, brauchen aber später, nachdrücklich gereizt, die Gewalt der Waffen, welche sie mit wechselndem Erfolge führen, bis sie endlich die Stadt nach einer hartnäckigen Belagerung nehmen und entschieden demüthigen. Zweierlei forderte die Athener zu diesem Kriege auf; das Interesse der Aristokratie, welches in Samos vorherrschte, und das sie überall so viel als möglich nach dem Geiste ihrer demokratischen Regierungsform zu unterdrücken suchten; und die Rücksicht auf den Handel, die bei ihnen jederzeit in letzter Instanz entschied. Die Gefahr des Kampfes bewies, daß sie die Hülfsquellen ihrer Feinde, die mit der Zeit Nebenbuhler werden konnten, richtig gewürdigt hatten. Nach der Erzählung Plutarchs maß die öffentliche Meinung den Ausbruch dieses Krieges Aspasien bei; sie sollte als Milesierin

die Milesier bei Perikles vertreten und durch ihn die Athener gegen Samos geführt haben. Eine verläumderische Erfindung, die Plutarch ohne Scheu aufnimmt, und uns dadurch zugleich einen Maßstab für die Zuverläßigkeit seiner übrigen Nachrichten darreicht. Eine berührt in der That den Gipfel der Verblendung, sie macht Aspasien halb und halb auch zur Urheberin des Peloponnesischen Krieges, da doch die Unabwendbarkeit desselben und zwar aus ganz andern Gründen, so vollständig erwiesen ist, als irgend eine Thatsache der Geschichte. Seltsam genug werden einige Worte des Aristophanes zum Belege angeführt; das ist eben soviel, als wenn ein Maler die Porträte berühmter Engländer nach den Zerrbildern liefern wollte, die von ihnen im Umlaufe sind. Die unaufhaltsame, immer höher steigende Eifersucht zwischen Athen und Sparta war die eigentliche Ursache jenes unseligen Krieges; die äußere Veranlaßung offenbarte bloß den innern, weit verbreiteten Brennstoff, sie schuf ihn nicht, sie lockte ihn auch nicht hervor; dieser wühlte schon lange in den Adern der Griechischen Erde, und suchte bald hier bald dort einen Ausgang, bis er ihn endlich in einer von den beiden Hauptvulkanen weit entfernten Gegend fand. Eben die tiefe Einsicht und feste Entschlossenheit, mit welcher Perikles die Nothwendigkeit der Explosion vor-

hergesehen und Athen für diesen Fall vorbereitet hatte, erhebt ihn zum Range eines politischen Genies. Aristophanes, dem die Gräuel des unnationalen Kampfes das Herz zerrissen, der sein Vaterland liebte mit alterthümlichem Sinn, und nicht bloß auf die Erschütterungen einer tobenden Lachlust, sondern auch gegen den Strom der blutigen Zwietracht wirken wollte, er mußte für den fröhlichen Leichtsinn und die ungemessene Leidenschaftlichkeit seines Volkes natürlich Schläge wagen, die auf der Stelle die Masse elektrisch durchzuckten und deren historische Wahrheit lediglich in ihrer einleuchtenden Zweckmäßigkeit bestand. Ein solches Radikalmittel versuchte er denn auch in seinen Acharnern, die überhaupt den Frieden dringend empfehlen sollen. Trunkene Jünglinge, sagt er, waren nach Megara gegangen, und hatten dort die Nymphe Simätha geraubt. Die Megarer holten sich darauf in der Wuth des ersten Schmerzes zwei Schülerinnen aus Aspasiens Hause. Das ist der Anfang eines Krieges, setzt er hinzu, in welchen nun alle Griechen sich verwickelt sehen — um dreier Dirnen willen. Gewiß ein höchst komisches Quidproquo, das Plutarch mit der ernsthaftesten Miene ungeprüft als passende Zuthat in den Schmelztiegel wirft. Dieser Schriftsteller war bekanntlich aus Chäronea in Böotien, seine böotische Natur verräth

er deutlich bei dieser Gelegenheit. Der geschichtliche Anklang geht darauf hinaus, daß Perikles sich mit der größten Kraft beim Gange der öffentlichen Verhandlungen dem Ansinnen der Spartaner widersetzte, welche den Volksschluß aufgehoben wissen wollten, der die Megarenser streng von allem Verkehr mit Attika ausschloß. Würden die Athener, dahin erklärte er sich, auch nur in einem einzigen Punkte nachgeben, so gestänben sie damit ihre Schwäche, steigerten die Ansprüche ihrer Feinde, und müßten zuletzt doch gewärtigen, was sie hätten umgehen wollen; denn die Spartaner legten diese Schlinge geflissentlich, um zu sehen, was sie ihnen im Verfolge bieten dürften. So verwandeln sich jene drei Mädchen in Luftgestalten, an die Aristophanes mit attischem Uebermuthe die Gasbeleuchtung des Witzes verschwendet. Ihm war selbst an einem Sokrates die historische Wahrheit nicht heilig, in seinen Wolken stellt er ihn dar als einen mondsüchtigen Träumer, gleichsam als einen philosophischen Seni, und doch nahm und begünstigte der letztere durchgängig die praktische Richtung der Erkenntniß, selbst mit Spuren einer Abneigung gegen die spekulative Naturkunde; ja, den Delphischen Drakelspruch, der ihn den weisesten Griechen genannt hatte, ließ er nur aus dem Grunde gelten, weil er wisse, daß er nichts

wisse. Man hat Aristophanes mit Recht den ungezogenen Liebling der Grazien genannt; so tief er aber auch ihre jungfräuliche Sittlichkeit verletzt durch einen Cynismus, dem nur sein Genie gleich kommt, sie können doch keine andere Geißel finden, den unwiderstehlichen Frevler zu züchtigen, als den Lieblingszweig des Apollo. Selbst dem athenischen Volke, diesem absoluten Selbstherrscher, der zu gewissen Zeiten mehr Feuer spie als Typhoeus, setzte er seinen Witz wie eine diamantne Lanze entgegen, und der allmächtige Tyrann empfing die blutigsten Stöße mit donnerndem Gelächter. Er mußte sich selbst in dem Bilde des Demos erblicken mit dem ganzen chaotischen Gewühl seiner Fehler und Leidenschaften, er sah in den vorgehaltenen Spiegel, zerschlug ihn nicht, sondern trug denselben auf den Gipfel des Helikon. Ja, auch mit den Göttern wagte der Riesengeist dieses Komikers ungestraft den Kampf, sie ließen sich still die Verwandlung gefallen, in die er sie für den Augenblick bannte, ihre himmlischen Wohnungen standen leer, so lange er die Bühne beherrschte und den Scherz über die Religion erhob, wenn man nicht lieber sagen will, sie habe eben in jenem bestanden. Ist es also ein Wunder, daß der unbändige Schalk auch Aspasiens Ruf in dem Mörser zerstößt, aus dem Alles, auch das Höchste und Beste als duftiger Staub

emporsteigt, beleuchtet von dem Regenbogen der Poesie? Drei Mädchen, Urheberinnen des ungeheuern langwierigen Peloponnesischen Krieges, zwei davon angebliche Schülerinnen Aspasiens, und Perikles im Hintergrunde an der Spindel seiner Omphale, die Griechenlands Schicksal als Pensum daran gehängt hat: dieser unvergleichliche Einfall brennt mit seinem Zündstoff auch im Wasser, gleich dem spätern Griechischen Feuer; er verwundet die Geschichte nicht, er verzehrt sie, aber so, daß jeder Kundige auf der Stelle in dem Vernichtungsprocesse die lustige Maske wahrnimmt, welche Fratzen schneidet.

Dennoch hat die angeführte Stelle dem Haufen der Nachzügler für baare historische Münze dienen müssen. Plutarch, der trotz seiner weisen, sittenrichtenden Miene mit unter anfängt in die Kindheit zurückzugehen, beschuldigt Aspasien mit dürren Worten, sie sey eine Lehrerin jener freien Künste gewesen, deren Asyl weit abwärts von dem Tempel der Venus Urania mitten an der Landstraße liegt. Er ist, wo es auf Gerüchte ankommt, ein Löschblatt, das jeden Flecken aufnimmt; das beweist er durch seine märchenhaften Nachrichten über den Ursprung des Peloponnesischen Krieges; er hat eben deshalb keine entscheidende Stimme über einen Punkt, mit dem leichtfertige, böse Zungen und Federn bereits Jahrhun-

derte hindurch ihr Spiel getrieben hatten, bis es ihm einfiel, im Leben des Perikles noch ein feierliches Protokoll darüber aufzunehmen. Wie ganz anders und größer verfährt Thucydides, der, ein Zeitgenosse Aspasiens, den höchsten Ernst an die Erforschung der historischen Wahrheit setzte und in seiner Darstellung jenes verhängnißvollen Kampfes so unpartheiisch ist, daß man ihn darnach weder für einen Athener, noch Peloponnesier halten kann, ja kaum für einen Geschichtschreiber, sondern für die Geschichte selbst. Er redet von der Freundin des Perikles in keiner Hinsicht; hätte er seinen Helden einer so gränzenlosen Schwachheit fähig gehalten, wie dazu gehört, die gröbste Gemeinheit mit ununterbrochner Theilnahme zu lieben, das begeisternde Bild wäre leicht anders gerathen, obwohl er die öffentlichen Angelegenheiten von dem Privatleben zu unterscheiden verstand. Noch weniger Glauben als Plutarch verdient Athenäus, der den Schnepfenschmutz des Aristophanes in seiner antiquarischen Küche, die er eigens für schmausende Sophisten angelegt hat — so nennt er sein Werk — als einen ganz unverdächtigen kalten Braten auf die Tafel bringt, und zwar mit einer so ausschweifenden Uebertreibung, daß sein Vorgeben die Meinung begünstigt, Aspasia habe Mädchenniederlassungen gegründet, wie etwa gegenwärtig Militärkolonien

entstehen. Eben derselbe läßt sich aber überhaupt in der bunten, ziemlich verworrenen Gallerie, die er aus weiblichen fahrenden Schönheiten zusammensetzt, die unverzeihlichsten Irrungen zu Schulden kommen, indem er ihre Namen bald vergißt, bald verwechselt. Wider Wissen und Willen hat er Aspasien losgesprochen, indem er sie anklagt, da er außer dem angeführten aristophanischen Witzgericht für sein zusammengeklaubtes Piknik nichts weiter von Belang gegen sie aufzutreiben weiß, so gern er sonst an Knochen nagt. Lucian, dieser geistreiche Spötter, in vieler Hinsicht der Griechische Voltaire, erklärt sich zwar auf gleiche Weise, aber in einem so excentrischen Gespräch, daß Münchhausen dagegen ein zuverlässiger Erzähler ist. Ein Jüngling, der als Vertrauter den Wachdienst schlecht versehen hatte, während Mars Venus besuchte, ist zur Strafe deswegen in einen Hahn verwandelt worden, kräht seinen Herrn an frühem Morgen auf, und erzählt demselben, daß er auf dem Wege der Seelenwanderung auch schon Aspasia gewesen sey, worauf er denn auf ergangene Frage über Perikles, seinen ehemaligen Geliebten, beichten soll, ungefähr in der Art des Tiresias, den eine zürnende Göttin deshalb mit Blindheit strafte, weil er das angenehmste weibliche Geheimniß an die Männerwelt verrathen hatte. Wann dieser Hahn wird Eier gelegt

haben, dann ist es noch immer Zeit genug, dasjenige für wahr zu halten, was er kammschüttelnd von Aspasien meldet. Hier stehen die Gewährsmänner beisammen, von denen sich der Faden der Verläumdung bis auf unsere Tage fortgesponnen hat; mit Ausnahme des Aristophanes, eines Zeitgenossen, sind die übrigen Zeugen solche Spätlinge, daß sie hinter ihrem Berge unmöglich bekräftigen können, was sie kaum mit Bestimmtheit wissen würden, hätten sie auch hinter der Thür gestanden. Das rühmlichste, freilich nur mittelbare Zeugniß für den Ruf Aspasiens legt der jüngere Cyrus ab, ein Fürst von dem liebenswürdigsten Betragen und den größten Gesinnungen, der wärmste Verehrer der Griechen, unter denen der weise und tugendhafte Xenophon sein Freund war. Er legte seiner inniggeliebten Milto, auch einer Jonierin aus Phocäa, den Namen Aspasia bei, weil er keine höhere Ehre für sie wußte, als eine öffentliche Zusammenstellung mit der Milesierin; diese Auszeichnung thut eine Assonanz der Gemüther dar, die jede Dissonanz der Nachrede tilgt. Es war nämlich diese zweite Aspasia ein Muster von edler Einfalt, strenger Zucht, sanfter Bescheidenheit, gebildetem Geiste und aufrichtiger Genügsamkeit, sie hätte durch ihre Vorzüge verdient, den Thron mit Cyrus zu theilen, wäre dieser nicht im Kampfe um denselben

gegen seinen Bruder geblieben. Will man unter diesen Umständen annehmen, daß die perikleische Aspasia gewesen, was ihr nachgesagt wird? dann hätte Cyrus, welchem die öffentliche Meinung weder unbekannt noch gleichgültig war, da er sie zumal aus den besten Quellen schöpfen konnte, seiner Freundin durch eine so unstatthafte Vergleichung einen sehr schlechten Dienst geleistet. Noch mehr; auch Sokrates pflegte Aspasien zu besuchen; nicht etwa allein, das würde bei seiner Methode eines freien, praktisch nützlichen Umganges, der auch eine Theodota nicht ausschloß, wenig beweisen; sondern in Begleitung seiner Schüler kam er, die er gewiß nicht zu den Mysterien der Unsittlichkeit führte. Aspasia hieß auch vorzugsweise die sokratische; wie man auch diesen Beinamen erklären mag, es folgt daraus immer eine Annäherung, die beiden zum Verdienste gereicht. Die Ausbreitung jenes nachtheiligen Gerüchtes läßt sich leicht erklären. Aspasia liebte als eine schöne, geschmackvolle, geistreiche Frau eine angemessene weibliche Umgebung, sie hatte auf ihrem Standpunkte keine Nebenbuhlerinnen zu fürchten, sie gewann, fesselte, hob durch ihre Nähe, sie gefiel sich vielleicht in einer bildenden Einwirkung auf jüngere Personen ihres Geschlechts, sie lebte höchstwahrscheinlich mit einem gewissen Glanze in zwanglosen Formen, unter einem erfreulichen

Wechsel von Unterhaltung und Thätigkeit. So konnten viele Planeten in verschiedenen Entfernungen um eine solche Sonne kreisen, in deren Bahnen der ferne uneingeweihte, aber desto neugierigere Beobachter künstlich angelegte Labyrinthe sah. Warum sollen endlich nicht auch mitunter Männer der Anziehungskraft dieser siderischen Nachbarinnen gefolgt seyn, ohne daß man deshalb gerade ein System der Absichtlichkeit unter einem einzigen herrschenden Auge, gleichsam von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, annehmen darf? Können und wollen denn gegenwärtig die tonangebenden Frauen für ihre weiblichen Anhängsel gutstehen? Suchen sich jene nicht vorzugsweise auch zu ihren Dienerinnen und Gesellschafterinnen eine tüchtige Leibgarde aus, so lange sie der ausgetheilten Parole im Bewußtseyn ihrer Macht trauen? Göttinnen, die mit Nachdruck den Scepter der Schönheit, des Geistes und der Sitte führen, erkennt ein geübtes Auge schon von fern an dem begleitenden Zuge der geflügelten Horen.

Das gute Verhältniß zwischen Aspasien und Sokrates hat dem Dichter Hermesianape Gelegenheit gegeben, die Blume der Liebe daraus sprossen zu lassen, und zwar in dem Kranze jener berühmten Elegie, durch welchen sich die Namen der größten Dichter und Denker im Verein mit ihren schönen Freun-

dinnen hindurchziehen. Auf geschichtliche Wahrheit kommt es dabei nicht an, wenn nur irgend ein Verhältniß der süßen Leidenschaft in mahlerischen Gruppen zarter, lebendiger und tiefer hervortritt; wenn nur das bewegte Herz die Schaar der bessern und gebildeten Geister zum Mitgenuß seiner Freuden und Schmerzen einladen kann. „Es ist ihm freilich der heiligste Ernst, und er ist dabei mit ganzem Gemüthe; aber er lächelt dann auch wieder über seinen Gegenstand und über sich selbst und die an seinem Stoff verübte Willkühr mit unschuldiger Schalkheit und kindlicher Anmuth. Er weiß um seine Kunst, und über sie scherzend, gefällt er sich doch mit ihr und zeigt sie gern.« So charakterisirt A. W. Schlegel den Dichter. Hierher gehören die folgenden Verse:

»Und mit welchen Flammen durchglüht des Sokrates Busen,
Den der Weisheit Geschenk über den Pöbel erhob,
Kypris Zorn, (er hatte vordem aus sinnigem Geiste
Jene leichtere Schaar zärtlicher Sorgen verscheucht.)
Wenn er zur Wohnung Aspasiens ging!«

Diese poetische Licenz fußt auf demselben Grunde, wie die prosaische, die dem Sokrates auf einmal zwei Frauen giebt; eigentlich sollte sie von acht reden, denn Xantippe allein gilt billig für sieben. Die Poesie mag auch mit dem Ernste spielen, so

bald sie die Regeln des Spiels achtet; nicht so die Afterkunst, die von aufgelesenen Brosamen lebt. Unter diese Rubrik gehört das wunderlich zusammengeschobene Fragment, zu dem selbst Sappho mit einigen Versen hat beisteuern müssen, und das Aspasien den Sokrates wegen einer schimpflichen Neigung trösten läßt. Es lohnt nicht der Mühe, diesen Obolus an das Licht der Kritik zu halten, um sein falsches Gepräge zu erkennen.

Aspasia genoß einen solchen allgemeinen Ruf der Weisheit, daß man sie auch für eine Meisterin auf dem Gebiet der Staatsrede hielt; sie und der Dialog Menepenus im Plato soll diese Meinung durch ein glänzendes Beispiel bestätigen. Eine Rede aus dem Munde Aspasiens berührt die Phantasie wie ein Gesang, womit die Muse im Augenblicke eines dichterischen Unternehmens ihre Lieblinge begeistert. Die Sache ist diese. Perikles hatte nach der schönen Sitte seines Vaterlandes den im ersten Jahre des Peloponnesischen Krieges Gefallenen die feierliche Standrede gehalten. Sie sollte in ihrer ursprünglichen Gestalt von Aspasien herrühren. Sokrates giebt auf die Frage des Menepenus, indem er sich einen Augenblick scherzweise in die Lage des gewählten öffentlichen Redners hineindenkt, folgende nähere Erklärung. »Von mir wäre es wohl gar nicht zu

wundern, Menepenus, daß ich im Stande wäre die Rede zu halten, der ich eine gar nicht schlechte Lehrerin habe in der Redekunst, die auch viele andere und treffliche Redner gebildet hat, einen aber, der es allen Helenen zuvorthut, den Perikles Menepenus. Wer ist die? oder meinst du wohl Aspasien? Sokrates. Die meine ich und dann auch Konnes, den Sohn des Metrobius. Denn diese beiden sind meine Lehrer, er in der Tonkunst, sie in der Redekunst. Von einem so erzogenen Manne ist wohl nicht zu verwundern, wenn er gewaltig ist im Reden. Menep. Und was würdest du wohl sagen, wenn du die Rede halten müßtest? Sokr. Ich von mir selbst wohl nichts, aber der Aspasia habe ich noch gestern zugehört, wie sie eine Standrede für eben diesen Fall vortrug. Sie hatte nämlich gehört eben was du sagst, daß die Athener einen Redner dazu wählen wollten; da hat sie mir denn einiges aus dem Stegreif vorgetragen, wie man es sagen müßte, anderes auch wohl früher Ueberlegtes, als sie, denke ich, jene Rede ausarbeitete, welche Perikles hielt, so daß sie hier einiges dort übrig gelassene zusammenkittete. Menep. Könntest du dich wohl erinnern, was Aspasia sagte. Sokr. Wenn ich nicht ganz einfältig bin; denn ich habe es ja von ihr gelernt und beinahe hätte ich Schläge bekommen, wenn ich etwas

vergaß. Menex. Warum trägst du es also nicht vor? Sokr. Daß mir die Meisterin nur nicht zürnt, wenn ich ihre Reden ausbringe. Menex. Gewiß nicht, o Sokrates, sondern sprich nur. Du wirst mir den größten Gefallen erweisen, magst du nun eine Rede Aspasiens vortragen, oder wessen sonst; jeden Falls sprich nur. Sokr. Aber du wirst mich auslachen, wenn ich alter Mann dir vorkomme als triebe ich Kinderei? Menex. Keineswegs, Sokrates, sondern sprich nur auf jede Weise. Sokr. Dir muß ich freilich gefällig seyn; und es fehlt wenig, wenn du haben wolltest, ich sollte mich entkleiden und tanzen, daß ich es thäte: da wir ja allein sind. — Nun folgt die angebliche Rede Aspasiens. Zum Schluß nimmt Menexenus das Wort also: »Beim Zeus, o Sokrates, glücklich ist Aspasia, wenn sie, eine Frau, solche Reden im Stande ist, auszuarbeiten. Sokr. Wenn du es nicht glaubst, so komm mit mir und höre sie selbst vortragen. Menex. Ich bin schon oft mit Aspasien zusammen gewesen, o Sokrates, und weiß recht gut, was für eine Frau sie ist. Sokr. Wie also? Bewunderst du sie nicht und weißt ihr jetzt Dank für die Rede? Menex. Gar vielen Dank, o Sokrates, weiß ich für diese Rede, ihr oder ihm, wer sie dir mitgetheilt hat, und außerdem gar vielen Dank dir, der sie mir gesagt hat.

Sokr. Das wäre gut, aber daß du es mir nur nicht nachsagest, damit ich dir auch ein andermal noch viele schöne Staatsreden von ihr mittheilen kann. Menex. Sei nur ruhig, ich werde dir nichts nachsagen, bringe sie mir nur. Sokr. Das soll geschehen.

Der große Schriftsteller, welchen Jean Paul irgendwo den seligen Ururenkel Platons nennt, räumt dem Gespräch, welches die Rede einfaßt, nicht gleichen Werth und gleiches Ansehen mit derselben ein, ganz gegen die herkömmliche Ansicht, nach welcher es ein unschätzbares Kleinod seyn soll. Seine Gründe wird Niemand leicht umstoßen; mit Recht legt er dabei ein besonderes Gewicht auf den schreienden Anachronismus der Composition. Die Schläge, womit Aspasia den Sokrates bedroht haben soll, wegen seiner Vergeßlichkeit, sind kalte Witzfunken, die nicht von dem Amboß der Pieriden, sondern aus der Werkstatt der Cyclopen kommen. Daß Sokrates auch entkleidet tanzen will aus Gefälligkeit für einen Freund, der sonst aus Ehrfurcht vor ihm fast in die Knie sinkt, ist eben auch kein Beweis eines Attischen Salzes, eher eine Auflösung desselben im trüben Wasser. Unter den verschiedenen angedeuteten Vermuthungen sagt besonders jene zu, welche die eingeschlossene Rede für eine scherzhafte Nachahmung rhetorischer Manie-

ren nimmt; damit ſtimmt zuſammen das ermüdende Sprechen über das Sprechen, gleichſam die Klingel an der Trommel, der unmäßige mythiſche Schmuck an der vorgeſteckten Nationalcokarde in den gewöhnlichſten abgeriebenen Farben, die überaus unſymmetriſche Ausführung, welche von hinten nach vorn einem Trichter gleicht, die weit ausgeſponnene geſchichtliche Entwickelung beinahe in der Form eines Compendiums. Nimmermehr hat Aſpaſia dieſe Rede verfaßt, man müßte denn annehmen, ſie habe ſich damit auf einer deutſchen Univerſität das Doktor-Diplom der Beredtſamkeit verdienen wollen. Ueberhaupt ſieht es ihr nicht gleich, daß ſie als eine Frau, die wahrſcheinlich die Gränzen ihres Geſchlechts beſſer kannte, als jede andere, ſich mit der Staatsredekunſt ſollte befaßt haben; noch weniger bedurfte Perikles ihrer Hülfe, der ſich, wie Athen unter ſeiner Leitung, zu Allem ſelbſt genug war. Wenn ſie mit ihm die öffentlichen Angelegenheiten berührte, ſo geſchah es ſchwerlich in der Form der Berathung oder der Einrede, ſondern ſie war nur die natürlich reine und volle Begleitung des durchgreifenden Tons, den jener angab.

Ungefähr gegen den Anfang des Poloponneſiſchen Krieges brach ein Sturm los, der ſie plötzlich von der Höhe des ſeltenſten Glücks in den tiefſten Ab-

grund zu ſchleudern drohte; ſie wurde nämlich der Irreligion und der Verführung freigeborner Frauen angeklagt. Sokrates verachte die Götter und verderbe die Jünglinge, riefen ſeine nichtswürdigen Feinde im Angeſicht des Volkes; zwiſchen ihm und Aſpaſien war kein anderer Unterſchied der Beſchuldigung, als der des Geſchlechts. Sokrates mußte ſeine Größe mit dem Tode bezahlen, der Ruhm Aſpaſiens hielt ihr daſſelbe Ende vor Augen. Der komiſche Dichter Hermippus trat auf als ihr öffentlicher Ankläger. Gewohnt, die Wahrheit auf der Bühne zu mißhandeln, verrieth er ſie auch vor dem Richterſtuhl. Die Furien des Neides, der Schadenfreude, der Rache zeigten und bereiteten ihm den Weg, hinten nach drängte das Volk, gejagt von allen Dämonen der Leidenſchaft. Die Götter, ſo wollte man hören, ſchrien laut um Genugthuung in ihren Tempeln; die Treue der Gattinnen, ſo wollte man ſehen, entfloh, wie einſt Aſträa, und ließ Aſpaſien den Fluch der Schuld zurück. Dem Perikles wären die Opfer gefallen, ziſchten tauſend Schlangen. Aſpaſia habe ſie bezeichnet, aufgenommen, vorbereitet, ſie ſey die zauberiſche Hekate dieſes finſtern Schlundes. Vollkommen unbeweisbar blieb die ſchwere Anklage. Perikles verſchmolz drei Tugenden, Weisheit, Güte und Würde in eine einzige, ſein Leben war eins mit

dem Staate, schon nahe an den Pforten des Todes kehrte sein Geist noch einmal zurück und setzte sich die schönste Grabschrift mit den Worten, daß um seinetwillen nie ein Athenischer Bürger ein Trauerkleid habe anlegen dürfen. Und er hätte es wagen sollen, das gemeine Wesen in einem Ehrenpunkt zu verwunden, den das Volk so tief empfand? Die ursprüngliche Quelle der Verläumdung ist nicht unbekannt, in und aus seinem eigenen Hause drückte ein entarteter Sohn die giftigen Pfeile ab, welche Andere begierig aufsammelten. So weit trieb dieser die Frechheit, daß er selbst die Treue seiner Gattin auf Kosten seines Vaters verdächtigte. Das Alterthum hat diese heillose Anklage mit gerechtem Unwillen zurückgewiesen, wie ein ausdrückliches Zeugniß besagt. Nicht besser steht es mit dem kindischen Mährchen, Perikles habe die Gunst der Elpinike durch Theilung der Staatsgewalt mit ihrem Bruder Cimon erkauft. Unmöglich konnte der brennende Ehrgeitz des gewaltigen Volksführers seiner Leidenschaft ein so ungeheuercs Opfer bringen; die Zeitumstände erklären seine Ausgleichung mit Cimon hinlänglich. Wäre er wirklich für jenen Preis beglückt worden, schwerlich hätte Elpinike später, als er die Standrede wegen der Gefallenen im Samischen Kriege hielt, ihm den Vorwurf gemacht, daß er ein Grieche über Griechen, nicht

aber wie ihr Bruder über Barbaren gesiegt habe. Noch weniger würde dann die bittere mit den Worten eines Dichters extemporirte Antwort des Perikles passen: »Du, ein so altes Weib und dufteſt noch von Salben!« Unter Personen auf solcher Höhe der Bildung ist ein so ungeschlachtes Betragen nach der angeblich frühern Verbindung schlechthin undenkbar. Mit diesen Nichtigkeiten hat die Anekdotensucht, verstärkt durch bösen Willen, die leidenschaftliche Schwäche des Perikles fürs andere Geschlecht beweisen wollen. War er aber kein Ludwig XV, so konnte, so durfte, so wollte auch Aspasia keine Dubarry seyn, das ist ihre ganze Vertheidigung. Und wenn Männer, wie Xenophon, ihre Frauen zu ihr führten, wenn sie ihnen Lehren gab, die eben derselbe öffentlich rühmt, er, der die Leibfarbe der Tugend, die Schaam, keinen Augenblick verläugnete, was ist jene Anklage anders als ein Phantom? Der Vorwurf des Unglaubens reicht endlich Aspasien den edelsten Brautschmuck des Geistes, er hob sie über ihre Zeit, noch mehr über ihr Geschlecht. Anaxagoras, der unter den Griechen zuerst den Gedanken einer vernünftigen Weltordnung faßte, mußte auswandern, als ein Gottloser, geleitet von seinem Freunde Perikles. Nicht diese, gewiß eine härtere Strafe stand Aspasien bevor. Da erflehte Perikles mit einem Thränenstrom ihr Leben von den

Richtern. Er verlor später seine Schwester und die meisten Anverwandten, weinte aber nicht, seine Seele wurde größer mit dem Unglück; man sah ihn nie einem Leichenbegängnisse beiwohnen oder auf dem Grabe eines Angehörigen trauern. Nur als er dem letzten seiner echten Söhne nach griechischer Sitte den Todtenkranz aufsetzte, entstürzten ihm zum zweitenmale brennende Thränen, die ersten hatte er Aspasien geweiht. Sie sind ein Unterpfand ihres Werths, an das kein Lob der Worte reicht.

Nach dem Tode des Perikles verschwindet sie aus dem Gesichtskreise der Geschichte; denn was man von ihrer Verbindung mit Lysikles, einem Manne von niederer Herkunft sagt, der durch ihren Einfluß plötzlich zu hohem Ansehen gekommen seyn soll, beruht auf zweideutigen Zeugnissen. Keine Frau, die einst einem außerordentlichen Manne angehörte, soll eine zweite Verbindung eingehen; freiwillige Entsagung ist das Todtenopfer, welches allein schon die Ehre auferlegt, wenn auch die Liebe schweigen sollte. Hat Aspasia diese Pflicht hintangesetzt, so darf die Nachwelt mit Recht darüber zürnen. So lange aber genugthuende Nachrichten fehlen, gelte von ihr im Sinne der Humanität das Griechische Wort:

Wenn das Haupt nicht erreichen sich läßt an Göttergebilden,
Wird der geweihte Kranz ihnen zu Füßen gelegt.

Friedrich Wähner.

Das Abendroth.

Wie das Lichtmeer kränzt ein Geisterland,
schweben jene goldnen Wolkenstreifen,
hingewebt in dunkles Grau, umschweifen
wellengleich den Aetherstrand.

Der Azurball bildet dort ein Boot,
wo die Abendwolken niederfluten,
wo die Sonne sinkt in Purpurgluten,
tauchend sich in Abendroth.

Diese Klarheit und dieß Nachtgefild,
diese Goldglut, diese Rosenglätte —
o hinweg mit Pinsel und Palette —
Künstler, male nie dieß Bild!

Schwererrungne Wahrheit gliche nur
einem Wagnisse der Uebertreibung.

Unerreicht von Farben, von Beschreibung
bleibt die herrliche Natur.

Näher schwebt das Wolkenboot und sinkt —
landet in des Purpurmeeres Hafen.
Geister derer, die vor uns entschlafen,
seyd ihr's, deren Gruß uns winkt?

Geister der Geliebten! Ihr am Port!
Heil uns, daß wir wieder euch erschauen!
Endlich ist bewährt uns das Vertrauen!
Wiedersehn kein eitles Wort!

Dahin also — in des Himmels Pracht
walltet ihr? Ist's Uebergang zu Sternen? —
Euer Geistergruß tönt aus den Fernen
uns herüber: »Gute Nacht!«

Gute Nacht! — Für euch, ihr Theuern, giebt
es nicht Tag, nicht Nacht — sie sind vergangen!
Liebe habt ihr jenseits viel empfangen;
denn ihr hattet viel geliebt!

Gute Nacht! Ja — Nacht im Erdenreich!
Hier, wo sich in stillen Traumgesichten
unsre sehnsuchtsvolle Blicke richten,
ihr Geliebten, hin zu euch!

Gute Nacht! — Ob bald die Nacht beginnt?
Ob die Nacht auch wirklich eine gute?
das weiß Er, vor welchem die Minute,
wie die Ewigkeit, verrinnt!

Arthur vom Nordstern.

Des kranken Kindes Traum.

Von schwerer Krankheit Schmerzensband umfangen
Lag Kindlein ächzend auf dem weichen Flaum;
Leis stillte Schlummer sein ermattend Bangen,
Gab mild ihm einen wundersüßen Traum. —
Und betend stand mit fromm gefaltnen Händen
Die treue Mutter an des Lagers Rand;
»O Vater!« rief sie: »laß das Leiden enden,
Das Du zur schweren Prüfung mir gesandt!

Erbarmer! höre meines Herzens Flehen,
Erhalte mir des Daseyns höchstes Glück,
Laß nicht im Schmerz den Liebling untergehen,
Gieb ihm des Lebens schönstes Gut zurück! —
Ist aber es in Deinem Rath beschlossen,
Daß sinken soll sein kaum erwachter Tag,

So laß auch mir des Sieges Palme sprossen
Und führe bald mich meinem Knaben nach!«

Dem Aug' entströmen brennend heiße Thränen, —
Sie faßt ein tiefer namenloser Schmerz;
Und lauschend legt mit liebevollem Sehnen
Sie leis das Ohr an ihres Lieblings Herz. —
Froh breitet er die Arme ihr entgegen,
Ruft: »Mütterlein! gieb nicht dem Kummer Raum,
Darfst keine Sorge mehr im Innern hegen,
Mir sagt' es an ein wundersüßer Traum.

Es war, als säß' ich auf der steilsten Höhe;
Wohin ich sah, Verderben nur und Tod;
Im Herzen zuckte unnennbares Wehe;
Fern war die Hand, die milde Rettung bot.
Ermattend fiel ich auf die Klippe nieder,
Sah mich versinken in den Abgrund schon —
Da grüßten mich auf einmal süße Lieder,
So mild und leis, wie Aeolsharfenton.

Ermuthigt hob ich nun empor die Blicke,
O Mütterlein! was stellte mir sich dar! —
Auf einer goldnen, reichverzierten Brücke
Saß spielend eine frohe Kinderschaar.

Und and're warfen sich mit Blumenkränzen,
Der nahen Wiese mos'gem Sammt entpflückt,
Verschlangen sich zu festlich muntern Tänzen,
Und waren all' mit Palmengrün geschmückt.

Auch einen Engel sah ich niederschweben,
So schön und gut, und bleich und lieb, wie Du; —
Er führte ohne Kampf und Widerstreben
Die Kleinen einem schönen Garten zu.
Dort saß auf hohem purpurfarb'nem Throne
Das schönste Kind mit blondgelocktem Haar,
Das reichte jedem eine Siegeskrone
Und einen frisch gebrochnen Palmzweig dar.

Lieb' Mütterlein! ein sehnsuchtsvolles Bangen
Erfüllte mächtig meinen trunknen Sinn —
Mich zog ein süßes schüchternes Verlangen
Zu jenem goldgelockten Knaben hin.
Schon hob mein Fuß sich auf zum raschen Schritte —
Schon war ich bald dem Purpurthron genaht,
Als eilig aus der holden Kinder Mitte
Der bleiche Engel mir den Weg vertrat.

»Noch darf'st du, »rief er:« nicht mit ihnen spielen,
»Noch bist du nicht zum Feste hold geschmückt,

»Noch darf die Krone nicht die Stirn dir kühlen,
»Wie auch des Lebens Dorn sie wund gedrückt.
»Doch wenn das dritte Morgenroth erglommen,
»Die Berge ring's im Rosenschimmer glüh'n;
»Dann wird der bleiche Engel zu dir kommen,
»Bekränzen dir das Haupt mit Palmengrün.

»Auch Jene, die in Schmerzen dich geboren,
»Die manche Thräne deinem Leid geweint,
»Hab' ich dem ernsten Reiche auserkohren,
»Wo der Vergeltung ew'ge Sonne scheint.
»Dort werdet von des Lebens tiefen Wunden,
»An des Erbarmers liebevoller Brust,
»Von allem ird'schen Kummer ihr gesunden;
»Dort wird sich wandeln Schmerz in stete Lust.«

Da wacht' ich auf, — und ach! ein süßer Frieden
Umfing mit seinem Fittig mein Gemüth; —
Ich fühl' es, daß die Krone mir beschieden,
Bald mir die Palme der Vollendung blüht!
Getrost will ich mein kurzes Leiden tragen,
O gieb auch du der Sorge nicht mehr Raum —
Bald wird das schönste Morgenroth uns tagen,
Erfüllen sich der wunderliebe Traum.«

Entkräftet von der bunten Bilder Weben,
Sank matt der Knabe in die Kissen hin; —

Die Mutter faßte ein geheimes Beben,
Sich deutend jenes Traumes ernsten Sinn.
»Dein Wille!« rief sie: »Vater soll geschehen,
Ist das verheißne Reich doch nicht von hier!
Du hörtest meiner Liebe stilles Flehen —
O zeig' als gnäd'ger Richter dich auch mir!«

Und als das dritte Morgenroth erglommen,
Die Berge flammten in der Sonne Schein,
Da führte in die Heimath aller Frommen
Der bleiche Engel ihre Seelen ein;
Wand der Vollendung höhre Siegeskrone
Den Heimgegang'nen in das lock'ge Haar,
Und reichte an der Liebe Strahlenthrone
Den heiß ersehnten Palmzweig ihnen dar.

Theophania.

Undine.

Die aus dem Schoos getreuer Wogen
Zu einem heuchlerischen Strand
Verborgne Mächte fortgezogen,
Wo sie den Sturm der Liebe fand,
Der Liebe Werk, wie keine Schöne,
Des Falschen Werk, der Dich verschmäht,
Du einz'ge redliche Sirene,
Die, ach! sich selber nur verräth!
Undine, deines Schicksals Klage,
Dies Herz, das duldend brach und schied,
Bleibt stets der Liebe schönste Sage,
Bleibt deines Sängers zärtstes Lied.
Dich rief aus deinen Zauberseen
Ein Geist, voll Zauber, doch voll Ruh';
So schön ist keine von den Feen,
Und Psyche kaum so zart, als du!

W. v. Maltitz.

Der Gang um Mitternacht.

1.

In einer der angesehensten Handels-Städte Hollands lebte vor einigen Jahrhunderten ein Kaufmann, Van Hopen genannt, der ungeachtet seines nicht ausgezeichneten Verstandes und ruhigen, bedächtigen Wesens, dennoch durch Fleiß, Ordnungsliebe und gelungene Unternehmungen sein väterliches Vermögen so vermehrt hatte, daß er mit Recht für einen der Reichsten galt. Er hatte sich erst im reifen Mannesalter mit Honorien, einer kinderlosen, sehr angenehm gebildeten Wittwe aus gutem Hause vermält, und das einzige Pfand dieser zufriedenen Ehe blieb ein blondgelocktes, rothwangiges Mädchen.

Das holde Clärchen — so hieß die Kleine — täglich schöner aufblühen und in allem Guten wachsen zu sehen, war die unausgesetzte Sorge, das stete Gebet der sanften Mutter; ihre Hand einst, nebst einer fürstlichen Aussteuer, in die Hand eines vorneh-

STAATS-
BIBLIOTHEK

men, von der ganzen Stadt geehrten Eidams legen zu können, war der Lieblingsgedanke, die stolzeste Hoffnung des gutmüthigen, doch auch streng auf äußeren Anstand haltenden Vaters.

So wurde denn Clärchen zwar, wie im väterlichen Hause hergebracht, still und einfach erzogen, doch auch keine Summe gespart, die zur Erhaltung ihrer körperlichen Gesundheit, zur Veredlung ihres Herzens und Geistes, selbst zum Genusse einer in Unschuld frohen Jugend dienen konnte.

Ueberhaupt gehörte Van Hopen nicht zu jenen Reichen, die kein höheres Glück kennen, als Schätze auf Schätze zu häufen. Er half dem Dürftigen, den er dessen nach reiflicher Prüfung werth erfunden hatte, ohne Geräusch; er bezahlte den redlichen Arbeiter reichlich; ja, er glaubte sich sogar bei seinem großen Vermögen einige kostspielige Liebhabereien gestatten zu dürfen, obwohl er, gleichsam sich selbst betrügend, insgeheim eine Casse errichtet hatte, wo diese Ausgaben blos dem Betrage, nicht aber dem Namen nach, in Rechnung gebracht wurden.

Eins von diesen Steckenpferden bestand in einer kleinen, ohne Plan angelegten, doch werthvollen Gemäldesammlung, zu deren Aufbewahrung ein prächtiger Saal des Hauses eingerichtet war. Hier hingen sonder Arg, nur der Größe nach geordnet, doch

sämmtlich in reichvergoldeten Schnitzrahmen, hier der stahlgeharnischte, hochgefeierte Batavische Admiral neben der wohlbeleibten Figur eines Holländischen Milchmädchens, dort die Spanische Isabella in Purpur und steifer Hoftracht neben einer Flamländischen Venus in gar keiner, die Schriftgelehrten im Tempel neben Schlittschuhlaufenden Bauern, ein Seesturm neben einer, den Kohlentopf anblasenden oder beim Licht-Stümpfchen Käse abwiegenden Hökerin, die Perspektive eines Doms neben der Bude eines Marktschreiers, die köstlichsten gefüllten Mohnblumen und schwellendsten Weintrauben neben dem, freilich fast zum Wegnehmen auffodernden Härings-Bündel.

Der Gegenstand der zweiten Lieblingsneigung war ein weitläuftiger unfern der Stadt gelegener Garten, nach welchem Van Hopen in der Regel jeden Tag nach vollbrachter Arbeit, bald allein, bald mit Honorien und Clärchen, ging oder fuhr. Diesen mit den seltensten Gewächsen und Blüthen, so des In- als Auslandes, zu schmücken, sparte er keine Kosten; diesen in stetem Flor, in steter Ordnung und Reinlichkeit zu erhalten, besoldete er einen eigenen Kunstgärtner, und so viele Gartenarbeiter, als Herr Elias — so hieß der Alte — für nothwendig fand.

Deß ungeachtet mußte er seit einiger Zeit mit

Leidwesen wahrnehmen, daß der Garten, wie er es nannte, verwildere. Bald ragte bei einer frischbeschnittenen Taxuskugel noch ein Reißlein hervor; bald war in den schnurgeraden Buchsbaum-Einfassungen ein Stock eingegangen. Bald wehten in den, mit dem feinsten Sande bestreuten Gängen abgefallene Blätter umher; bald war in den von Corallenzweigen, Seemuscheln, gefärbten Glasscherben, Erzstufen und ähnlichen Herrlichkeiten gebildeten Schnirkeln eine Schneckenlinie verschoben, bald gar eine Tulpenzwiebel oder ein Nelkensenker von großer Seltenheit, auf deren Entfaltung er sich Monate lang gefreut, verschimmelt oder verwelkt.

Van Hopen, der den Kunstgärtner in hohen Ehren hielt, schüttelte schweigend den Kopf. Er getrauete sich mit keiner Frage hervor, die ja doch einem Verweise ähnlich gesehen hätte, und suchte blos vor sich die Ursache dieser Unziemlichkeiten zu ergründen. Endlich, als er einstmals bemerkte, daß bei seiner Annäherung Elias schnell eine Brille versteckte, da er dessen Augen beobachtete und sie äußerst krankhaft fand, war ihm das Räthsel gelöst. Er fürchtete nun, der Alte möchte gänzlich erblinden; er sah die Nothwendigkeit ein, ihm einen Gehülfen zuzuordnen, aber, nach seiner milden Denkart, nach seiner Anhänglichkeit an den in seinem Dienste Er-

grauten, ſetzte ihn die Weiſe, wie er ihn von dieſer Maßregel ohne Kränkung unterrichten ſolle, in nicht geringe Verlegenheit.

Deshalb war es ihm höchſterfreulich, als nach Verfluß einiger Wochen die ehemalige Genauigkeit in den Garten zurückgekehrt, folglich eine Veränderung nunmehr entbehrlich ſchien. Ja, ſo wenig den Augen des Greiſes eine Geneſung anzuſehen war, ſelbſt kleine Verſchönerungen kamen nach und nach zum Vorſcheine. Als Van Hopen einſt, von einer Geſchäftsreiſe zurückkehrend, um das langentbehrte Vergnügen nun in vollem Maße zu genießen, Honorien am Arme, das liebliche Clärchen an der Hand, den Garten wieder beſuchte, erhoben ſich unter den übrigen, in höchſter Nettigkeit prangenden Zierbeeten auch die Buchſtaben C. V. H. von dunkelrothem Tauſendſchön ſo zart und regelmäßig gebildet, als hätte der kunſtreichſte Schreibmeiſter die Züge mit Purpur-Dinte aufs Papier gezirkelt.

Van Hopen deutete dieſe Blumenſchrift nach einigem Beſinnen auf Clärchen, und ſah Honorien, wie ſie ihm, wohlgefällig in die Augen; die Kleine, als ſie die Auslegung hörte, hüpfte und klatſchte vor Freude in die Händchen. Der ehrliche, vom Alter gebeugte Elias lauſchte hinter einer, in Elephanten-

Gestalt geschnittenen Hecke und wiegte schmunzelnd das Haupt.

Honorie ward sein gewahr und rief ihn alsbald herbei; Clärchen sollte sich bei ihm bedanken, ihm eine Hand geben; Van Hopen winkte ihm freundlich zu.

»Recht schön! sehr liebreich!« — sagte Elias, fast in Thränen ausbrechend, und küßte des Kindes rundes Aermchen — »nur kommt es so eigentlich nicht mir, sondern einem Andern zu, den ich — der sich — dem Wohlwollen des Patrons und der Güte der edlen Frau damit bestens empfehlen wollte.«

»Einem Andern?« — fragte Van Hopen bedächtig — »Fürwahr, das muß ein geschickter, ein kluger Mensch seyn!« Sanft gerührt setzte Honorie hinzu: »Er weiß den Weg zum Aeltern-Herzen zu treffen! Wer ist es?«

Elias zuckte verlegen die Achseln und sagte kleinlaut: »Gewissermaßen ein Neffe von mir.« — Leiser, mit vorgehaltener Hand, damit ja die herumhüpfende Kleine nichts Unsittliches vernehme, fuhr er dann fort: »Wenigstens der Sohn meiner Nichte, die sich von einem jungen Spanier, — Stand und Namen wollte er ihr nie entdecken — bethören ließ, und vor Gram über ihren Fehltritt starb, weil der Verführer, unbekümmert um sie und das Kind, das sie unterm Herzen trug, heimlich wieder abgereist war.«

Honoriens Handbewegung und Blick verriethen schon jetzt das innigste Mitleid, und ermuthigter fuhr der Greis fort: »Glauben Ew. Edlen ja nicht, daß auch wir die Arme im Elend verließen. Nur furchten wir uns, in einem Hause, wie das des Herrn Patrons, etwas von der Sache verlauten zu lassen und — je nun, man schont doch auch gern den Ruf seiner Verwandtschaft! Als wir die bedauernswerthe Mutter still zur Erde bestattet hatten, brachten wir ihren kleinen Hugo in's Waisenhaus. Er wuchs herauf, und obschon er der Mutter gar nicht, nur seinem hartherzigen Vater ähnelt; so gewann er doch täglich mehr und mehr unsere Liebe. Wir hörten nichts als Gutes von ihm; Lehrer und Vorsteher nannten ihn den Folgsamsten und Fleißigsten; er zeichnet sehr artig; er schreibt und rechnet zum Verwundern, und wenn er uns manchmal besuchen durfte, sahen wir ihm die Lust zur Gärtnerei an den Augen an. So näherte er sich dem vierzehnten Jahre, und konnte nach der Verfaßung nicht länger im Waisenhause bleiben. Unter fremde Leute — hätt' ich ihn allenfalls ziehen lassen; aber meine Alte lag mir Tag und Nacht in den Ohren. Nun, ich selbst hatte seit der Zeit, als ich mir Hugo mit an die Hand gehen ließ, wohl bemerkt, daß es dem Herrn Patron wieder im Garten gefalle. Da wollte ich denn sowohl Ew. Edlen,

als die hochwerthe Frau, demüthig bitten, falls der Flecken der Geburt verschwiegen bleiben könnte und es der Herrschaft nicht zur Unehre gereichte — — «

Honorie drückte ihrem Eheherrn freundlich bittend die Hand; dieser sah wohl, daß er ihr so etwas nicht abschlagen durfte und sprach nach kurzer Pause: »Behaltet den Knaben als Lehrling, lieber Elias! Gebt ihm euern Zunamen und sagt, ehe er zu reifern Jahren gelangt, weder ihm, noch sonst Jemanden, etwas von seiner Abkunft. Ich werd' ihn schon gelegentlich sehen; anjetzt könnt' es den Arbeitern auffallen.«

Hiermit war die Sache vor der Hand abgethan, und nur die menschenfreundliche Honorie konnte der Neugier nicht widerstehen, sich den schon recht hübsch aufgeschoßenen und, obwohl ärmlich, doch höchst reinlich gekleideten Knaben von der Frau Kunstgärtnerin insgeheim zeigen zu lassen.

Das nächste Mal, als Van Hopen den Garten besuchte, öffnete ihm der neue Gärtnerpursche, Rechen und Gießkanne in der Hand, mit demüthiger Verbeugung das Gitterthor. Sehr wohlgefällig sah der Herr auf den schlanken, scharf geaugten Knaben, der einige an ihn gerichtete Fragen erst mit Schüchternheit, bald aber zwar bescheiden, doch höchst angemeßen beantwortete. Van Hopen dachte an das Sprichwort,

daß ein Häkchen sich in Zeiten krümme; er hieß ihn gutes Muths seyn und sich nur stets zur Zufriedenheit seiner Pflegältern aufzuführen; in diesem Falle solle für sein Fortkommen gesorgt werden.

Dieser Ermahnung nachzukommen war von nun an Hugo eifrigst beflissen, doch nicht weniger darauf, die Augen des Patrons und seiner Familie dann und wann auf sich zu ziehen und sich in ihrer Gunst immer mehr zu befestigen. Wenn Honorie und Clärchen in den Garten kamen, unterließ er nie, ihnen irgend eine seltene Blume oder Pflanze zu zeigen und auf jeden ihrer Winke zu achten; wenn sie fortgingen, stand er längst schon am Ausgange, um ihnen im nettesten Körbchen einen größern und kleinern Strauß zu überreichen. Dem Eheherrn hingegen hielt er stets die fein thönerne, aufs beste gestopfte Pfeife, ein glimmendes Torf-Feuerchen im Camin und alles sonst zum Rauchen Erforderliche im Sommer-Pavillon bereit, folgte ihm mit einer Schiefertafel von weitem nach, um jede seiner Anordnungen sogleich aufzuzeichnen, und wagte es wohl dann und wann, ihm zu Anlegung neuer Rabatten oder Hecken höchst zierliche Risse, fein gemalte Abbildungen seltener Tulpen, Aurikel und Ranunkeln, oder was sonst Göttin Flora den holländischen Fluren eben gespendet hatte, ja zuletzt, als ihm beim Ueber-

bringen von gereiften Melonen und anderen Früchten zuweilen ein Blick in die Bildergalerie gestattet worden war, auch andere, nicht übel gerathene Versuche vorzulegen. Van Hopen überzeugte sich endlich nicht ohne Verwunderung, dieser junge Mensch habe zu Allem Geschick, und beschloß nach dieser Erwägung, ihm auch von einem der berühmtesten Maler der Stadt wöchentlich einen Tag Unterricht geben zu lassen.

So verflossen zwei Jahre, und der nun sechzehnjährige Hugo ward nicht blos von denen, die ihn kannten, für einen gar feinen, Gutes versprechenden Jüngling gehalten, sondern konnte auch füglich für den Augapfel der alten Gärtnersleute, für den stetsbesorgten ältern Gespielen des achtjährigen Clärchens und für den Günstling Van Hopen's und Honoriens gelten. Letztere vorzüglich, theils gleich anfänglich durch das bloße Wort: Waisenkind, theils im Verfolg durch die stete Aufmerksamkeit, die er ihr bewies, durch die höchste Ordnungsliebe und äußere Nettigkeit, ungemein für ihn gewonnen, hatte in Stillem schon längst ein Plänchen entworfen, und ließ, als der Gemal einst bei heiterer Stimmung nach dem Garten wollte, leicht die Worte fallen: »Die Handschrift des gutartigen Knabens wird doch täglich schöner; die Gartenrechnung, die er jetzt allein führt,

traf noch nie so genau zu — sollte in dem nicht ein recht brauchbarer Handlungsdiener stecken?«

Van Hopen sah ihr stutzend in die Augen; fast schien es ihm wunderbar, daß ihm dieß nicht selbst beigefallen sey. Er nickte ihr freundlich Abschied, sagte mit gewöhnlicher Ruhe: »Wer weiß?« und ging seines Wegs.

Als er in den Garten kam, und Hugo, von der Arbeit augenscheinlich erhitzt, alsbald aus einem der Treibhäuser hervorsprang, um sich nach seinen Befehlen zu erkundigen, hieß er ihn dableiben, besah ihn langsam vom Kopf bis zu Füßen und sprach: »Du bist ein fleißiger Gärtner. Die Gärtnerei ist eine edle Kunst, und wenn du so fortfährst, kannst du es leicht so weit, als dein ehrsamer Meister, ja wohl bis zu einem fürstlichen Kunstgärtner bringen. Doch der Kaufmannstand steht noch weit höher; ein geschickter, fleißiger und redlicher Kaufmann kann sich mit der Zeit, falls ihm das Glück nur einigermaßen hold ist,« — hier legte er unwillkührlich seine Hand auf die fein ausgenähete Halskrause — »wohl selbst einen Kunstgärtner halten.«

Hugo's ehrerbietig niedergeschlagenen, zwar kleinen, doch feurig funkelnden Augen blitzten ein wenig auf, und als Van Hopen die Frage hinzufügte: »Hast du Lust auf meiner Schreibstube zu arbeiten?«

schien er erst keine Worte zu finden, und küßte sodann dem Patron unter der kurzen Aeußerung, daß er gewiß ein aufmerksamer und dankbarer Lehrling seyn wolle, mit tiefer Rührung die Hand.

So wurde denn auch Elias vorbeschieden, der leicht einsah, daß er dem künftigen Glücke seines Zöglings nicht hinderlich seyn könne, und daher um Erlaubniß bat, sich einen andern Gehülfen auszusuchen. Die Sache war abgemacht. Als Van Hopen zur Abendmahlzeit zurück kehrte, Clärchen sich vor dem Vater verneigte und Honorie mit freundlichen Augen sich erkundigte, ob die Granatäpfel nun bald zur Reife kommen und platzen würden? antwortete Van Hopen, über seinen scherzhaften Einfall fast selbst lachend: »Schwerlich eher, als die Ladenschürze für den neuen Lehrling gesäumt seyn wird!« — und seit langer Zeit war das Tischgespräch nicht so belebt und ergötzlich gewesen, als an diesem Abende.

Noch vor Verfluß des Monats war ein neuer Gartengehülfe gefunden, und Hugo, von den Vermahnungen des Pflegevaters, von den heißen Thränen und Segenswünschen der Pflegemutter begleitet, zog in Van Hopen's Haus, und ward der Unterweisung eines erfahrnen Buchhalters übergeben. Er bewies auch bei diesem, obwohl sehr wortkargen und störrischen Alten, sein ihm theils angebornes, theils

im Waisenhause erworbenes Geschick, sich in jedes Vorgesetzten Art und Laune zu fügen, und Van Hopen vernahm mit Wohlgefallen, Honorie mit einer Art mütterlicher Freude, daß Hugo sich durch Gehorsam und Fleiß vor den übrigen Lehrlingen hervorthue. Noch war kein Jahr verflossen, als er wohl manchen Diener an Kenntnissen übertraf, und als der Principal hierdurch bewogen ihn nun auch in fremden Sprachen unterrichten ließ, kam es nach einiger Zeit dahin, daß ihm nicht nur der größte Theil der ausländischen Correspondenz, sondern auch manch anderes wichtiges Geschäft übertragen werden konnte. Er bewährte hiebei eine, fast sein Alter übersteigende Klugheit, Verschwiegenheit und Gewandtheit, so wie bei einigen sehr lockenden Versuchungen, die ein erfahrner Kaufmann und Buchhalter wohl auch mit den zuverläßigst scheinenden Untergebenen zuweilen anstellt, die unerschütterlichste, ihm, wie es schien, gar nichts kostende Gewissenhaftigkeit und Treue. Zugleich hielt er sich, wie dieß in Van Hopen's Hause Sitte war, fleißig zur Kirche, vermied fast allen, noch weit mehr jeden verdächtigen Umgang, kannte des Sonntags nach beendigtem Gottesdienste kein größeres Vergnügen, als seine Uebungen in der Malerei fortzusetzen, und kam vor anhaltendem Fleiße sogar zu seinen

Pflegeältern weit seltener, als diese es wohl gewünscht und der Patron und Buchhalter es gestattet hätten.

Das Vertrauen zu ihm wuchs mit jedem Tage, und seine unterwürfige Bescheidenheit, seine einnehmende Artigkeit veranlaßte es, daß er nicht nur manchmal an Sonn- und Feiertagen zur Tafel des Patrons gezogen ward, sondern auch, als bereits stillschweigend angenommener Inspector des Bilderkabinets, dem in zarter Jungfräulichkeit immer schöner heraufblühenden Clärchen unter Honoriens Augen Unterricht im Blumenzeichnen geben durfte.

Daß bei dieser Lage der Dinge die sanfte Honorie sich auch seines Aeußern vorsorgend annahm, daß ihm zu Zeiten bedeutende, auch außergewöhnliche Geschenke zu Theil wurden, daß man in ihm eher einen bemittelten Kaufmannssohn, als den ehemaligen Gärtnerpurschen, oder gar den Waisenknaben erkannt haben würde, bedarf keines Anführens. Bald war Hugo in Stand gesetzt, sich selbst immer feiner und geschmackvoller zu kleiden, bald sogar, kleine ersparte Summen in der Casse des Principals unterzubringen. Jedermann nannte ihn einen exemplarischen jungen Mann, und Niemand wußte das Mindeste an ihm auszusetzen, als etwa seine Genossen, die ihn nicht selten der Hoffarth und Herrschsucht beschuldigten, ein Vorwurf,

den man mehr in ihrer Abgunst, als in der Wahrheit, gegründet glaubte.

Als Hugo, zum auszeichnenden Beweis des kaufherrlichen Beifalls, mit Erlaß eines Halbjahrs, losgesprochen worden war, und aus Honoriens Hand, zur ungemeinen Freude der darob stolzirenden Pflegemutter, einen zierlich beknopften Rohrstock, das Symbol der erlangten Freilassung, zum Geschenk bekommen hatte, fing man an zu bemerken, daß er nicht blos ein wohlgesitteter und geschickter, sondern auch ein wohl gewachsener, fast schön zu nennender junger Mann sey; ja manche sehr sittsame vornehme Jungfrau blickte ihm zu Zeiten holdseliger in die feurigen schwarzen Augen, als sie gegen Andere seines Standes gewohnt war. Auf ihn selbst machte dieß jedoch keinen Eindruck. Alle Erkenntlichkeit, alle Ergebenheit und Verehrung, die er dem weiblichen Geschlecht zollte, beschränkte sich einzig und allein, wiewohl durchgängig mit Berücksichtigung des stattfindenden Abstands, auf die noch im Lebensherbst mildschöne Hausfrau und ihr mairosiges Töchterlein.

Wohl war ihm das nicht zu verübeln! Denn wie seine mütterliche Wohlthäterin immer noch für das Urbild einer durch Anmuth und Würde alle Herzen beherrschenden Matrone gelten konnte, so erhoben auch Clärchen das seidenweiche, bald zierlich aufge-

wundene, bald wellend herabfließende lichtblonde Haar, die großen blaßblauen Augen, die blendende, rosig überhauchte Weiße der Haut, der knospende Purpurmund, die jugendlich sprossende Fülle, die Feinheit der Hand, der ganze niedliche, an eine junge Hebe erinnernde Wuchs zu dem Ideale, das den Meistern der Niederländischen Schule bei ihren Gebilden weiblicher Schönheit gewöhnlich vorgeschwebt hat.

Nimmt man nun hinzu, daß Clärchen, als einziges Kind, von jeher auf das sorgfältigste gepflegt und erzogen worden war, daß sie außer der Muttersprache fertig deutsch und französisch sprach, daß sie angenehm sang und mehrere Saiten-Instrumente mit Leichtigkeit und Gefühl spielte, daß endlich auch äußerlich nichts gespart wurde, dieß holde Wesen standesmäßig zu schmücken; so war es, selbst die reiche Erbin nicht in Anschlag gebracht, wohl nicht zu verwundern, daß sie Aller Augen auf sich zog. Aber nicht blos die vornehmen Kaufmanns- und Rathsherren-Söhne blieben, wenn Clärchen, von zwei stattlichen Mägden begleitet, zur Kirche, oder mit den Aeltern auf dem Damme spazieren ging, ehrerbietig stehen und sahen ihr noch in der Ferne nach; auch in des ärmeren Hugo's feurig schlagendem Herzen, den sie fast mit schwesterlicher Traulichkeit behan-

delte, wurden Empfindungen angefacht, die mit seiner öffentlich bewiesenen Mäßigung völlig in Widerspruch traten.

Es bleibe dahin gestellt, ob die kluge, wachsame Honorie etwas dergleichen blos befürchtete und zu verhüten suchte, ob ihr Hugo's verstohlne Blicke doch nicht stets entgangen waren, oder ob endlich nur der Zufall es also fügte, genug Hugo, auf der Schreibestube, wie im Waarenlager, im Hauswesen, wie im Hafen, längst der Brauchbarste und Van Hopens nicht blos rechte Hand, sondern die Wahrheit zu sagen, dessen wenigstens halbe Seele, erhielt einen neuen Beweis von dem unbeschränkten Zutrauen des Principals, nämlich den Auftrag, in wichtigen, nicht länger aufzuschiebenden Handlungsangelegenheiten eine Reise nach England und Frankreich zu unternehmen.

So sehr Hugo von der Vorstellung außer Fassung gebracht ward, sich von dem Gegenstande seiner heimlichen Liebe, zu dessen Erwerbung denn doch zu Zeiten in seinem stolzen Gemüthe Hoffnungen aufdämmerten, entfernen zu müssen; so war hier doch kein Ausweichen möglich. Ja, wollte er die bis jetzt, mit fast unglaublicher Selbstbeherrschung gespielte Rolle fortsetzen, so mußte er Kraft genug haben, seinen Mißmuth in sich selbst zu verschließen; er mußte

den Schein von sich geben, als halte er das, was ihn fast zur Verzweiflung trieb, für eine obwohl unverdiente, doch unermeßliche Glückseligkeit. Er war klug und stark genug, nach einiger Berathung mit sich selbst, dieses Wagniß zu unternehmen. Hatte er daher, als Van Hopen ihn zuerst von seiner Absicht unterrichtete, ein wenig gestutzt und mit einiger Verlegenheit nur erklärt, daß er sich zu der Reise vorbereiten wolle; so waren bei der nächsten Besprechung seine Danksagungen so beredt, seine Freudenbezeigungen über das, was er nun in der Welt zu sehen und zu lernen Gelegenheit haben werde, so lebhaft, daß Van Hopen fast im Stillen bereute, in seiner Jugend nicht eine ähnliche Veranlassung gefunden zu haben, bloß aus Neugier, ob er sich damals auf eine so weite, beschwerliche, ja mit Gefahren verknüpfte Reise auch ein wenig gefreut haben würde? Er legte dem jungen Manne wohlgefällig die Hand auf die Schulter, gab ihm Befehl, sich von dem Cassirer mit Geldern und Briefen sattsam versehen zu lassen und fügte das Versprechen hinzu, Hugo nach glücklich vollbrachtem Geschäft gewiß auf das ansehnlichste, ja weit über seine Erwartung zu belohnen.

»Ueber meine Erwartung?« — sagte Hugo vor sich, da er in sein Zimmer trat — »Schwerlich!

über meine Wünſche? Gewiß nicht! — Aber — nur der Wagende kann gewinnen!« Er ging mit erſt langſamern, dann immer beſchleunigtern Schritten auf und ab, und bald ſtand die Nothwendigkeit klar vor ihm, noch vor ſeiner Abreiſe erfahren zu müſſen, was er ſich von Clärchen ſelbſt zu verſprechen habe. Er nahm, gleichſam um ſeinen Muth noch mehr zu befeuern, Clärchens Gemälde vor ſich, das er ſchon längſt, damals nur in der Abſicht, Honorien bei irgend einem frohen Feſte damit zu überraſchen, angefangen hatte; er ſog ihre Züge nur noch tiefer in ſein Herz; er begann Einiges mit noch ſchmeichelndern Farben daran auszuarbeiten; er ſtarrte mit glühenden Blicken darnach hin; er rief heftig aus: »Ich muß dich beſitzen! Oder gäb mir mein Geiſt, gäb mir mein Muth geringere Anſprüche auf dich, als Andern Geburt und Vermögen?« Er ſtand wieder eine Zeit lang in Gedanken, und nun war es in ſeinem Innern entſchieden, daß er ihr noch vor der Trennung ſeine unbeſiegbare Leidenſchaft vorſichtig entdecken, daß er ſie zu feſſeln ſuchen, daß er ſie, wo möglich, zu dem Verſprechen eines geheimen Briefwechſels bewegen müſſe; nun waren auch die hiezu führenden Mittel und alle zu ergreifenden Maßregeln in ſeiner Seele entworfen.

So fuhr denn Hugo gegen den Principal fort,

ſich nur mit den Vorbereitungen zur Reiſe eifrigſt beſchäftigt zu ſtellen. Gegen Honorien aber verrieth er, gleichſam als ſchäme er ſich deſſen vor männlichen Augen, bald durch Blicke, bald durch leicht entſchlüpfte Worte, Schwermuth und Niedergeſchlagenheit über die gebietende Pflicht, die mütterliche Freundin auf ſo lange Zeit verlaſſen zu müſſen. War er endlich einige Augenblicke mit Clärchen ohne Zeugen, dann entſtieg ein Seufzer ſeiner Bruſt, oder er küßte dem zuſammen fahrenden Mädchen plötzlich mit dem größten Feuer die Hand, und eilte, wie über ſein Wagniß erſchrocken, aus dem Zimmer.

Bei Honorien konnte dieß ſein Benehmen, das ſie ganz erklärlich fand, die Zuneigung, die ſie ſchon dem Knaben geſchenkt und dem Jünglinge ſtets erhalten hatte, nur verſtärken. Clärchen hingegen, in deren ſteigendem Buſen denn doch auch eine bisher ungekannte Sehnſucht ſich zu regen anfing, ſah ihm manchmal nachdenkend, faſt zärtlich in die Augen; ſie fühlte Mitleid mit dem Zuſtande ſeines Herzens, den ſie nach und nach zu errathen wähnte; ſie erſchrak vor dem Gedanken, daß ſie nun bald den von Kindheit an gern um ſich geſehenen Freund nicht mehr ſehen werde; ſie träumte wohl manchmal von, ihm in der Fremde auflauernden Räubern, von Seeſtürmen und Schiffbrüchen, von menſchenopfernden Wilden.

Doch die Zeit zur Abreise rückte immer näher und nur noch zwei Tage waren vergönnt; es war Samstag, und Montags sollte, falls günstiger Wind wehe, die Corvette abseegeln. Hugo bat in den Frühstunden um Erlaubniß, Honorien und Clärchen aufzuwarten, nicht sowohl um schon Abschied zu nehmen, als um letzterer etliche ihrer Zeichnungen, die er in Verwahrung gehabt, so wie einige, für sie in Voraus gearbeitete Vorlegeblätter zuzustellen.

Er trat, geschmackvoll gekleidet, ein, und sprach zu Honorien gefühlvolle Worte; er redete von ewiger Dankbarkeit, von der treuesten, lebenslänglichen Anhänglichkeit, von der Ungewißheit des Wiedersehens, so lange wir noch auf Erden sind, zuletzt, wie im Ausbruche überströmender Empfindungen, von Sohnes- und Bruderliebe. Clärchen sah von ihrem, im Fenster stehenden Sticktische gerührt nach ihm her; Honorie war tief bewegt, und stützte sich, das Tuch vor die Augen haltend, auf den Arm des Lehnsessels. In diesem Moment überreichte Hugo Clärchen die geöffnete Mappe. Sie blätterte, um ihre Wehmuth zu verbergen, darin hin und her, und fand unter den Zeichnungen — ihr eigenes Bild. Der liebende Lehrmeister fuhr heftig zusammen; er mußte dieß Gemälde aus Versehen unter den übrigen gelassen haben; er gab Clärchen einen flehenden Wink, ihn der Mutter

nicht zu verrathen, und sie war selbst zu bestürzt, so wie schonend und liebevoll genug, seine Bitte zu erfüllen. Sie band schnell, ohne daß Honorie etwas bemerkte, die Mappe zu, und legte sie auf die Seite. Hugo nannte sein noch abzuthuendes Geschäft beendet und beurlaubte sich.

Clärchen, von zärtlicher Neigung und mädchenhafter Neugier nun zugleich bestürmt, wünschte baldmöglichst, das Bild genauer zu besehen. Unter dem erst furchtsam, dann muthiger ausgesprochenen Vorwande, daß sie eine nöthige Flechte Seide im Stickkästchen nicht finde, auch noch ihre Blumenäsche in die Sonne setzen wolle, eilte sie mit der Mappe in ihr Stübchen. Sie war sicher, daß Honorie, die den Zugwind scheute, jetzt nicht nachkomme.

Nun war sie allein! Sie legte schnell die Mappe auf die Marmorplatte des Spiegeltisches, und die runden Alabasterhändchen öffneten nicht ohne Zittern die Bandschleife. Die Blumenzeichnungen wurden schnell beseitigt: ihr eigenes, mit den Augen und der Hand der Liebe gemaltes Bildniß, zart und schön, wie Phantasie die Engel erblickt, lächelte ihr entgegen. So — sie besann sich genau — in dieß wasserblaue, schillernde Gewand mit den zart durchbrochenen Spitzen gekleidet, das Goldgelock mit Perlen durchflochten, den jugendlich klopfenden Busen von

Edelsteinen bestrahlt, hatte sie vor fünf Monaten der Trauung einer Jugendgespielin beigewohnt, und Hugo am Fenster, bis sie in die Kutsche gestiegen, kein Auge von ihr verwendet!

Sie sah lange auf das Bild; sie erhob das blonde Köpfchen und verglich das Conterfei mit dem, das der goldgerahmte venetianische Spiegel ihr entgegen hielt; sie fand in jugendlichem Wonnegefühl jenes sehr schön, doch dieses nicht minder; sie lächelte und zugleich traten Thränen in die Vergißmeinnicht-Augen. Sie dachte aller, ihr von Hugo bewiesenen Vorsorge und Liebe, dachte des bevorstehenden Abschieds und wollte, um nicht laut weinen zu müssen, die Blätter verschließen, als sie auf einem zarten Pergamentblatt mit Goldschrift die Worte fand: »Nur zwei Augenblicke ohne Zeugen erbittet von der schwesterlichen Freundin der, vielleicht auf immer von ihr scheidende Lehrer und Freund.«

Clärchen war tief erschüttert; sie faltete die Hände; sie empfand, daß sie schon jetzt von dem Vorwurf nicht ganz frei sey, daß sie, wollte sie Tochterpflicht üben; ihrer Mutter nichts verbergen dürfe. Aber — Hugo verlangte ja so wenig, er litt vielleicht so tief, er sprach von möglicher immerwährender Trennung, und was konnte eine kurze Zusammenkunft denn wohl schaden? Nein, was auch ei.

leiſe Stimme in der unruhig wallenden Bruſt dagegen einwendete, ſie konnte ihm dieß nicht abſchlagen, ſie mußte ſeine Bitte wie die eines Sterbenden erfüllen!

Jetzt erinnerte ſie ſich, daß es Zeit werde, zu Honorien zurückzukehren. Sie wendete, um ihre Beklommenheit, ihre getrübten Augen zu entſchuldigen, einen, obwohl leichten Kopfſchmerz vor, und — am Abende deſſelben Tags ſandte ſie Hugo durch eine Dienerin ein von ihm angeblich erhaltenes Buch, worin der Entzückte die, obwohl etwas räthſelhafte, doch die Hauptſache gewährende Antwort fand: »Ich gehe morgen nicht mit zur Kirche, und werde früh nach zehn Uhr ein Bild in die Galerie zurückbringen.«

Hugo beſuchte am folgenden Tage den erſten Früh-Gottesdienſt. Um neun Uhr fuhren Van Hopen und Honorie nach der Hauptkirche; Clärchen war unter dem Vorwande, daß ihr Kopfſchmerz zu Zeiten zurückkehre und ſie ſich, da ja Gäſte erwartet würden, um ſo mehr ſchonen müſſe, daheim geblieben. Kurz nach zehn Uhr begab ſich Hugo, als wolle er auch davon Abſchied nehmen, in den Gemälde-Saal; Clärchen trat bald darauf, ein Bild, doch nicht, wie Hugo gefürchtet, das von ihm erhaltene, ſondern ein anderes, nach welchem ſie unter ſeiner Anweiſung copirt hatte, in der Hand, durch eine aus Honoriens Zimmern führende Thür, von dem Sonnenlichte, das

durch die hohen Fenster fiel, von den braunen Schatten und brennenden Farben der Bilderwände, vor welchen sie stand, nur noch mehr zu einer ätherischen Erscheinung erhoben.

»Engel an Güte, wie an Schönheit!« rief Hugo bezaubert aus, als er Clärchen, schon zur Mittagstafel geschmückt, in demselben blauen Atlaskleide erblickte, in welchem er sie gemalt hatte — »Ich hätte so Vieles Ihnen zu sagen, was mir auf dem Herzen lastet. Allein, meine unerklärliche, fast unglaubliche Zerstreutheit, weshalb Sie mich einer Verwegenheit beschuldigen könnten, das mir, nur durch die Heftigkeit meines Kummers erklärliche Versehen, daß unter den andern Blättern auch eins liegen blieb, das Sie nie erblicken sollten — O zürnen Sie nicht auf mich, holdes Clärchen!« — bei diesen Worten warf er sich vor ihr nieder — »und geben Sie mir jenes Bild, das einzige Glück, den einzigen Trost meines verarmenden Lebens, geben Sie mir den Schutzengel zurück, der mich über Länder und Meere begleiten sollte!«

»Stehen Sie auf, lieber Hugo!« — erwiederte Clärchen ängstlich, mit höher gerötheten Wangen — »und — lassen Sie mir doch jenes Bild zum Andenken! Als solches, als für mich bestimmt, habe ich es vom ersten Augenblicke an betrachtet. Ich will es

während Ihrer Abwesenheit sorgfältig bewahren, selbst, wenn Sie das wünschen, vor jedem fremden Auge verbergen, und wenn Sie wiederkommen — die Reise kann ja doch so gar lange nicht dauern —«

»Ob hier von Zeit oder Ewigkeit die Rede sey,« — fiel Hugo bewegt ein — »ob ich in Jahresfrist, oder nie — nie wiederkehre, das — ich muß mein Schweigen brechen! — liegt blos in Ihrer Hand. Ich kenne keinen Preiß dieses irdischen Daseyns, als nur Sie, und wollen Sie mir auf ihn die Hoffnung entreißen, dann lassen Sie mich, sey es früher oder später, in den entferntesten Himmelsstrichen eine Qual enden, die mir schon jetzt unerträglich wird!«

Clärchen konnte vor Bestürzung nur wenig antworten; sie bat ihn, ruhig zu werden, als wozu sie ihrer Seits alles Mögliche beitragen, sogar sich mit ihrer Mutter berathen wolle; aber Hugo beschwor und bestürmte sie aufs neue, ihm nur einige Hoffnung zu lassen, ihm wenigstens dann und wann auf Wegen, die er ihr angeben werde, etwas von ihrem Befinden, etwas darüber, daß sie seiner noch gedenke, wissen zu lassen.

Da die Augenblicke sich drängten — denn schon verkündigte das vom Rathhausthurme ertönende Glockenspiel, daß der Gottesdienst beendigt sey und die Zeit zum Mittags-Mahle sich nahe — so gab

Clärchen endlich mit wahrer Herzensangst das Versprechen, sich während seiner Abwesenheit nicht zu vermählen, verweigerte aber einen Briefwechsel durchaus, falls ihre Mutter davon nichts erfahren dürfe. Deshalb stand Hugo hievon endlich ab, und bat nur noch um einen schwesterlichen Abschiedskuß, der ihm auch, da man bereits den älterlichen Wagen anfahren hörte, von dem weinenden Mädchen gewährt ward.

Bei der Gasterei, die kurz hierauf folgte und zu welcher einige der angesehensten Anverwandten und Hausfreunde eingeladen waren, erhielt Hugo, als abreisender Geschäftsträger, zu dessen Ehren der Schmauß angestellt worden, den Platz zwischen Honorien und Clärchen, und ob er seiner Seits sich gleich auf das sorgfältigste bewachte, Clärchen hingegen sehr still war und das, was kurz vorher vorgefallen, gänzlich vergessen zu haben schien; so war Hugo, als er sich einmal unbeobachtet sah, doch verwegen genug, ein Weinglas, aus dem Clärchens Rosenlippe eben bienenartig genippt hatte, geschwind mit dem seinigen zu verwechseln und ihr, während er es stürmisch leerte, einen so feurigen Blick zuzuwerfen, daß sie hoch aufglühte, ja fast erbebte. Am folgenden Morgen, als Bau Hopen und die Seinigen aufstanden, befand sich der rastlose Reisende mit seinem Gepäck bereits längst auf der Rhede. —

Einige Wochen lang vermißte Honorie und Clärchen den entfernten Freund zwar sehr oft und schmerzlich; mit der Zeit aber, zumal da von Hugo's glücklicher Ankunft in England Nachrichten eingelaufen waren, welchen in kurzem andere über den erfreulichen Gang seiner Bemühungen folgten, ward ihr Kummer immer leichter, und sie dachten an ihn, wie an einen Sohn und Bruder, der sich ja doch in der Fremde wohlbefinde.

Auch beschäftigten Honorien bald andere Gedanken, während Clärchens reizbares Herz oft unruhig klopfte und in einen bedenklichen Zwiespalt mit sich selbst gerieth. Hatte nämlich Van Hopen bis jetzt etliche ihm nicht anstehende Freier, ohne den Seinigen etwas davon zu sagen, unter dem Vorwande, sein Töchterlein sey noch zu jung, auf die Zukunft verwiesen; so fand sich jetzt ein Brautwerber, ganz sowohl nach seinem, als nach Honoriens Herzen. Es war dieß Herr Adrian van Drooſt, der Sohn des Stadt-Syndicus und schon selbst Mitglied des Raths, ein junger Mann von angenehmem, männlich schönem Aeußern, von großer Kenntniß, von allgemein anerkannter Rechtschaffenheit und Thätigkeit, dabei in den Künsten der Geselligkeit, ja in allen, selbst den ritterlichen Fertigkeiten, wohl erfahren. Da es diesem nach seiner Jugend und blühenden

Gesundheit schwerlich fehlen konnte, dereinst Bürgermeister zu werden; da er bedeutendes Vermögen und vornehme Verwandtschaft besaß; so weidete sich Van Hopen, wenn er in seinem Garten lustwandelte, im Voraus an dem Gedanken, sein Clärchen, die sich ja durch Reichthum und äußere Reize vollkommen hiezu eigne, wohl noch selbst als die Erste der Stadt, als Bürgermeisterin, zu erblicken, und ihr, falls nun Gott über ihn gebiete, mehr als eine halbe Million zu hinterlassen.

Auch Frau Honorie öffnete, wenn Van Drooſt nach der Rathssitzung, die dunkelbraunen Locken lang herabwallend, mit der fein gekerbten Krause, mit der goldnen Kette, in der schwarzen Amtskleidung, von einem Rathsboten und zwei eigenen Dienern in reicher Livree begleitet, bei ihrem Hause vorüberging, oder wenn er Nachmittags zu Rosse vorüberſprengte, und das Feder-Baret vor ihr bis fast zur Erde neigte, in diesem einzigen Falle die Zugluft nicht scheuend, schnell die Spiegelfenster, um seine ehrerbietigen Grüße höflichst zu erwiedern.

Das holdselige Clärchen endlich konnte es sich selbst nicht länger abläugnen, daß Van Drooſt unter allen seines Alters und Standes den Vorrang behaupte, sie fühlte, wenn sie ihn mit dem heftigen Hugo verglich, daß sie mit Van Drooſt, dem gesetzten,

doch nichts weniger als kopfhängerischem jungen Manne, weit glücklicher seyn werde; sie empfand, daß sie sowohl seinen, als den immer deutlicher werdenden Wünschen ihrer Aeltern, nichts mit einigem Grunde entgegen setzen könne; ja, ihr eignes empfängliches Herz zog sie nach und nach immer mehr zu diesem liebenswürdigen Freier.

Da sie nun auch, auf wiederholtes Nachsinnen sich für überzeugt hielt, daß sie dem zudringlichen Hugo durchaus nichts versprochen habe, als sich während seiner Abwesenheit nicht zu verheirathen, und Hugo's Zurückkunft in kurzem bevorstand; so glaubte sie, jeder Pflicht Genüge zu leisten, wenn sie zwar der Verbindung mit Van Drooft sich nicht abgeneigt zeige, doch die förmliche Verlobung zu verschieben suche.

Dieß der zärtlichen Tochter, der schüchternen Jungfrau zu bewilligen, fanden die Aeltern und Van Drooft kein Bedenken; ja die erstern freuten sich sogar, den geschätzten Hugo bei einem so frohen Familienfeste gegenwärtig zu sehen, wobei ihn zugleich der Principal, dessen erster Cassirer kürzlich mit Tode abgegangen war, durch Verleihung dieser Stelle zu überraschen gedachte. Nicht immer ganz ungetrübt blieb die Stimmung Clärchens; doch überredete sich auch diese, Hugo werde selbst finden, daß sie nicht

anders handeln könne, also, wenn auch mit Aufopferung, in das frühere freundschaftliche und geschwisterliche Verhältniß, welches doch eigentlich nur von ihm in einem stürmischen Augenblicke unterbrochen worden sey, freiwillig zurücktreten.

Endlich traf Hugo, und zwar etwas früher, als man erwartet, in Van Hopens Hause ein, und ward wie ein heimkehrender Sohn empfangen. Hatte ihn vor seiner Abreise jedermann für einen wohlgebildeten und kenntnißreichen Mann gehalten; so schien es jetzt durch sein Beispiel erwiesen, daß nur das Reisen, nur der Besuch fremder Länder und großer Städte, nur der Kampf mit Schwierigkeiten und Gefahren, nur der Verkehr mit Menschen jedes Volks und Standes, alle im Manne liegenden Kräfte zur Reife bringe, jeden in ihm verborgenen Glanz gleichsam herausschleife. War er gleich etwas von Luft und Sonne gebräunt, so schien jetzt sein Auge doch noch feuriger, jeder seiner Züge belebter, sein Talent zu sprechen ausgebildeter, sein ganzes Benehmen feiner, zugleich aber seine Entschlossenheit weit fester, sein Urtheil weit freier und schärfer, sein Wille weit unbeugsamer und seine Beharrlichkeit bei dem, was ihm nützlich und recht dünkte, weit unerschütterlicher, ja fast gebieterisch.

Van Hopen bemerkte dieses, zwar mit einiger Scheu, doch auch mit Gefallen, und als ihm Hugo von seinen Verhandlungen im Allgemeinen Rechenschaft abgelegt, als er ihm die Briefe der angesehensten Handelsfreunde zur Durchsicht überreicht hatte, welche sämmtlich die größte Zufriedenheit mit dem Geschäftträger, die höchste Achtung vor dessen ausgezeichneten Geistesgaben bewährten, konnte der erfreute, dankbare Principal die im Sinne gehabte Vergeltung nicht länger verschieben. Er lud Hugo noch denselben Mittag zur Tafel, und ließ ihm beim Nachtische von dem, wohl etwas erbleichenden Clärchen, auf silbernem Credenzteller die Schlüssel der Casse feierlich überreichen.

Hugo schien überrascht, betroffen, ja fast zu Thränen bewegt. Er küßte Clärchen die Hand, konnte gegen ihren Vater des Danks kein Ende finden, unterließ aber auch nicht, Frau Honorien mit überströmendem Feuer bemerklich zu machen, daß er hiebei abermals ihre Verwendung, ihre Leitung, ihre stets bewährte, weit über sein Verdienst gehende Huld nicht verkenne.

So gewann denn allmählig in Van Hopens Hause, obwohl mit dem Unterschiede, daß Hugo fast selbst der Handlungsherr schien, alles Uebrige wieder das vorige Ansehen. Clärchen gab sich Mühe, an den

stürmischen Auftritt in der Bilder-Gallerie nicht mehr zu denken, ja sie überredete sich zu Zeiten wohl gar, Hugo möge in der Fremde einen andern, ihn noch anziehendern Gegenstand gefunden haben. Daß er von ihrer, nun bald bevorstehenden Verlobung, aus welcher kein Geheimniß gemacht wurde, etwas erfahren habe, ließ sich bei seiner ausgebreiteten Bekanntschaft in den angesehensten Familien, so wie bei seinem Scharfblicke nicht bezweifeln. Gleichwohl benahm er sich gegen sie mit der frühern Bescheidenheit und Verehrung, die blos an Feinheit gewonnen zu haben schien, überreichte ihr und Honorien sogar einige in Paris und London eingekaufte, erst später angelangte Geschenke ziemlich förmlich im Beiseyn des Vaters, und schien sich übrigens durch angestrengte Arbeit für alles Andere betäuben zu wollen.

Ob diese scheinbare Ruhe nie unterbrochen worden, bleibe einstweilen dahingestellt! Die Zeit der Verlobung, welcher in zwei Wochen die Vermälung folgen sollte, rückte heran. Als sie bekannt gemacht ward, war Hugo stark genug, Clärchens Aeltern, ja ihr selbst und dem Bräutigam mit sehr gewählten Worten seinen Glückwunsch darzubringen. Als der Brauttag herannahete, unterzog er sich mancherlei Besorgungen des Festes, bot dabei alle seine Erfindungskraft, alle seine Kunstfertigkeit, alle Erfahrung

auf, die er im Auslande bei prachtvollen Feierlichkeiten erlangt hatte, und besuchte sogar, um Blumen und Zweige in gnügender Menge herbei zu schaffen, einigemal seine alten, wie er selbst bedauernd gestand, im Drange überhäufter Geschäfte fast vernachläßigten Pflegeältern.

Morgen denn, morgen stand die Trauung bevor. Clärchen fühlte ihre Kräfte durch so manche Vorbereitungen zur Hochzeit, durch die Wichtigkeit des nächsten Tages, durch den Gedanken, das väterliche Haus verlassen zu müssen, ein wenig erschöpft, und hatte schon seit einiger Zeit sehr blaß ausgesehen. Sie bat Honorien, sich eher, als sonst, niederlegen zu dürfen, und sagte ihr auf das Zärtlichste, mit kaum zurückgehaltenen Thränen, gute Nacht.

Aber schon längst schien die bräutliche Morgensonne durch die hellspiegelnden Fenster, und noch hörte man nichts in Clärchens Schlafzimmer sich regen. Man wollte es leise öffnen; die Thür war verschlossen. Man holte einen Hauptschlüssel, aber das Schloß war verderbt. Man erbrach endlich die Thür; Nachtkleider und Bett waren unberührt, Clärchen nirgends zu finden. Händeringend, in mütterlicher Verzweiflung, eilte Honorie zu Hugo, dem Treuesten und Entschlossensten der Hausgenossen; auch er war verschwunden! Van Hopen, endlich Argwohn

schöpfend, stellte Untersuchung an; in der Casse fehlte Manches, dessen Betrag sich vor der Hand nicht ausmitteln ließ; auch Clärchens kostbarer Brautschmuck ward vermißt. Die Obrigkeit, Van Droost, alle Freunde und Verwandte bei der Familie wurden beschickt; man zog an allen Thoren, in der Stadt, im Hafen Erkundigung ein; mancherlei Gerüchte von Entführung, vom Widerwillen der Braut gegen den aufgedrungenen Bräutigam, ja, da man zuletzt einige Kleidungsstücke Clärchens und Hugo's am Strande gefunden, von gemeinschaftlichem Selbstmord, liefen umher; man sandte reitende Boten an alle benachbarte Gerichtsbehörden, welche diese Anzeige und die Beschreibung der Personen bis in das entfernteste Ausland beförderten.

Doch, was man auch nachgrübelte, was man zu Erlangung einer Aufklärung versuchte, alles blieb ohne Erfolg; ja, falls die Flüchtlinge, wie das Wahrscheinlichste blieb, zu Schiffe gegangen waren, so mußte man, da in den Frühstunden jenes Tags ein heftiger Sturm gewütet und man scheiternde Schiffe bemerkt hatte, sogar für das Leben des armen Clärchens fürchten.

Honorie, unfähig, solch einen Schmerz zu ertragen, sank nach wenigen Wochen ins Grab, und bald darauf folgte die alte Gärtnersfrau, die oft im

Stillen über Hugo's Undankbarkeit und zurückstoßende Kälte geweint hatte, aus Kummer über die kaum mehr zu bezweifelnde Verworfenheit des einst so hoffnungsvollen Zöglings, der verehrten Herrin dahin nach.

2.

Ohngefähr drei Viertel-Jahre nachher, als sich das bisher Erzählte in Holland ereignet hatte, saßen in dem, nahe am äußern Thorschlage einer deutschen Reichsstadt gelegenen Gasthofe: zum goldenen Beil, drei bis vier Reitersknechte nebst einem fremden Soldaten, der sich für einen Feldwebel ausgab, noch bei einbrechender Nacht ins Spiel vertieft. Einige Bürger standen aufmerksam hinter ihnen, und gaben zuweilen ihre Theilnahme über wechselndes Glück und Unglück, auch wohl seufzend ihre Verwunderung zu erkennen, was für ansehnliche Beute die Kriegsleute in dem kürzlich beendigten Feldzuge gemacht haben müßten, um so bedeutende Summen, bald leichtsinniger Weise, bald mit kecker Verzweiflung, auf ein Ungewisses zu wagen. Die wohlbeleibte Frau Wirthin Cordula lag im Lehnstuhle ohnweit des Ofens, in Hoffnung, daß die Gäste in kurzem aufbrechen würden, in Voraus bald ein Stück des

Abendsegens betend, bald ein wenig nickend. Der ehrbare Gasthalter, Herr Claus genannt, ging die Hände auf dem Rücken, in der Stube auf und ab, und rückte das pelzverbrämte Mützchen von einem Ohr zum andern, theils aus Verdruß, daß er, der hohen obrigkeitlichen Verordnung schnurstracks entgegen, seines Gewinns halber nicht Schicht bieten könne, theils aus Mitleid mit der armen Magd, eigentlich Judith, doch gewöhnlich Jutta geheißen, welche, ob sie schon auf dem erhöheten Schenktritt bereits eifrig die Zinnkrüge blank scheuerte, doch nach ihrer unermüdlichen Ordnungsliebe heute abermals in kein Bett kommen werde. Der Wirthssohn, der schlanke, vier und zwanzigjährige Daniel endlich, der sichs für einen Schimpf gerechnet haben würde, früher, als die Aeltern schlafen zu gehen, und als junger Bürger kürzlich in die Schützengilde aufgenommen worden war, putzte aus langer Weile an einem entfernten großen Tische die längst spiegelreine Bogenrüstung aufs neue, und schielte zuweilen, wenn der Vater ihm den Rücken kehrte und die Mutter die Augenlieder geschlossen hatte, nach der weißarmigen, ganz mit ihrer Arbeit beschäftigten Schenkdirne.

Dieß rasche, hochgewachsene Mädchen konnte sowohl nach dem Innern, als Aeußern, nicht blos für das herrlichste Geschöpf unter seines Gleichen, sondern

als die Krone ſelbſt vornehmerer Jungfrauen gelten. Die früḧere Kindheit war Jutten freudig und glück= lich verfloſſen. Ihr Vater, ein kräftiger, wohlhaben= der Rhein=Fuhrmann hatte, wenn er mit zehn, zwölf tüchtigen Hengſten nach langwieriger Abweſen= heit wieder einmal angeklingelt gekommen war, für die liebe Frau immer ſchöne Vorräthe und Tücher, für das muntere Kind bald einen Naumburger gold= beflitterten Majoranſtrauß, bald eine ſchöne, bunt= bemalte Nürnberger Docke, bald wohl gar eine zier= liche wächſerne Nonne mitgebracht, auch, ſo lang er daheim geblieben, die luſtig um ihn her ſpringende Juttel faſt nicht von der Hand gelaſſen, ſie oft mit in den Stall und bei Futtereinkaufen mit aufs Pferd genommen, ſie wohl gar auf einem der wohlgezogen= ſten Räppchen im Hofe oder auf der Wieſe herum= ſchacken laſſen.

Späterhin war er durch allzugroßes Vertrauen auf Anderer Redlichkeit gänzlich heruntergekommen, und, über ſein Unglück ſich grämend, als Judith das zwölfte Jahr erreicht hatte, in Armuth verſtorben.

Die Mutter und die bei ihr wohnende Manns= Schweſter ſuchten ſich mit Wollkrämpeln nothdürftig zu ernähren. Doch dieß wollte bald nicht zureichen, und die nun funfzehnjährige Jutta mußte ſich ent= ſchließen in Dienſte zu gehen. Dabei gab ſie der

Frau Cordula vor allen den Vorzug; denn diese war nicht allein ihre Pathe, sondern auch beide Eheleute standen in dem Rufe der bravsten und ordentlichsten Wirthsleute, die es in der Stadt gebe. Jetzt war Judith ein und zwanzig Jahr alt. Niemand wußte ihr etwas Unrechtes nachzusagen; die Nachbarsleute nannten sie mit einer Art Hochachtung Jungfer Judith, und gar mancher hübsche Gesell und heirathslustige Jungmeister schaute ihr, wenn sie, das reiche hellbraune Haar sorglich unter die Schleppe geschoben, knapp geschnürt und, zwar ärmlich, doch höchst nett angethan, aus der Kirche oder vom Markte kam, recht freundlich in die klaren, bräunlichen Rehaugen. Nicht besser, wohl tausendmal schlimmer, erging es, wie schon erwähnt, dem mit ihr fast aufgewachsenen Daniel. Seine einzige Freude war, sie zu sehen; sein einziger, doch schwerer Kummer, daß Vater und Mutter wegen eigener Armuth von einer Heirath nichts hören wollten, und das gutdenkende Mädchen deshalb alle kleine Beweise seines redlichen, doch von dem Willen der Aeltern abhängigen Herzens beharrlich ablehnte. —

Jetzt wurde es am Spieler-Tische, wo lange Zeit tiefe, nur selten von einem Fluche oder schallendem Faustschlage unterbrochene Stille geherrscht hatte, plötzlich laut. Das Spiel war beendigt. Der fremde

Feldwebel, ein hagerer, sommersprossiger Rothkopf, hatte den Andern Alles abgewonnen, sonderte die Scheide-Münze sorgfältig aus und strich die größere in einige Beutel. Die, welche verloren hatten, ließen zu Zeiten ein Wort von großer Geschicklichkeit fallen. Er versetzte, daß er, sobald man sich wieder treffe, zum Gegenspiele zu Diensten stehe, und fügte großsprecherisch hinzu: »Es ist fast Mitternacht. Ihr müßt mit anbrechendem Morgen füttern, und auch ich soll noch im Zwielicht beim Hauptmanne erscheinen, weil wir vielleicht bald abreisen. Laßt uns noch eine Weile beisammen bleiben, und trinkt, bis der Hahn kräht, auf meine Fortuna!«

Herr Claus strich verdrüßlich die Stirn, murmelte etwas von längst verklungenem Zapfenstreich, wagte es aber doch nicht, über Fortsetzung des Gelags sein Mißfallen zu äußern. Die Soldaten willigten ein, und selbst einige Bürger ließen sich durch Neugier zum Dableiben bewegen. Der Feldwebel faßte eine Hand voll kleiner Silbermünze, sprang nach dem Schenktritte, hieß Judith die Schürze aufhalten, sodann aber Wein heraufholen, und wollte sie umarmen. Diese wies Geld und Umarmung blitzenden Augs und erhobener Hand zurück. Daniel, sich hoch aufrichtend und die Armbust, gleich einer Streitaxt, schwingend, rief donnernd: »Herr Feldwebel!« der Un-

verschämte fuhr zusammen, schalt Judith mit giftigem Blick eine Närrin, warf das Geld verächtlich zur Erde und nahm dann bei den übrigen Gästen Platz.

Unter diesen hatte sich indessen ein Gespräch über Spielglück angesponnen, was bald auch zu dem von Zauberstücken führte. Wünschhütlein und Säckel, die Passauer Kunst,*) zuletzt auch die Alraun- oder Spring-Wurzel gaben Stoff zu mancherlei Meinungen.

»Mit dem Alraun hat es allerdings seine Richtigkeit!« fiel der Feldwebel ein, als Judith mit

---

*) Die Kunst, sich gegen Hieb, Stich und Schuß (Schwerter und Kugeln ausgenommen, welche, wie man sagte, Blut sehen mußten) fest, oder gefroren zu machen. Ein Student in Passau soll sie erfunden haben. Worin sie vermeintlich bestand, könnte leicht nachgewiesen werden, wären nicht Mißdeutungen zu befürchten. Nach dem Aberglauben früherer Zeiten schüttelten selbst die tapfersten Heerführer, durch diese Kunst geschützt, nach der Schlacht die Kugeln dutzendweis aus Kleidern und Stiefeln, und sogar der fromme Gustav Adolf konnte nur durch silberne Kugeln (Eine Art der Freikugeln) getödtet werden.

zwei großen Weinkrügen aus dem Keller kam und sie nebst zinnernen Kännlein auf den Tisch setzte — »Ich selbst habe vordem einen Alraun bei einem Cameraden gesehen. Es war ein kleines flachshäriges, weiß gekleidetes Männlein, kaum eine Spanne groß, — und dem Hexenkerle, der es zuweilen wusch und putzte, fielen nicht allein Karte und Würfel nach Commando, sondern auch kein Schatzgewölbe, viel weniger ein Jungfer-Kämmerlein, war für ihn zu fest. Aber wer, beim höllischen Geiste! soll es unternehmen, solch eine Wurzel bei einsamer Mitternacht unterm lichten Galgen zu graben?«

Um Mitternacht zu dem Galgen zu gehen,« — erwiderte der gottesfürchtige Wirth, den das Fluchen verdroß — »freilich nicht zu solch gottlosem Werke, sondern in guter Absicht, das könnte, wer Gott im Herzen und ein gutes Gewissen hat, noch wohl wagen!«

Es entspann sich ein Streit. Einige pflichteten Clausen, mehrere dem Feldwebel bei. Endlich zog dieser mit Uebermuth einen gefüllten Lederbeutel hervor und rief spottend zur Gegenparthei: »Nun, ihr Gott fürchtenden guten Gewissen! wohlan! wohlauf! dieser Beutel mit funfzig baaren Gulden sey dem, der noch in dieser Nacht, wenn es Zwölf schlägt, nach der Gerichtsstätte geht und zum Zeugniß, daß

er dort gewesen, einen Spahn aus der Galgenthür schneidet. Morgen wollen wir untersuchen, ob der Spahn einpaßt, und befindet sich's also, dann hab' ich verspielt!«

Man erregte Zweifel, daß dieß Ernst sey; er beharrte aber dabei, und gab zum Beweise den Geldbeutel in des Wirths Verwahrung. Alle, selbst Daniel, so gern dieser dem Feldwebel etwas angehängt hätte, sahen einander bedenklich an. »Seht ihr nun, ihr frommen tapfern Leute!« — hohnlachte der Feldwebel von neuem, als — schlank und keck, ein Regentuch um sich geschlagen, ein blinkendes Fleischmesser in der Hand, und so ihrer frühern Namensschwester, der Heldin Bethulia's, nicht unähnlich, Judith vor ihn trat und mit Entschlossenheit rief: »Ich nehm' euch beim Worte; ich bringe den Spahn!«

Das Erstaunen aller Anwesenden läßt sich denken. Einige erschracken, andere zuckten bedauernd die Achseln, noch andere lachten den Feldwebel aus. Der Wirth und seine Frau sagten: »Unterlaß solchen Vorwitz, gute Dirne! Man muß Gott nicht versuchen.« Daniel faßte Jutta's Hand und sprach zuredend: »Ich weiß wohl, daß du es nicht des schnöden Gelds wegen thust, sondern weil deine alte Mutter auf den Tod krank liegt. Doch — es wird bei uns ja auch

so viel übrig bleiben, daß ihr geholfen werde. Thu' es nicht, oder laß mich mit dir gehen!«

»Allein!« fiel der Feldwebel boshaft ein — »und noch ist's zu früh.« Er riß sodann ein Fenster auf, daß man nach dem Himmel sehen konnte. Es war eine stürmische Aprilnacht; die Wolken jagten sich; Mond und Sterne kämpften mit ihnen. »Ha! mir recht!« — jauchzte der Feldwebel — »eine herrliche Nacht zum Lustwandeln! Halte dich bereit, sprödes Döckchen! Mich soll's weit mehr freuen, wenn dir der böse Feind das Genick bricht, als irgend einem Andern!«

»Sagt, wenn es Zeit ist!« erwiderte Jutta kalt und lehnte sich an den Mittelpfeiler der Schenkstube. Da blickte ein ehrbarer Bürger, der Daniel aus der Taufe gehoben hatte, voll Mitleids auf das wackere Mädchen, hoffte es von dem Vorhaben noch abzubringen und sprach: »Bedenke dein Vorhaben wohl! Das Reich der Finsterniß zu berühren, bringt Gefahr, und solch ein Wagstück hat wohl Manchem Leibes- und Seelenwohl gekostet. Ich selbst könnte hievon aus meiner Jugend einen Fall erzählen —«

Alles ward neugierig und drang in ihn, es zu thun. Der Feldwebel, dem nachgerade um seine funfzig Gulden bange ward, meinte, es sey erst halb zwölf Uhr, folglich noch Zeit genug. Der Alte begann:

»Unfern des Marktfleckens, aus dem ich gebürtig bin, stand eine kleine, baufällige Capelle, das Sebaldus-Kirchlein genannt, worin vermöge uralter Stiftungen alle Jahre einmal, und zwar in der Mitternacht des Sebaldus-Tages, einige Sterbelieder gesungen wurden. Das ganze Gebäu glich einem Spinnennesse; das Schieferdach hielt nicht mehr gegen Regen und Sturm; durch das Steinpflaster wuchs Pilz, Schierling und Moos; das eiserne Windfähnlein war zerknickt und verrostet, dagegen verrichteten die wenigen, noch übrigen Fensterscheiben dessen Dienste. Was aber das Schauerliche des Orts noch vermehrte und, besonders bei Nachtzeit, die Vorbeiwandernden mit Grauen erfüllte, war ein fast riesenhaftes menschliches Gerippe, das neben der Thür in einer erhöhten Vermachung stand. Man trug sich damit, es sey das Gebein eines vor fünfhundert Jahren verstorbenen Ritters, Sebald, oder, ich weiß dieß nicht genau, Seewald geheißen. Der habe einst in wuthähnlicher Trunkenheit unsrer Aller Mutter, die Erde verflucht, und daher in ihrem Schooße nicht Ruhe gefunden, sondern sey bei der Einsenkung von ihr ausgeworfen worden. Nun könne das Skelett nicht vermodern und müsse zur Zeit der Tagesscheide herumwandeln, bis Jemand sich finde, der es bis zu den drei Kreuzen trage. So nannte man nämlich

eine Art Schädelstätte, welche vor alter Zeit von einem Pilger, der zu Jerusalem die Schritte abgemessen hatte, unweit des Marktfleckens auf einer Anhöhe errichtet worden war.

In der Nähe des, bei der Capelle vorbeiführenden Fußsteigs befand sich ein Krug, in dem sich die Bauern und Bürger häufig einfanden. Mein Vater nahm mich zuweilen dahin mit, weil auch die jüngern Pursche sich unter den Großen herumtrieben. Der gewöhnliche Belustiger der Gesellschaft war ein schon bejahrter, furchtbar verwachsener, bockfüßiger Krüpel, den man blos unter dem Namen des Fiedel-Hänsels kannte. Dieser ließ sich für einen guten Schluck oder Bissen zu allem Möglichen mißbrauchen, und hatte durch öftere dergleichen Erniedrigungen seinen, ohnedieß schwachen Menschenverstand beinahe ganz eingebüßt.

Einstmals, in einer Herbstnacht, blieben die Gäste länger beisammen; die Rede war auf Gespenster gekommen, und Manche der Anwesenden prahlten mit Heldenthaten, die sie in dieser Hinsicht verübt haben wollten. Man sprach hin und her; Fiedel-Hänsel, der hiebei gänzlich übersehen worden war, folglich hungern mochte, kratzte einigemal quietschend über den Steg seiner erbärmlichen Geige und erklärte,

daß er es zu jeder Stunde mit einem Geiſte aufnehmen wolle.

Man lachte, aber ein reicher Pachtersſohn warf einen großen Thaler auf den Tiſch und ſagte: »der iſt dein, Hänſel, wenn du eiligſt dem geſtrengen Junker Sebald von mir einen Gruß und die Einladung bringſt, auf meine Koſten mit uns zu zechen!«

Der halbtolle Krüpel antwortete mit närriſchen Grimaſſen: »Wohl gut! wohl gut! der Thaler ſteckt in meinem Sacke!« — bat zuvor zur Stärkung um ein Glas Branntewein und machte ſich auf. Mehrere der Anweſenden gingen ihm nach und traten vor die Thür des Hauſes, von wo man die Capelle und die Kreuze ſehen konnte; die meiſten aus bloßer Neugier, wie die Sache ablaufen werde, einige wohl auch aus geheimer Angſt, das Gerippe möchte die Bitte annehmen und ihnen mit ſehr unerwünſchter Geſellſchaft beſchwerlich fallen. Doch kamen die Klügeren, welchen es zu lange dauerte, bald wieder, und faſt ſchien die Sache vergeſſen.

Plötzlich ſtürzten einige der Gäſte in die Schenkſtube mit dem Bericht, Hänſel habe furchtbar geſchrieen, er ſey wie ein Beſeſſener geſprungen gekommen und dann niedergeſunken. Die Muthigſten von den Zechern ſuchten ihn auf, und trugen ihn herein. Er konnte unter Zuckungen nur noch ſo viel ſagen:

das Gerippe habe, da er ihm guten Abend geboten, beide Knochenarme weit nach ihm ausgestreckt; er habe zitternd die Flucht ergriffen; da sey ihm Etwas wie eine Bleilast plötzlich auf den Nacken gefallen, habe ihm den Hals zugeschnürt, und da er sich in der Angst einmal umgesehen, habe ihm der Todtenschädel über die Achsel gegukt, das kalte Gebein sein Gesicht berührt, genug! das Gerippe auf seinen Rücken gehockt. Als er dieß keuchend hervorgestöhnt, gab er seinen Geist auf und ward an der Kirchhofsmauer —«

»Der Seiger hat ausgehoben!« unterbrach jetzt der Feldwebel, sich zu Judith wendend, die Erzählung. Er und alle Andere, welchen diese, bei theils heruntergebrannten, theils schon verlöschten Lichtern vorgetragene Geschichte ein wenig Gänsehaut erregt hatte, meinten, daß auch ihr der Muth vergangen seyn werde. Doch sie selbst, die bis jetzt immer die Augen niedergeschlagen und die Hände gefaltet hatte, fragte nur kurz: »Ist's Zeit?« und ging, da der Feldwebel dieß mit den Worten: »der [illegible] wartet auf seine Trägerin!« bei [illegible] Schrittes zur Stube hinaus.

Man schüttelte noch im[illegible] Doch man hörte die F[illegible] an die Fenster[illegible]

nung gewahr. Daniel wollte ihr nach, mußte aber wegen ſtrengen Verbots der Aeltern davon abſtehen. Die Soldaten und Bürger, ſämmtlich müde, gingen in kurzem, mit der Zuſage, ſich morgen früh nach dem Ausgange der Sache zu erkundigen, ihres Wegs, und nur den Wirthsleuten und ihrem Sohne geſtattete Theilnahme an Jutta und innere Unruhe nicht, das Bett zu ſuchen.

Die muthvolle Dirne, durch ein frommes Gebet und den Gedanken, daß ſie der leidenden Mutter wenigſtens ein weiches Sterbelager und anſtändiges Begräbniß erwerben könne, nicht wenig geſtärkt, verfolgte durch die menſchenleere Straße ungeſäumt ihren Weg bis an den Thorſchlag. Der ſchlaftrunkene Wächter, den ſie ermunterte, ſchaute ſie mit großen Augen an, ſah das Meſſer ſchimmern, und frug, da er ſie erkannte, hoch verwundert: »Ei, ei, liebe Jungfer, wohin in der Geiſterſtunde?« Sie verſetzte freundlich: »Holz zu holen, um der todtkranken Mutter ein Süppchen zu kochen!« — »Seyd gut!« ſetzte ſie dann hinzu — »bleibt ein wenig wach. Höchſtens in einer halben Stunde komme ich wieder.« Der halbtaube Pförtner wurde nicht klug aus ihr, ſchüttelte den Kopf und ließ ſie, die vermöge ihres guten Rufs ja unmöglich auf böſem Pfad wandeln konnte, unbedenklich gehen.

Nun, ins Freie gelangt, ſchritt Judith, um keine

Furcht in sich aufkommen zu lassen, immer schneller und blickte nicht um, sondern stets zu den kämpfenden Sternen und Windwolken empor. Sie beschleunigte ihren Gang, als hinter ihr die Stadtuhr Zwölf ausgeschlagen hatte. Schon gewahrte sie von fern den Hügel, wo Galgen und Rabenstein nebst einigen verfallnen Rädern standen; Raben flogen auf und krächzten; der Mond ward auf Augenblicke bald völlig verdunkelt, bald zerriß er die Schleier; der arme Sünder an dem weitschattenden Dreigebälk regte sich im Winde; der Gedanke an die Mähr vom Sebaldus-Gerippe flog ihr durch den Kopf; es lief ihr eiskalt über den Nacken. Doch noch einmal ermuthigte sie sich, der Vehmstätte näher zu treten, als sie — an den Säulen der Räder ein weißes und ein dunkelfarbiges Roß gewahr ward. Ihr Herz schlug wieder bänger; sie wußte nicht, sollte sie dieß für Wahrheit, oder für gespenstiges Blendwerk halten. Doch bald wieder gefaßt, rief sie: „Alle gute Geister loben Gott!" und trat, da hierauf alles ruhig blieb, in Meinung, die Rößlein möchten vom Scharfrichter zur Nachtweide hier angebunden seyn, zur Galgenthür, um mit dem scharfen Messer einen tüchtigen Spahn aus der Pfoste zu schneiden.

In diesem Augenblick hörte sie ein ängstliches Gestöhn und Gewinsel. Wohl der Herzhafteste wär

erblaßt. Auch Jutten wandelte Furcht und Zittern an. Doch das Gejammer schien nicht von oben her, sondern aus dem, hinter dem Hochgericht weglaufenden Graben zu kommen; es glich menschlicher Stimme; sie glaubte den Schrei: Jesus! zu vernehmen, immer schwächer und schwächer werdend. Wie von höherer Einwirkung begeistert, rannte sie, das blinkende Messer in der Hand, nach dem Aufwurfe und erblickte beim ungewissen Mondlicht eine weibliche, zu Boden geworfene Gestalt, die ein Mann, in der Rechten den Dolch zuckend, mit der Linken an der Kehle faßte.

„Gottes Rache über dich!" rief sie nun, aller Furcht entledigt, und sprang, obschon der von Schrekken ergriffene Mörder ein Pistol gegen sie losbrannte, mit hochgeschwungenem Messer eiligst hinab. Der Bösewicht ließ alsbald sein Opfer fahren, klomm mit Händen und Füßen den Graben herauf, rannte zu dem nächsten Pferde, warf sich darauf und sprengte, als wär' die Hölle ihm auf den Fersen, über Stock und Stein.

Judith kniete zu der, nur noch röchelnden Unbekannten, suchte das häufig quellende Blut zu stillen, und, da dieß nicht gelang, die Verwundete aus dem Graben heraufzuziehen; wäre dieß möglich, meinte sie, so würde sie auch Kraft genug haben, die Unglück-

liche auf den Armen nach der Stadt zu tragen. Doch, schien gleich die Dame sehr zart, so war sie doch auch viel zu kraft=und leblos, und der Graben zu tief, als daß ein Heraufbringen zu hoffen gewesen wäre. Judith wußte vor Beängstigung nicht, wo aus? wo ein? Sie hob ihre Arme nach den Sternen empor, und rief inbrünstig: »Herr! sey mächtig in mir Schwachen! Herr! hilf mir!« — Und kaum hatte sie so gesprochen, als ein Gedanke in ihr aufzuckte. Sie wußte nun, was zu thun sey. Sie hüllte mit besorgter Eil' die vom Nachtthau Erstarrte in das eigene Regentuch, erkletterte wieder die Anhöhe, band den Zügel des zurückgebliebenen weißen Pferdes mit Behendigkeit los, sprang in den Sattel und jagte im Fluge nach der Stadt.

Der Schlagwärter, der trotz seines Stumpfsinns doch einigermaßen wegen der hübschen Dirne in Sorgen stand, hatte nicht blos durch den Schieber im Thor einigemal nach ihr ausgeschaut, sondern auch seinen müden Augenliedern einigen Zwang aufgelegt. Er war daher, als er erst von fern gewaltiges Roßgetrab und Geschnauf, dann den Ruf: »Macht auf! um Gotteswillen macht auf!« hörte, alsbald, obwohl etwas furchtsam, bei der Hand und öffnete einen Thorflügel. Er erschrak, als sähe er einen Geist, da Judith, mit wogendem Haar und hinter sich fliegen=

der Haube, auf dem weißen starkgemähnten Rosse daherſprengend, und ſo einem Engel aus der Offenbarung nicht ungleich, hereinſtürzte, ihm: „Thut Meldung! Am Gericht liegt eine Todtwunde!" im Vorbeifliegen zurief, und dann fortjagte, daß das Pflaſter funkte.

Auch dem angſtvoll harrenden Daniel, der in banger Beſorgniß vor der Thür des Gaſthofs ſtand und ſtets nach der Straße ſchaute, ging es nicht anders, als er Judith erblickte. Doch es gab jetzt keine Zeit zu Erläuterungen. Die nur auf Rettung der Sterbenden denkende Magd ſagte der Herrſchaft blos das Nöthigſte und beſchwor ſie und den Sohn, einen Wundarzt, Tragbare oder Wagen, Betten und Tücher hinaus zu ſenden. Sie verſah ſich ſelbſt, jetzt keinen Verſchluß achtend, mit Wundwaſſer und Linnen, und kaum hatte ſie dieſes zuſammengerafft, als ſie ſchleunigſt den Rückritt begann.

Claus und Daniel, und die von ihnen zu Hülfe genommenen Männer fanden Judith mit der Verwundeten bereits eifrigſt wieder beſchäftigt. Dieſe athmete nur noch ſchwach. Doch gelang es der vereinigten Kraft, ſie aus der Vertiefung zu heben und auf der Tragbahre zur Stadt, hier aber wo noch Alles ſchlief und jedes andere Unterbringen mit Verzug verknüpft geweſen wär, in den Gaſthof zu ſchaffen. Dort

fanden sich auch in kurzem einige Aerzte ein und thaten, was ihr Beruf mit sich brachte; Judith und Frau Cordula leisteten aufs treulichste Beistand. Die unglückliche Fremde schlug zu Zeiten, zwar matt, doch unendlich liebevoll, die Augen auf; ihre Gesichtszüge zeigten, selbst bei der Bläße des Todes, die höchste rührende Anmuth; die Zartheit ihrer Haut, wie die Feinheit ihrer, obwohl zum Theil zerrissenen Wäsche und abgetragenen Kleidung, bezeichneten vornehmen Stand.

Mit Anbruche des Tages lief die Nachricht von diesem sonderbaren Ereignisse, doch, wie dieß in dergleichen Fällen geschieht, mit mancherlei Verschiedenheiten, durch die ganze Stadt. Die Obrigkeit befolgte schleunigst ihre Pflicht, Untersuchung anzustellen. Ueber das weiße Roß, so wie ein im Graben liegendes Stilet und abgefeuertes Sack-Pistol, wußte Niemand Auskunft zu geben; der etwas verworrene Bericht des Thorwächters, das auch im Graben vorgefundene große Messer, und das Regentuch, zu welchen beiden sich Judith bekannte, ihre mit vielem Blute befleckten Kleider, konnten Verdacht erregen; ihre kräftige Gestalt, ihr heroisches Benehmen stellte sie als einer gewaltsamen, leidenschaftlichen That allerdings fähig dar. Die Theilnahme an dem tödtlich verwundeten jungen Frauen-

zimmer war allgemein; man wollte den Thäter wissen; man verlangte Rache. Der fremde Feldwebel, der Schenkdirne gehäßig, hatte manch bedenkliches Wort fallen lassen; die Volksstimme, noch mehr die Verläumdungssucht, diese im Dunklen stets geschäftige Giftmischerin, nahm das Geschwätz begierig auf und versah es mit Zusätzen. Der Richter konnte nicht umhin, die muthvolle Magd ins Auge zu fassen, obschon ihre Herrschaft und Alle, die man ihrethalb flüchtig befragte, über diesen Argwohn auf das höchste befremdet schienen, ja falls er sich bestätige, der That selbst schuldig seyn wollten.

Man fand zweckmäßig, sie, die freilich am ersten einige Auskunft geben konnte, schleunigst zu vernehmen. Schon ihr Eintreten flößte den Gerichtspersonen eine bessere Meinung ein, und als der Vorsitzende sie mit ernster Verwarnung zu einem Bekenntnisse der Wahrheit aufforderte, erzählte sie den ganzen Vorfall, so weit er ihr bekannt, obwohl mit tiefer Empfindung, doch auch mit so großer Einfachheit, Unbefangenheit und Klarheit, daß die innere Ueberzeugung aller Anwesenden nicht die Verbrecherin, sondern die Retterin und über allen Verdacht erhabene Zeugin in ihr erkannte.

Man sagte ihr, daß sie, weil der Gerichtsbrauch dieß fodere, vor der Hand das bereits mit Wachen

besetzte Haus nicht verlassen dürfe. Sie erhob still fragend die reinen Augen, gelobte, was man verlangte, in die Hand des Vorsitzenden an, und bat dann um Erlaubniß, die Pflege der verwundeten Dame fortsetzen zu dürfen.

Man glaubte, zuförderst die verpflichteten Aerzte befragen zu müssen. Als aber diese einstimmig versicherten, daß sämmtliche Wunden, wovon nur die in die Brust tödtlich scheine, unmöglich von dem aufgefundenen breiten Messer, sondern zuverläßig von einem spitzigen, dreischneidigen Instrument, und höchst wahrscheinlich von dem eingelieferten Dolche, herrührten; als man Judith an das Bett der Fremden führte und letztere, auf sanftes Befragen ob sie diese Magd kenne? sich zwar zu sprechen bemühte, doch, dieß nicht vermögend, aufs zärtlichste die matten Blicke und die wachsbleiche Hand gegen sie erhob, ja, da Judith sich näherte, derselben Hand sanft streichelte; da stand die hohe Lilie, von jedem Verdacht rein gewaschen wieder in vollem Glanze. Judiths Unschuld und muthvolles Benehmen ward ohne Weiteres anerkannt, und das von ihr gethane Angelöbniß sofort aufgehoben, dagegen der sogenannte Feldwebel, der sehr unkluger Weise die obrigkeitliche Aufmerksamkeit auf sich gerichtet hatte, nach Verfluß einiger Wochen wegen falscher Briefschaften und viel-

fältig gespielter Betrügereien durch den Büttel aus dem Weichbilde gewiesen.

In Hinsicht des Hauptvorfalls war zur Zeit, da die fremde Dame nicht sprechen konnte, und alle außerhalb angestellte Nachforschungen fruchtlos blieben, nichts zu entdecken. Nur über die Persönlichkeit der Verwundeten verbreitete sich einiges Licht, als sie endlich, aufs neue darum befragt, sich mit schwacher Stimme Clara van Hopen nannte. Man entsann sich dieses Namens; man suchte weiter, und fand in kurzem die Auffoderungsschreiben Holländischer Obrigkeiten, worin um Habhaftmachung Hugo's und eines von ihm entführten Fräuleins dringend gebeten worden war. Die Beschreibung des letztern traf mit der Gestalt der Kranken genau überein.

Man meldete dieß aufs eiligste den Holländischen Behörden; aber auch in der Stadt verbreitete sich diese sicher verbürgte Neuigkeit mit reissender Schnelle. Nicht nur das regste Mitleid gegen die junge Holländerin erwachte mit verstärkter Wärme in Aller Herzen, sondern auch das Pflicht- und Ehrgefühl. Der vornehmste Wechselherr der Stadt eilte persönlich in den Gasthof und bot Clärchen sein Haus an, seine Casse, Alles, worüber er gebieten könne; viele wohlhabende Kaufleute, selbst andre, außer jeder Hand-

lungsverbindung stehende edle Familien, thaten ein Gleiches.

Clärchen gab dagegen zu verstehen, daß sie den gewissen Tod in sich fühle, daß sie daher dieß Haus, wo sie so liebreich aufgenommen und, noch ehe man etwas Näheres von ihr gewußt, mit so reger Sorgfalt gepflegt worden sey, nicht zu verlassen, daß sie vor allem Judith bis zu ihrem Ende bei sich zu haben wünsche. Nur von den Erbietungen, sie mit Vorschüssen zu unterstützen, die von ihren Aeltern zuverlässig mit Dank erstattet werden würden, machte sie zu ihrem Unterhalte, zu Bezahlung der Aerzte, und damit Frau Cordula einstweilen eine zweite , Judiths Mutter aber eine getreue Wärterin men könne, so viel nöthig, Gebrauch.

i dieser Einrichtung blieb es denn, außer daß theilnehmenden Familien ihre Hausärzte sand- , täglich ungen einziehen ließen, und der allgemein Kranken, um sie zu erheitern und z umen, Früchte, Confituren und an im Ueberflusse verehrten.

so vielen Beweisen echter Men- nicht wenig getröstet und von der Schwester Judith mit nie rastender ttet, schien sich endlich, freilich nur wie , die den tödt im Kelche trägt,

etwas zu erholen. Es ward thunlich, sie, obwohl mit öftern Unterbrechungen, über die Geschichte ihres Unglücks gerichtlich zu befragen. Was sie im Fortgange einiger Wochen, theils gegen die Obrigkeit, theils, in wärmeren Herzensergießungen, gegen Judith äußerte, bestand, insofern es sich nicht schon aus dem Vorhergehenden ergiebt, hauptsächlich in Folgendem:

3.

»Da Hugo von der Reise zurückgekehrt war, benahm er sich, obwohl mit etwas erhöhter Artigkeit, — was ich einzig und allein seiner reifern Ausbildung in fremden Ländern zuschrieb — eben so zurückgezogen und verehrungsvoll gegen mich, als in frühere Zeit. Nur bemerkte ich, daß er stets auf Mittel und Wege sinne, mich allein zu sprechen. Meine geheime Aengstlichkeit bewog mich, dem auszuweichen.

Dieß glückte eine Zeit lang und schon glaubt' ich, geirrt zu haben. Ich wiegte mich in den schmeichelnden Traum, daß er aller Hoffnung auf meine Hand entsagt habe, ja ich hielt ihn für edeldenkend genug, mir die Verlegenheit einer Erklärung zu ersparen. Ich neigte mich mit der ganzen Innigkeit eines jugen-

lichen Gemüths zu Van Droost, und ward nach und nach gegen Hugo völlig sicher.

So waren abermals zwei, drei Wochen verflossen, als Hugo sich einst beim Aufstehen von der Tafel unbeobachtet sah. Er ergriff mit Hastigkeit meine Hand, preßte sie an seine Lippen und flüsterte mir mit düsterm Blick zu: »Ein Abschied wird dem Verstoßenen vergönnt werden! Bedenken Sie, daß hievon das Wohl und Wehe eines Mannes abhängt, der Ihnen einst nicht gleichgültig schien!« Ich war aufs Höchste erschrocken; die Stimme versagte mir ihren Dienst. Es näherten sich Andere. Er hatte nur noch Zeit zu dem Winke, als nehme er mein Schweigen für Zusage an, ließ meine Hand fahren und mischte sich unter die Gäste.

Mein Herz bebte nun, so oft ich an ihn dachte; doch wagte ich es nicht, meine Furcht meiner Mutter oder sonst Jemand auzuvertrauen. Ich hielt es für hinreichend, könnt' ich jedes Zusammentreffen mit Hugo vermeiden.

Etwa drei Tage später besuchte ich eine ältere Freundin in ihrem Garten. Sie führte mich in eine entfernte Laube, gab vor, einer Dienerin etwas befehlen zu wollen, und ließ mich allein. Kaum war sie mir aus den Augen, als Hugo, mit der treulosen Freundin ohne Zweifel einverstanden, in die

Laube trat und mit Heftigkeit meine Hand an sein Herz zog. Fast hätte ich um Hülfe gerufen. Ich wollte mich loswinden und entfliehen, aber sein kräftiger Händedruck, seine rollenden, auf Verzweiflung deutenden Blicke hielten mich davon ab.

»Bleiben Sie, Clärchen!« fing er dann, meines Zitterns ungeachtet, in scharfem Tone an — »und hören Sie mich aus! Es muß Alles unter uns rein werden! — Mit welcher Glut ich Ihnen fast von Kindheit auf zugethan gewesen bin, kann Ihnen nicht unbekannt seyn. Was Sie in der Gallerie gegen mich äußerten, dessen erinnern Sie Sich hoffentlich eben so gut, als ich dessen noch im Sterben gedenken werde!«

»Guter Hugo!« fiel ich flehend ein. — »Ich bin noch nicht zu Ende!« erwiederte er. »Nicht blos Sie, auch Ihr Herr Vater, berechtigte mich zu den höchsten Erwartungen; er versprach mir eine Belohnung, auf welche ich schwerlich rechne. Woran konnte ich hiebei denken, als an die Mitaufnahme in seine Handlung? — eine Ehre, deren ich mich hoffentlich durch die treueste Anhänglichkeit an Ihr Haus, durch rastlosen Eifer, durch meine Talente und Kenntnisse würdig gemacht habe! — und, war ich Handlungsgesellschafter, so konnt' ich ja wohl auch ein erwünschter Eidam werden.« —

Ich rang nur die Hände; ich wollte ihn unterbrechen, aber er fuhr mit erhöheter Lebhaftigkeit fort:

»Sie wissen noch nicht Alles! — Mit Aussichten dieser Art stets beschäftigt, reisete ich ab und kam in die reichsten, glänzendsten Städte Europa's. Hier lernte ich einsehen, was Reichthum und Glanz vermöge; ich fühlte in mir die Kraft, beides zu erringen; ich wollte nicht als ein Bettler um ihre Hand werben; ich wagte Manches auf eigenes Glück. Ein günstiger Stern dämmerte mir auf; ich vertraute ihm — ihm!« — er sagte dieß zähnknirschend — »ihm, der mir nur strahlte, um unterzugehen! — Ich bin zu Ende. Ich kann nicht ohne Sie leben! Nur der Gedanke, Ihren Besitz zu erwerben und, vor einer Entdeckung, Van Hopens Schwiegersohn zu werden, führte mich zurück. Ich kann ohne Ehre nicht leben! Nur der Umstand, daß Ihr Vater mich mit der Stelle des Haupt-Cassirers überreichlich zu belohnen glaubte, hüllt mein Unglück, meine Schande noch in's Dunkel!«

Als er dieß gesagt, verließ mich meine Besinnung; ich ward ohnmächtig; er bemühte sich um mich; er suchte mich durch schmeichelnde Worte ins Leben zurückzurufen. Endlich, als ich mich wieder etwas

gesammelt hatte, fuhr er mit zärtlichem Feuer fort: »Und nun — kannst du, du, um die ich alles wagte und that, mich im Elende verlassen? kannst du die Entehrung, den Tod eines Mannes wollen, der dich anbetet?«

»Großer Gott!« — versetzte ich — »was kann ich thun? welchen Ausweg kann ich hier finden? — Sie wissen, daß meine Verlobung mit Van Drooft bevorsteht, und nimmermehr wird mein Vater zugeben —«

»Sie haben Recht!« — nahm er wieder das Wort — »Auch ist dieß nicht mehr das, was ich wünschen kann. Schon jetzt müßte ich, vielleicht in sehr kurzem, erniedrigt, beschämt, beschimpft, verachtet, vor Ihrem Vater, wohl selbst vor den Handlungsgehülfen stehen — und dieß kann, dieß darf nicht der Fall seyn!«

»Aber« — fuhr er mit der wärmsten Beredsamkeit fort — »die Liebe ist an keinen Himmelstrich gebunden. Sey es in entfernten großen Städten, sey es unter den Palmen fremder Welttheile — ich und du — wir beide vereint, werden allenthalben reich und glücklich seyn! Entschließe dich daher zur Flucht« —

Ich erschrak vor diesem Wort; ich beschwor ihn

bei allem, was dem Menschen heilig sey; ich erinnerte ihn an meine Kindespflicht.

»Du willst nicht, Clärchen! Ist das dein letzter Entschluß?« frug er hastig. Ich konnte ihm nichts erwiedern. — »Wohl denn!« — fuhr er in halbem Wahnsinne fort — »so gönne mir, Treulose, wenigstens den Trost, zu deinen Füßen zu sterben!« Er zog plötzlich ein Pistol hervor und setzte es an die Stirn.

Mit welcher Angst ich ihm in den Arm fiel, ja, daß ich sogar laut, obwohl von Niemand vernommen, aufschrie, brauch' ich nicht zu sagen. Er schien dankbar, gerührt durch mein Mitleid, schien etwas beruhigt. Er sprach auf kurze Zeit wieder sanfter, und brachte mich nach langem Hin- und Herreden, bald durch die zärtlichsten Betheurungen, bald durch Vorstellungen seines schrecklichen Schicksals, sogar durch Drohungen, sich selbst — mich — Van Droost — und wär' es vor den Traualtar — zu ermorden, dahin, daß ich endlich, nirgends sonst Rettung erblickend, in das Entfliehen willigte. Als er mich hiezu vermocht hatte, gab er mir auch vorläufig die Mittel an. Er fügte hinzu, daß unsere Flucht, gewisser Gründe halber, erst kurz vor meiner Hochzeit geschehen könne. Er machte es mir schlüßlich zur Pflicht, von dem, was unter uns vorgefallen, keinem

Menschen, selbst unserer gemeinschaftlichen Freundin nicht, die nur ein zärtliches Verständniß unter uns vermuthe, etwas zu entdecken, übrigens aber äußerlich ganz ruhig und gegen Van Drooſt ganz wie bisher zu verbleiben, indem mir, bei der leiſeſten Bemerkung des Gegentheils, bei der geringſten Entdeckung ſeiner Lage, bei dem mindeſten Zurücktritte meinerſeits, ein Schuß das für mich gefallene Opfer verkündigen werde!

So führte er mich, die aufs tiefſte Erſchütterte, die ganz Troſtloſe, die faſt Entſeelte, mit unglaublicher Gewalt über ſich ſelbſt, der, den Gang heraufkommenden Verrätherin wieder zu, übergab mich ihr mit ſcherzender Artigkeit und verließ uns. Seine Verbündete mochte allerdings in dieſer Zuſammenkunft nichts, als die Auflöſung eines frühern Liebesverſtändniſſes vermuthet haben, fand daher meine Niedergeſchlagenheit ſo natürlich, daß ſie ſelbige ganz zu überſehen ſchien, und war eben ſo froh, als ich ſelbſt, daß der mich abholende Wagen am Gartenthore bereit ſtand.

Mir kam, als ich heimgekehrt war, Alles wie ein fieberhafter Traum vor; dennoch fühlte ich, wenn ich zu deutlicherm Bewußtſeyn gelangte, daß es, leider! nur allzufruchtbare Wahrheit ſey. Doch was konnt' ich anfangen? Ich glich bei meiner Unerfah-

renheit, bei meiner an Einfalt gränzenden Unschuld, bei meiner zagenden Unentschlossenheit, der Taube, die sich, ohne Lebenszspur zu äußern, unter den Krallen des Raubvogels fühlt; ja, um aufrichtig Alles zu gestehen, ich wankte zwischen Van Drooft, dem ich herzlich ergeben war, und Hugo, dem Freunde von Kindheit auf, der blos aus Liebe zu mir unglücklich schien, hülf= und rathlos hin und her. Mein Herz, mein ganzes Leben schien in zwei Theile gerissen; dem edlen Van Drooft konnt' ich sicher vertrauen; aus Angst vor Hugo's Verzweiflung wagte ich nicht, irgend etwas zu unternehmen, was ihm mißfällig seyn könne.

Sehr bald erkannte Hugo die Gewalt, die er bereits über mich ausübte. Er schien allwissend, wenn er abwesend war; er lenkte mich, war er zugegen, durch Winke. Aber er wußte auch, mich noch unauflöslicher zu umstricken. Ihm, dem im Hause alles unterworfen war, wagte keiner von den Leuten in irgend einen Verdacht zu ziehen; ihm, dem alles anvertraut war, mußte es leicht werden, überall hin zu gelangen, ja sich Nachschlüssel zu verschaffen. So entdeckte ich ihn am Abende des Verlobungstags, an welchem ich zwischen Zuneigung und ängstlicher Besorgniß stets hin und her geschwankt hatte, mit wahrem Todesschreck in meinem Schlafzimmer. Ich fand

ihn öfter dort, ohne aus Furcht entfliehen oder um Hülfe rufen zu können; — er betheuerte mir, daß der Schiffprediger einer im Hafen harrenden Fregatte uns sogleich, wenn wir dort angekommen, trauen werde. Ich war rettungslos verloren! Gleichgültigkeit gegen Alles, Betäubung, gänzlicher Stumpfsinn waren von nun an in einsamen Augenblicken mein einziger Trost. —

Es würde zu weit führen, manches dazwischen Fallende zu erwähnen. Doch — jetzt waren nur noch zwei Tage bis zu meiner Vermählung mit dem sanften, in meinem scheuen Benehmen nichts, als Kindesliebe und jungfräuliche Schüchternheit, erblickenden Bräutigam. In der Nacht des ersten davon, schlich sich Hugo abermals ein und befahl mir, — denn so zärtlich schmeichelnd er sich gewöhnlich bewies, so spielte er doch auch, sobald er es nöthig fand, den mir weit überlegenen, unbeschränkten Gebieter — mich in der nächsten Nacht zur Flucht nach Spanien, woselbst er — eine Andeutung, die mich erstaunen machte — sehr vornehme Verwandtschaft habe, bereit zu halten, insbesondere aber meinen, theils von Van Drooft, theils von meinen Aeltern erhaltenen Brautschmuck, so wie den Schmuck meiner Mutter, dessen Stelle er genau anzugeben wußte, mitzunehmen. Er fügte hinzu, daß für mich andere, jede Entdeckung vereitelnde Kleidung bereit läg, und einige fremde

Matrosen von ihm gewonnen wären, uns nach dem zur Abfahrt völlig ausgerüsteten Schiffe zu bringen.

Ich war gänzlich in seiner Macht. Ich ging am zweiten Abende früher, als gewöhnlich, zu Bette. Doch den Schmuck meiner Mutter zu entwenden, besaß ich eben so wenig den Muth, als, obwohl ich dieß so gern gethan, weil Hugo es mir aufs strengste untersagt hatte, einen Abschiedsbrief an sie zurück zu lassen.

Er kam mit einbrechender Nacht reisefertig zu mir. Er brachte mir einen Mantel und Kleider, die ich anziehen mußte. Er nahm einige von den meinigen in der Absicht zu sich, sie, um jeder Nachforschung zuvorzukommen oder sie wenigstens irre zu leiten, an das Ufer eines Canals zu werfen. Er riß mich nach kurzer Erkündigung, ob ich alles von ihm Befohlne befolgt habe? was ich weinend bejahte, mit sich fort. Wir kamen nach von ihm wohlberechneter Einrichtung aus dem väterlichen Hause. Ich befand mich in völliger Geistesabwesenheit, ich weiß selbst nicht, wie bald? auf der Rhede. Wie bestiegen ein Boot, und gelangten von diesem auf ein Schiff. Ich warf mich in der Cajüte auf ein Ruhebett, und versank in todtähnliche Ermattung.

Ich kann nicht sagen, wie lange diese angehalten habe. Nur dessen entsinne ich mich, daß ich durch furchtbares Schreien, Brausen und Krachen auf Augenblicke erweckt ward. Es hatte sich ein Sturm erhoben, der uns Allen den Untergang drohte; mein Gewissen erwachte und zeigte mir hierin die rächende Hand der Vorsicht; ich rief verzweifelnd die Namen meiner Aeltern. Hugo kam bald zu mir, mich zu trösten, bald war er am Ruder, bald befahl er dem Steuermanne und den Matrosen. Die Gewalt, die er über diese rohen, ihm gar nicht untergebenen Seeleute ausübte, seine Unerschrockenheit bei dem wüthendsten Kampfe der Elemente, flößten mir eine Art Ehrfurcht vor ihm ein.

Endlich — ich weiß wegen der lang anhaltenden nur von Blitzen durchkreuzten Finsterniß, keine Zeit anzugeben — nachdem wir mehrmals in Gefahr geschwebt hatten, zu scheitern, beruhigten sich die empörten Wogen. Wir landeten, und zwar, wie ich hörte, an einer deutschen Küste. Ob dieß Hugo's Absicht gewesen, kann ich weder behaupten, noch verneinen; ich hatte geglaubt, unser Weg gehe zuförderst nach England.

Hugo führte mich, mein Reisebündel scharf im Auge behaltend, zu einer am Strande gelegenen Herberge. Kaum hatte er für sich und seine Frau,

wie er mich nannte, ein Stübchen genommen, als ich ihm meinen und Honoriens Schmuck zeigen sollte. Er wütete, als ich ihm zitternd nur den meinigen überreichte, im übrigen aber die Wahrheit gestand. Er gab mir zu erkennen, daß er nur, um auch des letztern habhaft zu werden, unsere Flucht so lange verschoben habe. Es war der erste Augenblick, wo ich in ihm nicht blos den sinnlichen Verführer, sondern auch den heuchlerischen, eigennützigen Bösewicht, wo ich mein Elend in seiner ganzen Größe erkannte.

Dennoch zog er, obwohl ich nichts thun konnte, als weinen, wieder gelindere Saiten auf. Seine Leidenschaft für mich schien annoch seiner Habsucht die Waage zu halten. Wir wanderten eine Zeitlang, so eilig, als meine sinkende Kraft es gestattete, zu Fuße, unter mancherlei Verkleidung, ich größtentheils in männlicher Tracht.

In einer der Haupt-Städte, die wir berührten, kaufte Hugo Wagen und Pferde, und nahm einen Kutscher und zwei Bedienten, auch für mich ein Mädchen an. Er sagte mir, daß wir, da die Meergötter uns abhold schienen, unser Glück zu Lande versuchen wollten. Er nannte sich von nun an bald einen Englischen Schiffs-Capitain, bald einen Französischen Marquis, bald einen Holländischen, bald einen Deutschen Edelmann.

In vertrauteren Augenblicken eröffnete er mir, daß unser Weg durch Deutschland nach Italien gehe; dort harre unserer ein unermeßliches Glück, indem daselbst sein Vater als Hispanischer Gesandter im höchsten Ansehen lebe. Was hievon wahr gewesen seyn mag, kann ich nicht entscheiden. Doch schien er mir selbst überzeugt zu seyn, gesetzt auch, daß sein Stolz, seine Sucht nach Größe, ihm Manches glänzender zeigten, als gegründet seyn mochte.

Wir reiseten nunmehr ganz herrschaftlich, anfänglich immer noch schnell, dann langsamer, durch mancherlei Länder, von einer großen Stadt zur andern. Wir wohnten in den vornehmsten Gasthäusern, und Hugo ließ es mir eine Zeitlang an Vergnügungen nicht fehlen. Doch fand er nun auch oft Bekannte aus Paris und London, die mir, so unerfahren ich war, wie Spieler und Abenteurer vorkamen. Er brachte diese zuweilen des Abends mit zur Tafel, wohl auch ihre Gemalinnen und Verwandtinnen, mit welchen allen er im besten Vernehmen stand. Schien ich darüber befremdet, wohl gar dadurch gekränkt, so suchte er mich damit zu trösten, daß die feinere Lebensart dieß also verlange und ich in meiner Unerfahrenheit davon, was in vornehmer Gesellschaft und auf Reisen üblich sey, nichts wisse.

Doch so schmeichelnd und höflich er sich nach solchen Auftritten gegen mich benahm, so fing er doch auch an, mich, die stets angstvoll auf ihn Harrende, Tage ja Nächte lang, in den Gasthöfen mit dem Mädchen allein zu lassen. Ich wagte nicht, mich darüber zu beklagen; meine Thränen floßen nur im Stillen; ich rief oft schlaflos auf einsamen Lager: »O! wen das mein Vater, wenn das meine Mutter wüßte!«

Als dieß Leben wieder einige Monate gedauert, stellten sich bei Hugo mitunter höchst mißmüthige, fast verzweiflungsvolle Stunden ein; ich erkannte nicht selten, trotz seiner scheinbaren Artigkeit, in seinem Benehmen empörende Rohheit und Härte, ja Verachtung.

Wir setzten die Reise fort. Mein Schmuck, Alles von Werthe, was ich besessen, alles, was er aus der Casse meines Vaters entwendet hatte, war — er gestand mir dieß selbst — im verwegensten, oft tollkühnen Spiele nach und nach verloren gegangen. Er stellte mir vor, daß wir uns, nun nach Italien, wo unser Geschick sich ändern werde, zu gelangen, in Etwas einschränken müßten: Ich hatte längst keinen Willen mehr. Der Wagen wurde verkauft; die nicht mehr bezahlte Dienerschaft nahm von selbst ihren Abschied. Er prieß mir das Forkkommen

zu Pferde als höchst angenehm, und obwohl ich in der Erst einen Widerwillen dagegen empfand, so fing es doch bald an, mir zu gefallen.

Wir waren in kurzem auf zwei Reitpferde beschränkt und konnten nur noch in geringeren Wirthshäusern übernachten. Doch verweilten wir dann und wann einige Tage in mittleren Städten, wo selbst Hugo aufs neue dem Spiele nachging, ja einmal selbst mich, wie er mir am Morgen erzählte, in der vorhergehenden Nacht an einen schönen, steinreichen Baron verspielt hatte. Da ich hierüber tödtlich erschrak und dieß abscheulich nannte, erklärte er alles für Scherz; doch glaube ich nunmehr, es sey ernstlich gemeint gewesen. Ich fühlte schon damals es wohl, daß er meiner überdrüßig war.

Nun sanken wir bis zu den gemeinsten Dorfschenken herab. In einer derselben, wo wir Mittag gehalten hatten, sagte mir Hugo, es finde sich Gelegenheit, mein Pferd vortheilhaft zu verkaufen; er sehe sich leider! dazu fast genöthigt, auch sei das seinige stark genug, uns Beide eine Strecke zu tragen. Es befiel mich eine bange und unerklärliche Ahnung. Ich hatte mein sanftes treues Thier ungemein lieb; es kam mir vor, als sollte ich mich von dem Einzigen trennen, was mir noch Freude mache. Da mich Hugo bewegt sah, warf er einen forschenden Blick

auf mich, erzählte mir dann, daß vormals die vornehmsten Damen mit den Rittern ihres Herzens so gereiſet wären, und ſetzte hinzu, daß wir in der nächſten Stadt neue Gelder bekommen und wieder Wagen und Pferde anſchaffen würden. Mich konnte dieß Alles nicht beruhigen. Als ich immer fort traurig blieb, meinte er, es laſſe ſich wohl noch machen, und der Verkauf ſey hiermit aufgegeben.

Wir ritten alſo auf zwei Pferden, doch erſt bei einbrechendem Abende, damit unſer wenig glänzender Anzug in der Stadt nicht auffalle, wieder weiter. Da es ganz dämmerte, begegnete uns eine prächtige ſechsſpännige Kutſche, einige reitende Diener neben den Schlägen. »So könnten wir auch reiſen,« — rief Hugo mit dumpfer Stimme — »wärſt du keine Närrin geweſen. Der Frau Mutter koſtbarer Schmuck hätte noch lange wiedergehalten.« Ich ſchwieg. Es ward immer finſterer; Hugo blieb manchmal hinter mir zurück, er zog ein Piſtol aus den Halftern — es ergriff mich eine, trotz ſo vieler erlebten trüben Stunden, nie empfundene Angſt.

Doch ward mein Herz etwas leichter, als ſich die gezackten Thürme dieſer Stadt aus dem tiefblauen Hintergrunde uns entgegen hoben; an die Stelle der Beklemmung trat Wehmuth; ſo hatte ich manchmal die Vaterſtadt geſehen, wenn ich bei Abendgeläut

an Aelternhand aus dem schönen Garten zurückgefahren war!

Endlich gelangten wir, bei schon tiefer Nacht, an einen Landgraben. Jetzt vergönnte mir Hugo zuerst wieder ein Wort und erklärte, daß wir, um möglichst anständig im Gasthause zu erscheinen, wo seiner vornehme Freunde, wenigstens bedeutende Anweisungen harrten, uns ein wenig säubern und besser kleiden wollten. Er band die Pferde an, nahm etwas, das ich für den Mantelsack hielt, von dem seinigen, und zog mich an der Hand in den trockenen Graben, den er scherzend das Putzgemach nannte. Ohne Zweifel dünkte ihm diese Vertiefung dazu geeignet, sich einer beschwerlichen Last, wofür er mich ansah, auf die kürzeste Art zu entledigen.«

4.

Dieß ungefähr war der Inhalt der von Clärchen, obwohl in verschiedenen Zeitabschnitten, doch stets mit der tiefsten Reue, erstatteten Aussagen. Allein, sey es nun, daß sie, wie wohl Sterbende thun, ihre letzten Kräfte aufgeboten, um nach dem Tode wenigstens nicht schuldiger zu erscheinen, als sie sich fühlte, oder, daß die Erinnerung an so mancherlei Leiden und

Schreckniſſe ſie zu ſehr angegriffen habe, genug, ſie ward bald darauf wieder zuſehens ſchwächer und verlor oft auf Tage die Sprache; ſie glich, der angeſtrengteſten ärztlichen Bemühungen ungeachtet, immer mehr einem Lichte, das nur ſelten aufflackert, um auf immer zu erlöſchen.

Einer der Rathsherren hatte, um ſie zu beruhigen, ihr bekannt gemacht, daß man Nachricht in ihre Heimath ertheilt habe, und daß ohne Zweifel eine vertraute Perſon von dort ankommen werde. Als ſie ſich einſtmals leidlicher fühlte, ließ ſie ihn um einen Beſuch bitten und fragte: ob noch keine Antwort, ob noch Niemand von den Ihrigen da ſey? Er bejahete das Erſtere, und ſie fragte nun weit geſpannter nach Vater und Mutter.

Der Rathsherr war betroffen. Er fühlte, wie bedenklich unter dieſen Umſtänden die Wahrheit ſeyn könne, aber auch, daß eine falſche Angabe ſeinem Amte nicht zieme. Ja, es dünkte ihm Gewiſſensſache, einer dem Tode Nahen etwas zu verſchweigen, was auf ihr Seelenheil Einfluß haben könne. Er erwiederte daher nach mancherlei Vorbereitungen und Tröſtungen: der Vater lebe; der Mutter gehe es jetzt, wie ſicher zu hoffen, auch wohl! Dieſe Worte, noch mehr ſein gen Himmel gerichteter Blick, waren der Kranken vollkommen verſtändlich. Sie faltete

einige Augenblicke still die Hände; dann bat sie, es zu veranstalten, daß sie am nächsten Tage das Liebesmahl empfange.

Als sie dieß am folgenden Morgen mit großer Rührung und Andacht genossen und der Geistliche sich entfernt hatte, winkte sie Judith zu sich, streifte einen einfachen, einst von ihrer Mutter erhaltenen Goldring — das Einzige, was ihr der habsüchtige Unmensch von allen Kostbarkeiten übrig gelassen hatte — vom Finger, gab ihn der geliebten Pflegerin mit den zärtlichsten Blicken und bedeutete sie dann, auf kurze Zeit das Zimmer zu verlassen. Da dieß geschehen, winkte sie der noch gegenwärtigen Frau Cordula, und bot alle Kräfte auf, ihr begreiflich zu machen, daß sie etwas zu schreiben wünsche. Cordula brachte ihr Papier und Feder aufs Bette; sie legte das Blatt auf das Gebetbuch und schrieb mit zitternder, oft ermattender Hand einige Zeilen, ließ dann plötzlich die Feder sinken und legte den Kopf aufs Kissen. Frau Cordula nahm vorsichtig die Schreibmaterialien wieder weg. Auf dem Blatte stand: »Ich hatte eine Milchschwester, die im dritten Jahre starb. Was Ihr an dieser gethan hättet, thut an Judith. O mein Vater! o meine Mutter« —

Das letzte Wort war höchst unleserlich und kaum ausgeschrieben; ohne Zweifel hatte sie dabei der Ge-

danke ihrer Schuld an der Mutter Tode überwältigt. Judith kam wieder herein und beugte sich mitleidsvoll über die Schlummernde; sie legte sanft ihre Hand auf Clärchens Wange. Die Wange war kalt; Clärchen bedurfte keiner liebenden Pflegerin mehr.

Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete sich schnell durch die Stadt; man beklagte die Arme allgemein, aber die angesehensten Kaufleute und andere Vornehme fanden es auch unerläßlich, für eine standesmäßige Beerdigung zu sorgen. Man zögerte mit dem Begräbnisse einen Tag länger, als gewöhnlich, weil man irgend einen Verwandten aus Holland erwartete. Da jedoch Niemand anlangte, mußte man am vierten Morgen dazu verschreiten.

Alle Straßen waren mit Menschen angefüllt, welche Mitleid und Neugier herbeizog; auch erhielt diese Trauerfeierlichkeit dadurch einen recht bewegenden Zusatz, daß man auf dem Wege zum Friedhofe das seitwärts liegende Hochgericht — jetzt aus trüber Frühbeleuchtung hervordüsternd — erblicken konnte, wo die schreckliche That sich ereignet hatte.

Langsam, ernst und schauerlich vorwärts wallte der Zug, das Crucifix an der Spitze, dann die Schüler mit Gesang, dann die Vornehmsten der Stadt, dann der Sarg, bedeutsam mit einer weisen, silbergestickten Damast-Decke, doch mit keinen Blumen,

nur mit Gewinden von Rosmarin und Cypressen verziert. Unmittelbar hinter dem Sarge folgte — so hatte der Rath es angeordnet, um die dankbare Tochter, die muthige Retterin, die Barmherzigkeit übende Pflegerin öffentlich zu ehren — als Leidtragende und Anführerin einer großen Anzahl der edelsten Jungfrauen, die, alle um halbe Kopfslänge überragende Judith. Nach damaliger Sitte in dichte, faltige Gewänder gehüllt, die das Gesicht blos von der Stirn bis zum Munde frei ließen, war die schlanke, die Hände faltende Dirne gar edel, hehr und wunderbar anzuschauen, schier einem Engel des Todes gleich, doch nicht jenem, der den Staub wieder dem Staube eint, sondern jenem höhern, der mit mildernstem Blicke, was des Himmels ist, zum Himmel zurückträgt.

Als die Leichenbegleiter schon zum Theil durch das Kirchhofsthor waren, entstand eine Hemmung. Ein zwar schwerfälliger, doch stattlicher Reisewagen war auf der Landstraße dahergekommen, und nachdem die Diener sich eiligst erkundigt, dem Zuge gefolgt. Jetzt stiegen die Fremden aus, ein ehrwürdiger Alter, Hand in Hand mit einem sehr wohlgebildeten jungen Manne. Beide schlossen sich schweigend den Letzten an, und erst, als der Sarg abgebahrt worden war, traten sie dem Grabe näher. Der Jüngere bat mit Anstande

und männlicher Fassung, daß der Sarg noch einmal geöffnet werde; man fand keinen Grund, dieß zu verweigern. Judith eilte herbei, bog sich über den Sarg, und hielt, jetzt einer der heiligen Frauen gleich, die Mariam zur Gruft brachten, den Deckel. Clärchen, über und über eingeschleiert, nur das lilienweiße Gesicht frei und die zarten, wachsbleichen Hände über die Todeswunde der Brust gekreuzt,, gewährte einen Anblick, der in jedes Aug' Thränen lockte. Der Greis erhob beide Hände, als wolle er die Leiche einsegnen, und legte dann das silberweiße Haupt auf die Schulter des Jüngern, der Zähren im Blick, doch fest, der Gnade des Vaters im Himmel vertrauend, zu den Morgenwolken emporschaute. Die umstehenden riefen voll Mitleids: »Gewiß der Vater und der Bräutigam!« und so war es.

Als der Sarg eingesenkt worden war, stiegen die Reisenden wieder ein und fuhren in der Stadt herum, bis sie zu Clausens Gasthofe gelangten. Hier sowohl, als bei den Gerichten, zogen sie über Alles, auch über Judith, die schon bei dem Leichenbegängnisse ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, genaue Erkundigung ein, und als Frau Cordula ihnen, ohne Judiths Vorwissen, Clärchens Abschiedszeilen überreicht hatte, rief Van Hopen seinem Freunde zu: »Das versteht

sich! Aber, lieber Sohn, lieber Van Drooſt, ich weiß das jetzt nicht zu ordnen; handle du für mich!«

Daß dieſer zu Ausführung eines ſolchen Auftrags ganz geeignet war, läßt ſich ſchon aus dem, obwohl Wenigem, ſchließen, was von ihm früher erwähnt worden iſt. Die erſte Anſtalt, die er, nachdem er alle Verhältniſſe erforſcht, zu treffen für nöthig fand, beſtand darin, daß Jutta von Frau Cordula eines Morgens mitgenommen und in ein artiges, mit hübſchen Gartenanlagen umgebenes Haus geführt ward, in welchem ihr, ſie ſegnend, Mutter und Baſe, anſtändig gekleidet und mit allen Bequemlichkeiten einer bürgerlichen Wohnung verſehen, entgegen traten. Die Freude, das Glück der guten Tochter kannte keine Grenzen, und da ſie alsbald hörte, daß dieß von den beiden vornehmen Holländern herrühre, eilte ſie aus den Armen der Ihrigen, um ihren Wohlthätern den feurigſten Dank zu ſagen. Dem bejahrten Van Hopen fing die wackere, freundliche Dirne immer mehr und mehr an, zu gefallen, und es ſtieg ihm wohl zu Zeiten der Wunſch auf, da er ſo alt und auch ſein Weib nicht mehr um ihn ſey, an Clärchens Statt ſolch eine Tochter zu haben.

Dieſer Gedanke kam ihm öfter, wenn er Judiths Regſamkeit und Geſchicklichkeit in der Hauswirthſchaft, ſo wie ihr unſchuldiges, einnehmendes Weſen wohl-

gefällig beobachtete. Ja, da ihm die Beschwerlichkeit der weiten Reise, der Gram über Honoriens und Clärchens Verlust, und die Ungewohntheit der jetzigen Lebensweise ein Uebelbefinden zuzog, weshalb er fast acht Wochen lang nicht ausgehen, geschweige denn wieder abreisen konnte; da Judith sich auch seiner als die eifrigste und sanfteste Versorgerin annahm; fiel es ihm endlich ein, daß eine so gute unbescholtene und reizende, ja höchst entschlossene und muthvolle Dirne, wohl gar eine treffliche Holländische Rathsmannsfrau werden könne.

Zwar lag ihm die Sache eine feine Weile noch ganz wirr und unreif im Kopfe; allein, da er endlich genesen, das erstemal ausgegangen und deshalb sehr heiter gestimmt war, tröstete er sich damit, daß Van Drooft ja Alles in Ordnung bringen werde. Er erwartete mit einiger Ungeduld das Mittagsmahl, und kaum hatte Van Drooft das Tischgebet gesprochen, als er gegen ihn mit seinem Plänchen hervorrückte.

Van Drooft stutzte ein wenig, sah aber mit den freundlichen Augen den Alten dann recht zutraulich an, und erwiederte unbefangen: »Ich mag nicht läugnen, werther Freund! daß auch mich das ungewöhnliche Wesen dieser trefflichen Dirne höchlich eingenommen hat. Ich fühle Achtung, innige Zuneigung für

sie, und, falls sie mit uns zög, falls sie eure Hauswirthschaft und Alterspflege übernähm, so wär euch gewiß aufs Beste gerathen. Wer kann wissen, ob sich dann das, was ich schon jetzt für sie empfinde, bei öfterm Sehen und längerm Umgange nicht in die redlichste, wärmste Liebe verwandeln könne.«

Dem wohl gelaunten Alten gefiel dieser Bescheid. Er wiegte das Haupt, trank zur Stärkung seinen Weinrömer aus, und versetzte bedächtig: »Gut! doch sehe ich wohl ein, daß dießmal, wo von einer Art Freiwerberei die Rede ist, die Last des Handelns auf meinen Schultern ruht. Vor der Hand fragt sichs blos, ob das Mädchen mit will. Darüber werde ich sie, wenn wir abgespeist haben, befragen; Ihr könnt im Nebenzimmer uns ein wenig behorchen.«

So ließ denn Van Hopen nach der Mahlzeit durch einen seiner Diener Judith heraufrufen, und entdeckte ihr in möglichster Kürze seinen Wunsch, daß sie mit ihm reisen und, wie sich von selbst verstehe, gegen reichliche Vergeltung, sein Hauswesen verwalten solle. Ja, als das Mädchen dieß höflich ablehnte, weil sie ja doch ihre Mutter und Base nicht verlassen könne, ließ er sich aus Wohlgefallen hierüber, so wie aus Liebe zu seiner einmal gefaßten Absicht verleiten, mit noch triftigern Gründen hervorzutreten. Er versprach Jutten nicht blos ein für allemal, wie es auch

kommen möge, eine gute Ausstattung, sondern eröffnete ihr auch in der Ferne die Aussicht auf eine ansehnliche Heirath, wodurch sie wohl gar Rathmannsfrau, wer könne wissen, ob nicht mit der Zeit Frau Bürgermeisterin werde.

Die Erwähnung einer Aussteuer jagte der schlanken Dirne höhere Röthe in die Wangen; der Zusatz von einer beabsichtigten vornehmen Vereheligung hingegen verursachte ihr einige Beklommenheit und ließ das züchtig umsteckte Halstuch sich unruhiger regen. Sie dachte einen Augenblick nach und begann dann schüchtern: »Wollt Ihr mir eine kleine Mitgift schenken, edler Herr! so —«

»Das ist abgethan;« — versetzte Van Hopen — »schon durch meiner armen Tochter letztwillige Zeilen — eine Mitgift, wie Van Hopen der Milchschwester seines Kinds gegeben haben würde — aber —«

»So erlaubt,« — fuhr Judith schnell fort, indem sie dem Greise die Hand küßte — »daß ich Euch auch den längst ersehenen Bräutigam vorstelle!« Sie flog davon, und die Treppe hinab.

»Es geht n i c h t!« sagte Van Hopen mit einigem Verdrusse, und legte die zum Anrauchen ergriffene Pfeife dießmal so stark auf den Tisch, daß sie in Stücke brach. »Hm!« fuhr er fort — »wie konnt' ich denken, daß solch ein Mädchen noch frei sey? —

Indeß — bei solch einem Antrage nicht wenigstens um Bedenkzeit zu bitten — es ist viel! sehr viel! — Kommt nur herein, werther Van Droost! — aus der Hauptsache wird nichts. Ihr werdet blos die Mühe haben, Töpfe und Tiegel einzukaufen!«

Van Droost und Judith traten durch verschiedene Thüren zu gleicher Zeit ein; letztere zog den sich sträubenden Daniel fast mit Gewalt hinter sich her. »Mit diesem« — rief sie feurig aus — »bin ich herangewachsen; seine Aeltern haben mich stets gut und zu allem Guten angehalten; er hat mich stets geliebt und — jetzt darf ich's sagen — ich ihn; er hat meine Mutter unterstützt, wie er wußte und konnte; er ist schon Bürger und ein guter Haushalter, ein frommer Sohn; seine Aeltern werden mich gern haben zur Schwiegertochter, und konnten es nur wegen unsrer Armuth nicht zugeben; meine Mutter wird weinen vor Freuden —«

»Gemach, Mädchen!« sagte Van Hopen, mit der Hand winkend — »du bist allzu beredt; wahrhaftig, eine Bürgermeisterin geht in dir verloren! Aber — es ist redlich, es ist gut, was du thust. In Gottes Namen! Sagt nur Herr Clausen und der Frau Cordula, Judith sey von mir adoptirt als Clärchens Milchschwester; der erste Gasthof dieser Stadt solle ihre Aussteuer werden. — Lieber Van

Drooſt! Ihr werdet das ſchon beſorgen. — Und nun geht! geht! laßt mich in Frieden! Ich habe ſo viel geſprochen; ich muß heute ein Nachmittagsſchläfchen halten!«

Er ging. Van Drooſt ſtattete den Liebenden mit dem wärmſten Herzen ſeinen Glückwunſch ab und nannte Judith, da Van Hopen ihn ja Sohn nenne, mit verbindlicher Artigkeit ſeine Schweſter. Das Brautpaar eilte zu Daniels Aeltern, die, geſtalten Sachen nach, mit höchſter Bereitwilligkeit einſtimmten.

Eine Woche nachher reiſeten Van Hopen und Van Drooſt wieder ab, nachdem letzterer dem angeſehenſten Wechſelherrn der Stadt, der ſich ſchon Clärchens ſo edel angenommen, gnugſame Aufträge ertheilt hatte. Dieſer ließ Claus und Daniel zu ſich rufen; ein großes Haus ward gekauft und zur Bewirthung eingerichtet; die Gaſthofsgerechtigkeit vom goldnen Beile ward darauf übertragen, dieſer Name jedoch mit dem zum weißen Roße, vertauſcht.

Als Alles ausgebaut und mit Geräthſchaften verſehen war, ließ der wohlwollende und gern fröhliche Geſchäftsträger, dem die erhaltene Vollmacht Vergnügen machte, ſich's nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten und Alles nach ſeinem Gutdünken dabei zu ordnen. Die ſchlanke, blühende Braut, — ſchöner hatte man ſeit langer Zeit keine geſehen — obwohl

mit jungfräulicher Demuth die Augen niederschlagend, doch vom Gefühl ihres Glücks, noch mehr von den innern Strahlen eines edlen Gemüths, wie mit einer Glorie umgeben — mußte, damit ihr Beispiel noch lange in Andenken bleibe und auf die Jugend fortwirke, schön bekränzt und mit lang herab wallenden Locken auf einem milchweißen, mit Gold und Purpursammt geschmückten Zelter, den zwei Raths-Stallmeister in Feierkleidern führten, zur Kirche reiten, die Töchter der vornehmsten Raths- und Kaufherren, sämmtlich im reichsten Staate, ehrten sie aus eignem Entschlusse als Brautjungfern.

Dem Bräutigam Daniel, den wohl manches weibliche Auge lieber als den eigenen erblickt hätte, ging rechts sein Vater, und links der älteste Gastwirth, ein allgemein geehrter Greis von sieben und achtzig Jahren, zur Seite; der Wechselherr und andere Kaufleute folgten. Auch eröffneten und beschlossen den Zug Abtheilungen gar kräftiger und stattlicher Reiter, mit Musik, auf spiegelblanken, bändergeschmückten Rappen, immasen die Herren Fuhrleute und ihre Söhne sich die Ehre nicht rauben ließen, die Königin des Fests als eine Tochter ihrer Gilde öffentlich anzuerkennen und nach dem mit bräutlichem Glocken- und Orgelklang einladenden Dome zu begleiten.

Van Hopen hat der wackern Jud'th noch ein sehr beträchtliches Vermächtniß, sein übriges Vermögen aber größtentheils zu milden Stiftungen ausgesetzt. Van Drooſt war zum Testaments-Vollstrecker, zum Begründer und Beschützer jener Anstalten ernannt. — Von Hugo hat man nichts wieder vernommen. — Die Wirthin zum weißen Roße ward allgemein, nicht nur als die artigste und gewandteste Gastgeberin, sondern auch als die redlichste Gattin und treueste Mutter, als die Freundin aller Leidenden gepriesen, ja nach einigen Jahren zu ehrender Auszeichnung zur Armenmutter, oder Vorsteherin des öffentlichen Armenhauses, erwählt. Noch jetzt wird ihr Bildniß, wie sie vom Hochgerichte nach dem Thore zurücksprengte, auf dem Rathhaussaale jener Stadt den Fremden gezeigt.

F. Kind.

Polenz der Eiserne.

Nicht Holstein nur und Hessenland
Hat Eisenritter sein genannt;
Auch Sachsens wüster Elsterbruch
Thut diesem Ehrenpunkt genug, —
Bewahrt zu Senftenberg noch heute
Des Eisern'n Bild im Wehrgeleite!

1.

»Von Mauern und Bastey'n
Geschirmt im Felsenhain,
Pfahlbürgern gleich und Knechten
Wie ein Vervehmter fechten;
Heiß ich nicht tapfer seyn!

»Doch auf sich selbst gestellt,
Freikühn vor aller Welt,
Aus unbethürmten Hallen
Auf seinen Gegner fallen,
Ists, was mir eh gefällt.

»Drum Vater, treu und gut
Vertraue meinem Muth
Dein Haus zum Senftenberge:
Und gegen Ries' und Zwerge
Nehm' ich's in fichre Huth!«

Du trotziger Gesell! —
Versetzt Hans Polenz schnell —
Meinst du, es blühe immer
Um dich der Jugend Schimmer?
Der Kräfte muntrer Quell?

Der stärkste Bogen weicht,
Wenn ihn die Zeit bestreicht:
Doch hinter Felsenzinnen,
Sieht fahrlos man verrinnen
Den Strom, wie hoch er steigt!

Indeß, mein wackrer Sohn,
Willst deinen Waffenthron
Bei Bär und Wolfgethieren
Im Buchwald du erküren,
Fügt sich dein Vater schon!

Ja läßt als Lehn dir auf —
Um gar geringen Kauf —

Den Burgwall tief im Hagen,
Raubrittern abzuschlagen
Mit eignem Schwertesknauf!

Und Jener neigt' sich tief
Dem Greisenhaupt, und rief:
»Walt's Gott! nun soll mir wachsen
Mein Ruhm im Lande Sachsen —
Dieß Wort zum Siegelbrief!«

2.

Was jubeln Hornesstimmen
Wohl durch den wüsten Bruch?
Was saust wie wilde Immen
Daher in tollem Zug?

Jung Polenz ist's, der Kecke,
Der laut den Wald durchfährt, —
Der ungefüge Recke
Mit sieggewaltgem Schwert!

Kaum erst seit wenig Wochen
Der Ritterschaft Genoß,
Hat er sich Bahn gebrochen
Zu manchem Grafenschloß;

Wohl auch zu manchem Herzen
Hochfreiherrlicher Maid,
Die sich bei Festeskerzen
Des Stralenden erfreut!

Denn nichts ist zu verwegen
Dem Wildfang noch zu kühn,
Es nicht vor seinen Degen
Und an sein Herz zu ziehn!

Doch heute gilt's ein Stechen
Absonderlicher Art,
Ein lustig Lanzenbrechen,
Wie selten man's gewahrt.

Denn nicht auf Panzerkragen
Und ehrner Schilde Glanz,
Gilt's männiglich zu schlagen
In blutgem Waffentanz:

Auf wohlgefüllte Schläuche
Mit Wein und süßem Most,
Auf fette Klosterbäuche
Geht dießmal der Tiost. *)

---

*) Stumpfrennen in Turnieren.

Drum führt auch ſtumpfe Speere
Die kleine Heermanney,
Daß die bezweckte Lehre
Nicht allzu blutig ſey!

3.

Ein Angſtruf lief wie Feuerſchein durchs Land:
Der Polenz habe freventlich berannt
Wallbrüder auf den nahen Koſchenbergen
Und ihr Geleit, mit ſeinen tollen Schergen!

Schier wie der böſe Feind ſey er genaht
Auf Wegen, die kein Roßhuf je betrat,
So unaufhaltſam, daß vor ſeinem Haufen
So Kloſtervogt als Geiſtliche entlaufen!

Mit krauſer Stirn vernimmt auf hohem Stein
Der Sachſenherzog dieß vermehrte Schrci'n,
Und ſonder Aufſchub wird vor ſeiner Gnaden
Gewaltgem Stuhl der Trotzige geladen.

Der aber tritt herein, ſchier wie zur Schlacht
Baar aller Furcht in ſeiner Eiſentracht,
Jung, ſtolz und wacker wie ein Fürſtenbote —
Welch Ungemach auch immer ihn bedrohte.

Und wie ſein Lehnherr auch ihn ſtreng verhört:
Warum Landfried und Ruhe er geſtört,
Und drein geſtürmt mit ungeſchlachten Hieben?
Iſt keine Antwort ſchuldig er geblieben.

»So ich, Erlauchter, Euer Waidrevier —
Begann er jetzt — befehdet für und für, —
Mich nimmer ſcheuend, Eure Hirſch' und Haſen
Mit Kugelrohr und Hifthorn anzublaſen:

»Bei St. Georg, Ihr ſchlügt mit Keulen drein —
Und das mit Recht — denn Eigenthum muß ſeyn!
Wer Wolle ſammeln will von fremden Heerden,
Darf ſich, ertappt, zu kläglich nicht gebehrden.

»Wie nun, da mir auf angeerbtem Grund
Von Volksverderbern gleiche Unbill kund?
Erfahrend, wie durch Heuchelei geblendet,
Sich Weib und Kind zu falſchen Götzen wendet?

»Wie mancher Feiertag durch Ablaßkram
Entheiligt worden, ſonder alle Schaam, —
Ja, nichtgem Bilderdienſt und Schildereien
Dort Prieſter und Levit Verehrung weihen?

»Trieb nun mit eigner Hand aus Gottes Haus
Der Chriſt einſt freche Tempelſchänder aus:

Wer, Hoher Herzog, möcht' es mir verwehren,
Gleich sündgen Gräul durch Waffen zu zerstören?«

Der Angeklagte schwieg, und still und hehr
Warf Herzog Friedrich seinen Blick umher:
»Was, — sprach er — meine vielgelahrten Räthe,
Entschiedet Ihr anjetzt an meiner Stätte?«

Und da kein Salomo sich dargethan,
Ward der Vervehmte ungestraft entlahn, —
Mit dem Bescheid: Fortan mit stumpfen Waffen,
Auf eignem Boden Ruhe sich zu schaffen.

4.

»Was will der junge Eisenbart
Uns alte Rauffer lehren?
Wird er uns doch die Stegreifsfahrt
Auf eigner Mark nicht wehren?«

So mancher Schnapphahn — weit und breit
Verhaßt im rauhen Schraden*)
Doch nimmer kühn genug, zum Streit
Den Polenz vorzuladen.

---

*) Im Schradenwald der Niederlausitz.

Denn Mancher, der mit frechem Muth
Sich eh an ihm gerieben,
Kam heim, auf Büffelwamms und Hut
Sein Mißgeschick geschrieben.

Doch endlich — wie denn Wolf und Luchs
Sich leichtlich Vettern nennen —
Beschloß der lose Haufe, flugs
Sein Waldschloß zu berennen.

Gedacht, gethan! Doch nimmerdar
Gelang's den falschen Rittern,
Dieß Haus, so leicht umwallt es war,
Anstürmend zu erschüttern.

Denn außer daß der kühne Mann
Draus ehrne Bolzen sandte,
Ein tiefer Sumpfmoor es umrann,
Der Männiglich verbannte.

Auch fiel zuletzt zu Aller Graus,
Auf unbekannten Wegen
Der kecke Eisenhauer aus,
Grad an dem Feind entgegen;

Und stieß so rüstig seinen Speer
In der Belagrer Zelte,

Daß er in Mitte seiner Wehr
Manch stolzen Prahler fällte.

Am Morgen war die Veste frei
Von den Belagrungsschaaren,
Das Landvolk aber, gut und treu
Kam Haufenweis gefahren,

Und bat den Eisernen gar schön:
Für alle Folgezeiten
Als Vogt der Landschaft vorzustehn —
Voran ins Feld zu reiten!

5.

Schlachtkundig Roß liebt selten Rast,
Bewehrtes Schiff mit Kiel und Mast,
Mag nicht am Strand verderben —
Und wie der Stahl der Scheide Ort,
Haßt Heldensinn den heim'schen Port,
Gilt's Ehre zu erwerben.

Auch Polenz dessen nicht vergaß,
Als freudig er zu Rosse saß,
Gen Böheim vorzudringen, —
Um unter Churfürst Friederich,
Auf Ziska's Volk mit Hieb und Stich
Die gute Wehr zu schwingen.

Doch mehr des Blutes als des Glücks
Gewann die Sachsenschaar vor Brix,
Wie auch vor Außig's Thoren;
Ja hätte Polenz nicht gethan,
Ging auf dem unheilvollen Plan
Der Führer selbst verloren.

Denn tief im blutigsten Gemeng,
Zerkloben schon sein Helmgespäng',
Sein Flamberg ihm verhauen:
War's nur dem Eisernen vergönnt,
Der falkenschnell vorüber rennt,
Dem Unheil vorzubauen!

Schier wie der Donner brach er durch,
Und drängte sich als ehrne Burg
Dem Streitbaren zur Seite;
Bis nach manch riesenhaftem Hieb,
Die Feinde er von dannen trieb,
Und seinen Herrn befreite.

Und Polenz Name wurde kund
Im Taboritenheer zur Stund,
Mit Rache, Groll und Zagen, —
Da ohne ihn sich's wohl gefügt,
Daß man den Tapfersten besiegt,
Der Kronengold getragen.

Doch Friedrich dankbarlich bewegt,
Das Panner ihm entgegen trägt,
Ihn rühmlich zu umzweigen:
»O hätt' ich — rief er überlaut —
Eh deinem Heldengeist vertraut, —
Wohl durft' ich heut nicht weichen!«

Und einen Adlerflügel, breit
Zum Flug entfaltet, wie er heut
Sich adlerkühn erwiesen,
Heißt er auf seinen Schild erhöhn —
Wie heut am Tage noch zu sehn
Auf Polenz Schwertdevisen.

6.

Am Helm Zipressenkränze,
Nicht freud'ges Rautengrün,
Sah über Sachsens Grenze
Man Fürst und Dienstmann ziehn.

Denn blutig und zerrissen
Von feindlichem Geschick —
Ein Stein sein Sterbekissen —
Blieb Mancher wohl zurück.

Und Mancher wird noch folgen,
Vielleicht in kurzer Weil',

Entrückt der Feinde Dolchen,
Doch nicht des Todes Pfeil!

Das fühlt mit Ahnungsgrauen
Auch Polenz Seele tief,
Als ihn auf Meißens Auen
Sein Fürst zum Scheiden rief.

Und juſt des Domes Schatten,*)
Weit aus ins Feld gereckt,
Herrn Friedrich auf den Matten
Schier wie ein Bahrtuch deckt.

»O Herzog mein: mit nichten —
Sprach da der kühne Mann —
Entlaßt ſchon ſeiner Pflichten
Den treuen Lehenbann!

»Brecht nicht die Stromes-Brück
Eh Ihr am Ufer ſeyd!
Wer weiß, welch Feindestücke
Euch irgend noch bedräut?

»Denn ach, mit innrem Beben
Fühl' ichs im Herzen ſchwer:

---

*) Bekanntlich ſpätere Grabſtelle Churfürſt Friedrich des Streitbaren.

Ich dien' Euch wohl im Leben,
Erlauchter, niemals mehr!«

Entſchlage dich der Sorgen —
Verſetzt der Held gefaßt: —
Wohl heute noch und morgen
Trag' ich des Lebens Laſt!

Und den ich innen ahne,
Den Wurm im Herzen mein,
Trifft keine Partiſane —
Drum laß dein Klagen ſeyn! —

So ſchied der Eiſenritter
Von ſeinem ſtreitbarn Herrn;
Doch ſchweres Ungewitter
Stand Beiden nimmer fern!

7.

Durch's Thor zu Senftenberg gezogen
Mit tiefbewölktem Blick,
Schlang er des Kummers hohe Wogen
Gewaltſam ſchier zurück.

Doch mocht' er ein Gefühl nicht dämpfen,
Das täglich neu erwacht:

Als droh' ihm bald ein ernst'res Kämpfen,
Als diese Böhmenschlacht.

»Nun denn! Zum mind'sten ungerüstet
Soll Keiner mich umfahn —
Rief er — dem's gegen mich gelüstet
Zu wetzen seinen Zahn!«

Und alle Waffen seiner Halle
Macht er zum Kampf geschickt,
Daß, wie der Würfel immer falle,
Kein Unstern ihn berückt.

Doch andern Weg, ihn zu verderben,
Erfand sein böser Stern:
Im streitbar'n Friedrich ließ er sterben
Des Kühnen tapfern Herrn.

Und während Land und Volk in Trauer
Den Trefflichen beweint,
Längs Böheims schroffer Felsenmauer
Holy Prokop erscheint;

Um, nun der Sachsen-Trost erlegen,
Mit ungestümer Hand
Ein blutig Waffenrecht zu hegen
Im schönen Meißnerland. —

Wohl trat was wehrhaft war, zusammen —
Auch Polenz, schlachtenkund, —
Doch seit ab wütheten die Flammen
Schon tief im Elstergrund;

Ward auch der Senftenberg umrungen —
Seines Beschirmers baar —
Dem unterdeß der Sieg gelungen
Ob überlegner Schaar.

Doch ach! heimkehrend fand er nimmer
Sein altes Waffenhaus, —
Aus seiner Fenster öder Trümmer
Schlug noch die Flamme aus!

8.

O unglückselger Held! dein Bau erlag —
In deine Halle schaut der lichte Tag, —
Kein Obdach schließt sich mehr ob deinem Haupte,
Da Feind und Element dir Alles raubte!

Das Landvolk selbst, das früher dich verehrt,
Hat sich verrätherisch dir abgekehrt;
Da nur dein Trotz — vergleichbar Meereswogen —
Den Feind — sie sagen's laut — ins Land gezogen.

» Mag's seyn, daß Haß und Liebe mich verrieth,
Daß meines Glaubens Blume abgeblüht, —
Ja selbst mein Haus, des rothen Hahnes Beute,
Verloren ging im allgemeinen Streite!

» Nicht acht' ich's mehr denn einer Nadel werth:
Blieb mir doch als Ersatz mein gutes Schwert!
Und fiel mein Haus, so mag in fürdern Stürmen
Mein Harnischhaus als Obdach mich beschirmen.

» Doch daß mein Herr, der Churfürst lobesam,
Den Tod erlitten unter Reu und Gram,
Und Ritterschaft und Volk durch ihn verwaiset,
Das ist's, was tief mein Innerstes zerreißet!

» Denn lebt' er noch, der vielgewaltge Held,
Längst blutete Procop im Sachsenfeld, —
Und junges Siegslaub ließe bald vergessen
Uns aufgedrungne blutige Zipressen!«

Sprach's, und zum letztenmal in Waffen schön
Hat man den Schmerzbewältigten gesehn,
In schwarzer Rüstung, hoher Federn Wallen —
Zum letztenmal ließ er sein Horn erschallen.

Denn ausgezogen mit geringer Schaar —
Die ihrem Landvogt noch ergeben war —

Um mind'stens glorreich Ende zu gewinnen,
Riß ihn ein unsichtbarer Feind von hinnen!

Und unverletzt, von keinem Pfeil erreicht,
Ist er ohn' ein'gen Weheruf erbleicht,
Ja, wie ein Thurm durch unterirdsche Flammen,
Sank er in seiner Harnischpracht zusammen.

Sein Haus blieb wüst — der letzte Stein verfiel,
Der Nachtgeist trieb im Innersten sein Spiel, —
Und wo der Held einst muthige Gedanken,
Nährt Wintergrün jetzt seine dürren Ranken.

Und dennoch unter Dorn und Waldeslaub
Sucht mancher Wandrer noch des Mannes Staub,
Der, wie er auch verkannt bei Leibesleben,
Ein Bild ächt deutscher Tapferkeit gegeben.

So ward auch mein Gemüth davon erbaut
Als ich's auf frührer Waffenfahrt erschaut,
Und wandellos in gut' und bösen Tagen
Hab' ich's in treuer Sängerbrust getragen!

Krug von Nidda.

Die Reise des Juweliers.

»Bespanne mit den Zobelfüchsen
das leichte grüne Kariol!
Ich will zum Gallusmarkt nach Brixen —
Mein gutes Doppelterzerol —
besorg es — werde scharf geladen;
denn Vorsicht, mein' ich, kann nicht schaden.

»Der Aloys, den fort ich jagte,
weil er den Demantring gemaus't,
jetzt, wie man im Vertraun mir sagte,
in dem Gebirg des Brenner haust,
als Gemsenjäger, Maulthiertreiber —
ich glaub' vielmehr, als Straßenräuber.

»Um Punkt vier Uhr wird vorgefahren,
da weicht dem Morgenroth die Nacht.
Das Kästchen mit den Silberwaaren
wird unterm Sitz fest angebracht;
du fährst; niemand wird mitgenommen,
Commis und Diener später kommen.«

So Hartung, durch Juwelenhandel
bereichert, hagestolz und alt,
zu Niklas, dessen Thun und Wandel
ihm längst schon als Empfehlung galt,
daß Haus und Hof ihm, Roß und Wagen
zur Obsicht waren übertragen.

Der streicht sich von den Struppenbrauen
das starre Haupthaar, bräunlichroth,
und spricht: »Könnt Häuser auf mich bauen!
Vollziehen werd' ich das Gebot.
Wenn nur ein jeder eurer Knechte
stets seiner Pflicht, wie ich, gedächte!

»Da giebt es eitel Hoffahrtwesen
und wenig Frömmigkeit und Zucht!
Im Herzen kann man Keinem lesen —
wer hätt's im Aloys gesucht?
Und doch entgingen meinem Blicke
nicht des Kamraden arge Tücke!

»Nun schießt er auf dem Brenner Gemsen —
doch immer sind gar unbequem
fürs gute Roß dergleichen Bremsen!
drum sag' ich immer: Trau, Schau, Wem?
Wer den demantnen Ring entwendet,
wohl auf dem Hochgericht einst endet!«

Am nächſten Morgen zieht das Fuhrwerk —
leicht äußerlich, im Innern ſchwer
an Silber, Gold, künſtlichem Uhrwerk,
auch Edelſtein — zum Meßverkehr,
und Niklas packt die theure Gabe,
ſteigt auf und fährt davon im Trabe.

Langſamer bald, als ſich im Steigen
durch das Gebirg der Fahrweg dehnt,
nur leicht verſteckt von Tannenzweigen
der Abgrund an der Seite gähnt,
und Klippenhorſte ſich gleich hagern
Geſpenſtern um die Gleiſe lagern.

Dort, wo in einer Brandung Krümme
zum Ufer rauſcht die Flut der Syll,
ruft plötzlich eine barſche Stimme:
»Iſt dir dein Leben lieb, halt ſtill!
und eine vorgehaltne Büchſe
hält an den Kutſcher und die Füchſe.

Zugleich aus einer Dornenhecke
ſpringt auf den Wagen wie ein Pfeil
ein bärtiger bewehrter Recke
und unterſucht ihn, Theil vor Theil,
trifft den verrathnen ſchweren Kaſten
und fängt ſchon an ihn zu entlaſten;

Indeß der Andre, mehr verwogen,
den Angriff auf den Kaufmann wagt;
der ſchnell ſein Terzerol gezogen,
zum Schuß es abdrückt — es verſagt!
der zweite Lauft ſoll ihn erneuern —
was ungeladen, kann nicht feuern!

Ergrimmt ob ſolchem Widerſtande,
mißlungen, aber kühn verſucht,
drängt hin das Räuberpaar zum Rande
des Stroms an eine Felſenſchlucht
den Kaufmann, um ſein Leben ſtreitend,
mit Einem Fuß herab ſchon gleitend.

Der wackre Niklas bleibt beim Schreien
des lieben Herrn erſt ſtumm und taub,
dann — nicht neutral, und zum Gedeihen
des Plans, für Antheil an dem Raub,
gefiel's der Knechte allertreuſten,
den Räubern Beiſtand ſelbſt zu leiſten.

Doch plötzlich eine Ladung ſchallte
aus einem Feuerrohr! — Sein Ziel
erkoren in der Felſenſpalte
— der wüthendſte der Räuber — fiel.
Sein Blut entſtrömt aus offnen Wunden —
da war ſein Raubgeſell verſchwunden!

Und wie ein Genius im Feuer
Bengalens aus dem Wolkensitz,
tritt hehr der Retter, der Befreier
aus Felsen vor im Pulverblitz!
Es ist der junge Gemsenjäger,
verläumdet durch den falschen Kläger.

» Komm an mein Herz, du, den im Wahne —
im Zorn ich ungehört verstieß!
du Werkzeug in der Vorsicht Plane! —
mein Freund, mein Sohn, mein Aloys!
du kanntest diese Raubverkettung,
sonst wärst du jetzt nicht hier zur Rettung!

» Den Lügenknecht am eignen Heerde
gehegt, den feilen Bösewicht,
komm, hilf mir, kett' ihn an die Pferde!
ihn straft des nahen Orts Gericht,
bestätigt dich zu meinem Sohne
und reicht dir eine Bürgerkrone. «

Arthur vom Nordstern.

Das Quartettchen im Hauſe.

Luſtſpiel in Einem Act.

10858983

Personen.

Hofrath Wunder.
Franziska, seine Schwester.
Cäcilie, ihre Nichte.
Commerzienrath Adam.
Ferdinand, dessen Neffe.
Daniel, des Hofraths Bedienter.

Ein Saal mit Mittel- und Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Daniel.

Er trägt einen Violinkaſten und eine Bratſche herein, die er auf einen Tiſch legt; dann nimmt er zwei Violinen aus dem Kaſten, und holt ein Violoncell und einen Baß herbei.

So! — Violino primo: Mamſell Cäcilie! — Violino secondo: der Herr Hofrath! — Viola: Die Madam Franziska! — Basso oder Violoncello: Herr Daniel! — wenn nicht der fremde Herr, der Herr Adam, etwa das Cello ſpielt. Ey, du Paradies! das war eine Freude, als der geſtern ankam, und der Herr Hofrath nach ſo vielen Jahren ſeinen alten Freund wieder ſah. Er geht hinaus und trägt nacheinander vier Notenpulte herein, die er zählend zur Seite an die Wand ſtellt. Und die liebe Mamſell Cäcilie, unſere Nichte — ey, du mein Daniel! das iſt ein feines Kind. — Nummer eins! — Und wie der Hofrath ſagt, ſpielt ſie eine koſtbare Violine. — Nummer zwei — Na, ſo haben wir doch nun gleich das Quartettchen im Hauſe. — Nummer drei! — Das ſoll

ein Leben werden! Mit dem Takt wirds wohl ein wenig hapern — ja, ja, — Kennimus nos! Jugend hat keine Tugend, das heißt: keinen Takt; und nun obendrein ein Frauenzimmer! Aber der Baß weiß ſein Quartettchen ſchon in Ordnung zu halten. Rimm! Romm! Rumm! Er macht mit dem Notenpulte die Pantomime des Baßſpielens — Nummer vier! — Wollen Sie ſchon in die Zucht nehmen! Auf den Baß kommt doch eigentlich alles an, Alles, mein Daniel!

Zweiter Auftritt.

Hofrath Wunder. Daniel.

Hofrath,

der bei den letztern Worten ſchnell hereingetreten; er hat eine dicke Partitur und einige Notenblätter in der Hand.

Auf den Baß? wie? — Hm! Gewiſſermaßen, ja! Wenn jemand den Baß das moraliſche Prinzip in der Muſik nennen wollte, man würde darüber lächeln, aber es läge etwas in der Sache. Wie? — Eins, zwei, drei, vier — Noch ein Notenpult,

Daniel! — Daniel, ich habe die halbe Nacht geschrieben; ich habe da einige Stücke aus meiner Oper als Quartett oder Quintett arrangirt — ist zwar sonst meine Sache nicht! — hier sind die Stimmen. Daniel, es ist heut ein wichtiger Tag für uns. Wie? Er schlägt ein Notenblatt auf und brummt einige Stellen daraus: Ich möchte doch diese Stelle erst einmal probiren — Daniel, gehe er zu meiner Schwester, ich lasse bitten, nur auf einen Augenblick herüber zu kommen, dringend bitten.

Daniel.

Bitten — Sehr wohl! Auch die Mamsell Cäcilie etwa?

Hofrath.

Nein, nein! Noch nicht. Das fällt ihr hernach plötzlich, unerwartet, vom Himmel auf das Notenpult, und wenn sie mir das so vom Blatte wegspielt — — Na, worauf wartet er noch? Allons, fort, marsch, Quickmarsch, zwei Achteltakt, presto, prestissimo! Ich habe heut keine Zeit zu verlieren.

Daniel.

Zeit zu verlieren — Sehr wohl!

Ab.

Der Hofrath dreht ihn um und schiebt ihn nach der Thüre.

Indem tritt Adam herein.

Dritter Auftritt.

Commerzienrath Adam. Hofrath.

Adam,

trägt einen Mops auf dem Arm.

Ey, guten Morgen, Herr Bruder! Wohin denn schon so früh mit dem Fuhrwerk?

Hofrath.

Blos ein kleines Speditionsgeschäft, Herr Bruder. Guten Morgen! Die Menschen bringen mich hier um mit ihrer Langsamkeit.

Adam.

Wer ist denn die drollige Figur eigentlich? Dein Haushofmeister, Kammerdiener, oder — —

Hofrath.

Haushofmeister, Kammerdiener, Musikdirektor — was du willst! Vor allen Dingen ein tüchtiger Esel; sonst aber ein capitaler Kerl, treu wie Gold, und in höchstem Grade passionirt für die Musik. Wenn er erst einmal hinter seinem Basse in die Begeistrung

kommt, so hält's schwer, ihn wieder zum Schweigen zu bringen. Er hört nicht gern eher auf, als bis er seine letzte Note über die Klinge hat springen lassen. — Aber wie hast du geschlafen unter meinem Dache? Ich heiße dich noch einmal von ganzem Herzen willkommen. Wie? — Alter Freund, ich muß dir sagen, ich freue mich wie ein Kind über den großen Pfefferkuchenmann am Weihnachtsabend, wenn ich dich so wieder vor mir stehen sehe — —

Adam.

Sehr verbunden für den Vergleich!

Hofrath.

Frisch, munter, glatt, die Glieder alle beisammen, und wenn ich einige Hühnerpfötchen da an den Augen und die Nase ausnehme, die freilich mit einiger Ausgelassenheit die Schamröthe affektirt, so ists ganz noch das alte Gesicht, wie vor zehn Jahren. Andem haben weder Kummer, noch Sorgen, noch Leidenschaft ihr Intaglio versucht. Du bist ein glücklicher Mensch; das zeigt sich dem ersten Blick. Ich brauche gar nicht weiter danach zu fragen. Das ist abgemacht. Wie?

Adam.

Mit nichten, wie du meinst, Herr Bruder!

Hofrath.

Abgemacht, Herr Bruder, rein abgemacht, sage ich dir.

Adam.

Und ich sage dir: nein! — mit deiner Erlaubniß. Ich habe meinen Kummer und Sorgen so gut wie andre Leute.

Hofrath.

Zum Beispiel, wenn die Köchin die Kramsvögel hat verbrennen lassen.

Adam.

Ist auch verdrießlich! Aber was sagst du denn dazu, wenn man vielleicht ein Gedicht macht, und zu dem göttlichsten Gedanken den Reim tagelang vergebens suchen muß? Oder man hat etwas drucken lassen und wird von einem boshaften Recensenten auf eine huronische Weise maltraitirt? — Doch der Kummer, der mich jetzt in diesem Augenblicke drückt, ach! er ist wahrlich nur zu ernstlich. Hör' mich an! — Du sollst mir rathen. Du weist, daß ich den Sohn meines verstorbenen Stiefbruders zu mir nahm und in meinem Hause erzog. Er sollte einmal mein einziger Erbe seyn.

Hofrath.

Weiß ich alles! Si volti subito! Nur weiter!

Adam.

Das weist du aber nicht, daß ich den Jungen liebte, wie meinen eignen Sohn, daß ich mein ganzes Herz an ihn gehangen hatte — ich brauche nun einmal etwas, das ich lieb haben kann; Etwas lieb haben ist das Athemholen meines Herzens! —

Hofrath.

Gut gesagt, alte Seele!

Adam.

Nun, siehst du, er war im Begriff von der Universität abzugehn; ich hatte ihm ein Mädchen ausgesucht, jung, schön, geistreich, und eine Dichterin obendrein; er sollte mir nun die angenehme Schwiegertochter ins Haus führen: da schrieb er mir ganz trocken blos, er wolle lieber baarfuß durch die Wüste Sahara und Kobi wandern, als eine Dichterin zur Frau nehmen.

Hofrath.

Das war klug von ihm!

Adam.

Nein, Pestilenz! — Mit deiner Erlaubniß — Nein,

es war dumm, es war abscheulich von ihm, daß er mir nichts weiter schrieb als das! Mir, seinem alten treuen Freunde, sollte und mußte er nicht verschweigen, daß er schon ein andres Mädchen liebte, wie ich das nachher erfahren. — Und was sagst du dazu? Wenige Tage, nachdem er mir jenen Brief geschrieben, verläßt er heimlich die Universität, und seitdem ist er verschwunden, verschollen; ich weiß nicht einmal, ob er noch lebt. Kurz, ich bin ein sehr unglücklicher Mann! All' meinen Waizen hab' ich in den Fluß gesät; all meine Liebe an einen leichtherzigen, undankbaren Menschen verschwendet. Du aber, Herr Bruder, bist der Glückliche von uns beiden, denn deine liebenswürdige Nichte bringt dir gewiß nur Freude und Segen ins Haus.

Hofrath.

Ainsi soit-il! Also mein Cäcilchen gefällt dir? Wie? — Ich habe dir noch nicht gedankt, daß du mir zu Liebe den bedeutenden Umweg gemacht, um sie aus ihrer Pension abzuholen und mir unter deinem Schutze mitzubringen. — Das Mädchen gefällt dir also? Wie?

Adam.

Von Gefallen ist hier die Rede nicht: das Mädchen ist ein Engel!

Hofrath.

Nun, ich laß es gelten, und verbitte mir für die Zukunft blos die Flügel.

Adam.

Die schönsten Hände, die ich je gesehen habe!

Hofrath lachend:

Commerzienrath Apollo, du bist noch der Alte! — Und was wirst du erst sagen, wenn das Mädchen vor dir steht und mit den schönen Händen Violine spielt?

Adam.

Was? Violine spielt?

Hofrath.

Ja, mein altes Zuckerchen, sie hat mir in der Pension die Violine lernen müssen. Ich will nun einmal das Quartettchen gleich im Hause haben.

Adam.

Hm! Violine! das gefällt mir nicht. Hat keinen rechten Anstand. Meine Frau darf nicht Violine spielen.

Hofrath.

Habe nichts dawider. Meine Nichte aber spielt

sie nun einmal, und meine Frau auch. Wie? Für mich giebt es keinen pikantern Anblick, als ein hübsches Mädchen, das Violine spielt.

Adam.

Pikant? Ja. Ungefähr in der Art, wie eine geschiedene Frau für die meisten Männer etwas Pikantes hat.

Hofrath.

Possen! — du sollst das Mädchen heut noch hören. Ich habe für dich ein Quartettchen arrangirt. Und was werden wir dir vortragen? Wie? — Er holt die Partitur vom Tisch und schlägt sie auf: Da, da! Was ist das? Wie?

Adam lesend:

Der Liebhaber nach dem Tode, Oper — — Ey, was? Herr Bruder! Das ist ja unsere Oper, meine Oper!

Hofrath.

Der Liebhaber nach dem Tode, Oper in drei Acten, von Adam, in Musik gesetzt von E. A. Wunder!

Adam.

Wirklich fertig?

Hofrath.

Fix und fertig! Mit Degen und Haarbeutel! Ja, was noch mehr ist, schon vor geraumer Zeit an das Theater in der Residenz gesendet, und von demselben zur Aufführung angenommen.

Adam.

Nun endlich, endlich! Liebes Brüderchen, du machst mir eine große Freude. Und aufgeführt soll sie werden? So wirklich, was man sagt, aufgeführt, auf der Bühne, auf dem großen Theater?

Hofrath.

Wie mir mein Correspondent aus der Residenz schon vor vier Wochen schrieb, wurde sie einstudirt, und ich erwarte nun posttäglich die Nachricht von ihrer Aufführung.

Adam.

Und unsere Namen werden auf dem Komödienzettel stehen?

Hofrath.

Allerdings.

Adam.

Ey, du Himmelchen, du Himmelchen! wer hätte das gedacht! Ich will dirs nur gestehen, mein Schatz:

nächst dem Verlangen, dich einmal wieder zu sehen, war diese Oper die Ursach meiner Reise hieher. Es sind nun beinah fünf Jahre, daß ich sie dir zugesendet habe!

Hofrath.

Nun so bitte nur den Himmel, daß unser Werk die erste Aufführung glücklich übersteht, und daß ihm dann die Recensenten gnädig seyn mögen!

Adam.

Ach, Gott, ja, die Recensenten! das sind Kannibalen!

Vierter Auftritt.

Franziska. Die Vorigen.

Hofrath.

Nun, da kommt jemand, der uns mit bitten hilft. Denn im Fall unsere Oper nicht mißfällt, habe ich ihr eine Reise nach der Residenz versprochen.

Adam ihr die Hand küssend.

Ich lege Ihnen meinen guten Morgen zu Füßen, meine theure Freundin.

Franziska.

Guten Morgen, lieber Commerzienrath! Ich würde sehr glücklich seyn, wenn Sie die erste Nacht in unserm Hause recht sanft geschlummert hätten.

Hofrath.

O, er hat so sanft geschlummert, daß ich ihn durch zwei Thüren durch habe schnarchen hören. Wie?

Adam.

Ah pfui doch! — Gewiß würde ich göttlich geschlafen haben, wenn nicht die Freude des Wiedersehns noch in meinen Nerven oscillirt hätte. Ich trank zwar noch zwei Gläser Wasser — ein Glas Wasser vor Schlafengehn darf ich Ihnen überhaupt als ein treffliches Mittel empfehlen — —

Hofrath,

hat indeß seiner Schwester einen Stuhl geholt und schiebt jetzt einen zweiten dem Commerzienrath in die Kniekehlen, so daß er gezwungen ist, sich zu setzen.

Vergiß deine Rede nicht! Schwester Franzel liebt nicht so lange zu stehen, und die Geschichte mit dem Wasser könnte am Erde ins Weite führen. Wie? In den Ocean, zum Beispiel, oder gar in die Poesie.

Franziska.

Du bist ein ungezogner Mensch, mon frere!

Hofrath.

Wir sprachen eben von unserer Oper, Franzel. Ich habe da einige Stücke daraus — —

Franziska.

Ach, so erlauben Sie mir, lieber Commerzienrath, Ihnen zu dieser Arbeit von ganzem Herzen Glück zu wünschen.

Hofrath.

Ich habe da einige Stücke daraus — —

Adam.

Sie sind allzugütig, meine theure Freundin. Wenn sie Ihnen gefallen hat — —

Hofrath.

Ich habe da einige Stücke daraus — —

Franziska.

Ich habe sie durchaus mit großem Vergnügen gelesen, und vieles hat mich wahrhaft entzückt.

Hofrath.

Ich ließ dich deshalb bitten, herüber zu kommen, denn ich habe einige Stücke daraus — —

Adam.

Meine verehrte, gütige Freundin, Ihr Lob ist mir vor allem werth und theuer — —

Hofrath.

Aber zum Henker, ich — —

Adam.

Ja, weil wir eben von der Oper sprechen, Herr Bruder, da ist mir eingefallen, ich wünschte doch nicht, daß mein rechter Name auf dem Komödienzettel stünde.

Hofrath.

Warum nicht? Was? Kanonenfieber? Wie?

Adam.

Nein, siehst du, ich habe einiges unter dem Namen Angelo Mauro drucken lassen, und darf mir schmeicheln, daß dieser Name der Welt nicht ganz unbekannt geblieben sey —

Hofrath.

Angelo Mauro! Mohrenengel! Gott bewahre!

Franziska.

Angelo Mauro! Ists möglich? das sind Sie? So war das zarte Gedicht neulich in der Abendzeitung von Ihnen? Angelo Mauro! Ach, wem wäre der Name nicht bekannt und werth!

Hofrath.

O rührendes Sicherkennen schöner Seelen! Hier,

theurer Angelo, sitzt vor dir die gleichfalls pseudonyme und berühmte Dichterin, die unter dem Namen Fiona in Zeitungen und Taschenbüchern spuken geht.

Adam.

Fiona? Wie? Fiona! welche Ueberraschung! die edle Sängerin, die ich so lange schon bewundert und verehrt — —

Hofrath.

Sitzt hier verkörpert als Schwester Franzel vor dir. Richtig!

Adam.

Ach, könnte ich Ihnen doch sagen, wie mich erst kürzlich noch das treffliche Gedicht erquickt hat —

Hofrath.

Bon! Ihr seyd nun auf dem rechten Wege. Das Ziergärtlein der anmuthigsten Unterhaltung liegt geöffnet vor euch; allein — —

Adam.

Wie heißt das schöne Gedicht doch — —

Hofrath.

Allein für jetzt, meine verehrten Kinder, schließ' ich euch das Gärtlein noch vor der Nase zu.

Adam.

Das ſchöne Gedicht im Taſchenbuch der Lieb' und Freundſchaft — —

Franziska.

Sie ſind zu gütig — doch vermuthlich meinen Sie die Seſtinen — es war nur ein Verſuch — —

Hofrath,

ſchiebt ſchnell einen Stuhl zwiſchen beide und ſetzt ſich darauf.

Halt! Thüre zu! Schlagbaum vor! Alles das ein andermal! Ich habe heut keine Zeit zu verlieren. Franzel, ich habe da einige Stücke aus unſrer Oper vierſtimmig arrangirt, und ließ dich herüber bitten, um vorher noch den einen Satz ganz flüchtig durchzuſpielen; — er hat einige Schwierigkeiten im Takt. Wie? Ich muß dich daher erſuchen, alter Freund, dich nur auf zehn Minuten dort in mein Arbeitszimmer zu verfügen.

Adam.

Wie denn? Was denn? ich ſoll — —

Hofrath,

ihn vom Stuhl aufhebend.

Aufſtehn, gehen, dort hineingehn in mein Kabinet, aber nicht böſe ſeyn, Herzensſeele, — Noth

kennt kein Gebot! In zehn Minuten bist du wieder hier.

Adam.

Nun, Sie sehen wohl, theure Freundin, man muß dem Dschingiskhan schon gehorchen. Nachher aber werden Sie mir erlauben — —

Hofrath.

Nachher ist alles erlaubt, Alles. Um indeß in der Begeisterung zu bleiben: du wirst auf meinem Schreibtisch ein Bändchen Gedichte und Erzählungen von meiner Schwester finden, unter dem Titel: Gänseblümchen, na, oder Wiesenblümchen — sie hat mir es voriges Jahr zum Geburtstag geschenkt — blau Maroquin mit goldnem Schnitt — die Blätter werden noch ein wenig zusammenkleben.

Er hat jenen während der letzten Worte unter den Arm gefaßt und nach der Seitenthür geführt.

Adam.

Ach da steht gewiß die rührende Erzählung darin — —

Hofrath.

Ungemein rührend, Herr Bruder! und wenn du

sie schon gelesen hast, wirst du sie mit Vergnügen noch einmal lesen.

Er schiebt ihn zur Thür hinein und macht sie zu.

Daniel! Daniel!

Fünfter Auftritt.

Franziska. Hofrath. Daniel.

Franziska.

Das muß man gestehn. Herr Bruder, du hast eine Manier mit deinen Freunden umzugehen —

Hofrath.

Sey nicht böse, mein Franzelchen! du bist eine vortreffliche Dichterin, aber ein noch weit vortrefflicheres Frauenzimmer, das ich von ganzem Herzen liebe, und für die alte Seele, die ich da ins Kabinet gesperrt habe, lass' ich Hals und Kragen; bei der Unterhaltung aber konnte ich euch nicht lassen! Das war die Ochsenhaut der Dido, aus der ihr mir viel tausend Ellen Riemchen geschnitten hättet: der ganze Vor-

mittag wär mir verloren gewesen! Und ich habe heut keine Minute zu verlieren. — He, Daniel! Daniel!

Daniel tritt ein.

Zu Franziska: Wenn du wüßtest, was für ein entscheidender Tag für mich ist, — Daniel, geschwind die Pulte herbei — Violine, Bratsche, Cello! — Wenn du wüßtest, wie sich Furcht und Hoffnung gleich dem Satz und Gegensatz einer Fuge in mir herumstreiten —

Franziska.

Du machst mich sehr neugierig!

Der Hofrath holt sich eine Violine. Daniel, nachdem er die Notenpulte, eins vor Franziska, aufgestellt, nimmt die Bratsche, stimmt sie, und überreicht sie Franziska; der Hofrath nimmt die Notenblätter vom Tisch und legt die Stimmen auf. Das Gespräch geht während dessen weiter.

Hofrath.

Du sollst alles noch heut erfahren. Du weißt, ich unternehme nichts, ohne deinen klugen Rath zu hören. Wie?

Franziska.

Ja, um in der Regel nachher das Gegentheil zu thun.

Hofrath.

Was? ich armer Wurm, der sich von Dir um den Finger wickeln läßt? — G! G! Daniel! das G ist zu tief! — Bin ich nicht ein Muster von Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, Demuth, Gelassenheit, Geduld, kurz ein wahres Paternosterwerk von lauter Ehestandstugenden? Wie?

Daniel.

Soll ich Cello oder Basso?

Hofrath.

Cello, Cello, vor der Hand!

Daniel.

Cello vor der Hand — sehr wohl!

Hofrath.

Franzel, ich sage dir, Franzel, du würdest deine Freude daran haben, mich als Ehemann zu sehen!

Franziska.

Nun, an mir und meinem Rathe hat es nicht gelegen, daß ich diese Freude nicht schon längst gehabt habe.

Hofrath.

Franzel, wir sind beide noch jung; wir können

noch viel erleben. Das Gute kommt nie zu spät. Wie? Franzel, wie wär' es denn — Doch halt! basta! Silentium! Alles das hernach! Fangen wir an! Fangen wir an! Er stellt sich an sein Pult. Nummer zwei, wenn es dir gefällig ist, allegro spirituoso, B dur! — Nein, halt! basta! Lassen wirs gut seyn! Es wird sich alles finden. Ich kann jetzt nicht probiren; ich habe keine Ruhe; ich stehe mit den Füßen in einem Ameishaufen. Zu Daniel, der noch immer streichfertig harrend dasitzt. Es ist gut! Wir spielen jetzt nicht. Daniel hört nicht; der Hofrath läuft hin und nimmt ihm den Bogen aus der Hand. Nicht spielen jetzt, theurer Jüngling! Geliebter Kabliau! Nicht spielen! — Ja, liebes Franzelchen, da wir einmal darauf gekommen sind, so sollst du mein Geheimniß auf der Stelle erfahren. Es läßt mir keine Ruhe mehr; es muß heraus.

Daniel.

Heraus. So wollen also der Herr Hofrath jetzunder nicht — —

Hofrath.

Wollen nicht! nein! jetzunder nicht! Ich habe jetzt mit meiner Schwester zu sprechen.

Daniel.

Sprechen. Sehr wohl! — Er nimmt Franziska die Bratsche ab und stellt die Pulte weg. Der Hofrath geht hastig hin und her An der Thür kehrt Daniel wieder um.

Befehlen der Herr Hofrath, daß ich draußen warten soll?

Hofrath.

Nein, nein, guter Belial! Nicht warten! Zum Teufel gehn! Wie?

Daniel.

Zum Teufel gehn — wie — Sehr wohl!

Ab.

Sechster Auftritt.

Franziska. Der Hofrath.

Hofrath,

bleibt nach einer Weile plötzlich vor ihr stehen.

Franzel, hör' mich an! Merk wohl auf!

Franziska.

Nun, ich bin ganz Ohr und Erwartung.

Hofrath,

sieht ihr ein paar Sekunden ganz nahe ins Gesicht, läuft dann wieder einige Schritte hin und her, endlich:

Franzel — ich werde heirathen!

Franziska.

Heirathen! Ey, ey! Das ist ja ganz etwas Neues!

Hofrath.

Ach was! Heirathen ist eine alte Gewohnheit.

Franziska.

Aber dein Entschluß dazu ist doch sehr jung.

Hofrath.

Keineswegs. Ist gleichfalls eine alte Sache, ein abgelegener Wein. Den hab' ich schon lange im Keller.

Franziska, lächelnd.

Es kommt mir doch vor, als wäre noch einige Säure zu spüren.

Hofrath.

Du bist nur noch nüchtern, mein Kind. Wie?

Ich hoffe, meiner künftigen Frau soll er besser munden.

Franziska.

Nun, wer ist denn aber die Auserwählte!

Hofrath.

Franzel, gesteh es nur aufrichtig, dir graut vor der neuen Frau im Hause. Wie? — Siehst du, auch darauf hab' ich bei meiner Wahl Rücksicht genommen, so daß in unserm alten Verhältnisse durch die neue Frau gar nichts geändert wird. Wie? Nun erräthst du doch — —

Franziska.

Keine Sylbe! Oder, — oder hättest du etwa deine Augen auf unsere hübsche Nachbarin, das Fräulein Haidekraut geworfen?

Hofrath.

Du meinst, weil sie dumm ist? Oh, eine dumme hat ihre Nicken so gut, als eine andere, und der Himmel bewahre jeden Mann vor einer dummen Frau! Mag er sich sträuben, wie er will, er wird am Ende selbst mit dumm.

Franziska.

Oder hat vielleicht die verwittwete Legations=

räthin, mit der du dich neulich so lange unterhieltest — —

Hofrath.

Pah, die pretiöse Närrin! Wo denkst du hin? Erst Habergrütztränkchen, nun spanische Fliegen!

Franziska.

Oder, ja, da fällt mirs ein — —

Hofrath.

Ich bitte dich, behalte deine Oders in der Tasche! du stellst dich wieder einmal einfältig, Kind, blos um mich zu quälen. Du weißt recht gut, daß hier von niemand die Rede seyn kann, als von — als, — als von, — zum Henker! als von — Cäcilien!

Franziska.

Von Cäcilien? Von unsrer Nichte?

Hofrath.

Mein Himmel, schrei doch nur nicht so!

Franziska.

Cäcilie! Ey, Cäcilie!

Hofrath.

Cäcilie! Sie thut, als hörte sie den Namen zum erstenmal in ihrem Leben.

Franziska.

Cäcilie! das Kind!

Hofrath.

Ihr Weiber habt eine eigne Art zu rechnen, sobald ihr über die Dreißig hinaus seyd. Ein Kind von achtzehn Jahren, dächt ich, wäre alt genug zum Heirathen.

Franziska.

Wenigstens wenn ihr am Alter noch etwas fehlen sollte, so kannst du aushelfen, lieber Bruder.

Hofrath.

Bon! Sey du nur immer witzig auf meine Kosten! Ich greife allenfalls im Baß die Dominante dazu denn im Vertrauen gesagt, ich komme mir manchmal selbst etwas spaßhaft vor als Ehemann; allein es bleibt doch bei meinem Entschluß. Ich habe ihn Jahre lang gehegt und gepflegt. Franzel, warum hätte ich dir denn so lange zugesetzt, bis du endlich mir zu Liebe die Bratsche spielen lerntest? Warum hätte mir denn die Cäcilie in der Pension die Violine lernen müssen? Wie? — Mein Quartettchen wollt' ich im Hause haben, in der Familie! Franzel, denke dir doch die Wonne, wenn wir nun den alten Schulmeister drüben aus Staarleben nicht mehr brauchen, und uns alle

Abend, ja zu jeder Stunde des Tages unſere Quartettchen im Hauſe blüht!

Franziska.

Recht ſchön! Aber weißt du denn, ob Cäcilie auch Luſt hat — —

Hofrath.

Ob ſie Luſt hat, die erſte Violine zu ſpielen?

Franziska lachend:

Nun ja! das heißt, ob ſie auch Luſt hat dich zu heirathen?

Hofrath.

Ja ſo! Warum nicht? Cäcilie iſt ein gutes Kind; ſie hat mich lieb, das weiß ich, und bei mir ſoll ſie den Himmel auf Erden haben.

Franziska.

Lieber Bruder, ein Mädchen von 18 Jahren meublirt ihren Himmel mit gar beſonderm Hausgeräth. Haſt du ſie denn ſchon gefragt?

Hofrath.

Gefragt? Nein. — Cäcilie iſt ein gutes liebenswürdiges Mädchen, das jeden Mann glücklich machen würde; mir kann das aber noch alles nichts helfen,

sobald sie nicht auch einer ersten Violine mit Ehren vorzustehen weiß. Ob sie das nun vermag, werden wir diesen Morgen noch hören. Besteht sie im Examen, so biete ich ihr ohne weitres meine Hand. Franzel, das Mädchen müßte gar keinen Sinn für Musik haben, wenn sie nicht einwilligte! Ich bin auch wohl trotz meiner 50 Jahre noch ein ganz leidlicher Kerl. Wie? — Die Aussicht, eine reiche Frau zu werden, thut nebenher auch noch das ihrige, und wenn du nun auch bei der Sache noch das deinige thust — lache nicht! Franzel, auf dich kommt hier viel an! Sehr viel! Das weiß ich wohl! — Nun, kurz! morgen ist mein Geburtstag — wir werden einige Gäste haben, — bei Tische Tafelmusik, nach Tische Conzert — Große Symphonie von Beethoven, C moll. — ja, da fällt mir eben ein: mir ist ein köstlicher ostindischer Shawl angeboten worden, ich habe ihn für dich gekauft; ich schicke jetzt gleich nach der Stadt, dann hast du ihn heut Abend, und kannst morgen damit erscheinen; — ich muß jetzt fort; du weißt jetzt alles — mir ist ein Stein vom Herzen — ja, das wollt' ich noch sagen, — morgen bei Tische, wenn die Musik und der Champagner die Gäste in einige Begeisterung gesetzt haben, stehe ich auf und mache meine Verlobung bekannt; die Gläser klingen, Trompeten und Pauken fallen

ein, es wird ein göttlicher Spektakel, und ich habe eine Frau und mein Quartettchen im Hause! — Nun, Adieu, Franzel, ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren — ich wollte, ich hätte sechs Hände! — er läuft einige Schritte nach der Thür und kehrt wieder um: Adieu, Franzel! Leb wohl, Franzel! Gott behüt dich, Franzel! er wiederholt die vorige Bewegung: Franzel, forsche doch indeß Cäcilien ein wenig aus, — bereite sie vor — etcätera! Wie? du verstehst mich. — Wieder wie vorher: — Franzel, du bist das vortrefflichste Frauenzimmer, das ich je gekannt, und wenn mich der liebe Gott nicht zu deinem Bruder gemacht hätte, so heirathete ich dich und keine andere! Wie? Er läuft zur Thür hinaus: Adieu! ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren!

Siebenter Auftritt.

Franziska allein.

Hinter ihm her lachend: Es gehört doch unter die sehr posierlichen Dinge in der Welt, wenn ein alter Mann ein junges Mädchen heirathen will! Diese innre Schaam und Verlegenheit — diese Scheu,

den Namen des Mädchens auszusprechen und zu hören — und wie er mich sogar bestechen wollte. Kann aber nichts werden, Herr Bruder! Ich habe seit 15 Jahren hier das Hausregiment geführt, es wird wohl am besten seyn, wenn alles hübsch in der alten Ordnung bleibt. — Aber jetzt vor allen Dingen muß ich wohl den armen Commerzienrath erlösen. Am Ende ist er wohl gar über meinen Gedichten eingeschlafen. Sie öffnet die Thür des Kabinets. Er steht am Fenster, er hat ein Buch in der Hand und scheint in tiefen Gedanken. — Lieber Commerzienrath, unser Dschingiskhan hat das Feld geräumt — Sie dürfen nun wieder herauskommen. Kommen Sie!

Achter Auftritt.

Adam. Daniel.

Adam kommt hastig aus dem Kabinet. Er scheint unruhig und zerstreut. Franziska setzt sich; er setzt sich ihr gegenüber.

Franziska.

Nun, nicht wahr, Sie kannten wohl mein Büchlein schon früher?

Adam.

Zu Befehl! — Wie sagten Sie? — Ob ich sie schon früher gekannt? Nein, erst auf dieser Reise hab ich — —

Franziska.

Ah, Sie meinen die Erzählung? Sie haben sie also auf der Reise gelesen? Wie gefällt sie Ihnen?

Adam.

Ach, nur zu gut, meine theure Freundin, um sie jemals wieder vergessen zu können!

Franziska.

Sehr schmeichelhaft für mich!

Adam.

Ja, so gut, so gut — nun, es muß doch einmal heraus! — so gut, daß ich — daß ich sie heirathen will.

Franziska.

Was denn? Meine Erzählung?

Adam.

Ach nein, — Cäcilien! — mit Ihrer Erlaubniß.

Franziska.

Ach! so! Cäcilie! für sich: Nummer zwei — das ist lustig! — — laut: Nun, ich will es Ihnen gern erlauben; aber haben Sie diese Erlaubniß schon von ihr, haben Sie schon mit ihr gesprochen?

Adam.

Nein, noch nicht. Ich meinte eben — —

Franziska.

Ich meine vor allen Dingen, daß zum Heirathen zwei Personen gehören, und bitte Sie, diese wichtige Wahrheit wohl zu erwägen!

Adam.

Du lieber Himmel, ich bin ja von dieser Wahrheit ganz durchdrungen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, wie Sie sehen.

Franziska.

Und haben Sie denn wirklich die Hoffnung, daß Cäcilie ja sagen wird?

Adam.

Ich will es nicht läugnen, ich wage es einige in aller Bescheidenheit, doch ziemlich grüne, bei mir zu hegen.

Franziska.

Und worauf gründet sich diese ziemlich grüne?

Adam.

Nun erstens doch wohl auf das ansehnliche Vermögen, das ich Cäcilien bieten kann.

Franziska.

Gut, das ist etwas, und wenn Cäcilie nur sechs Jahr älter wäre, würde es sogar viel seyn. Nun, aber zweitens?

Adam.

Zweitens, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, gründet sich meine Hoffnung ein wenig auf mich selber. Ich meine, wenn man mich erst näher kennen lernt, ich bin so übel nicht, und wenn Cäcilie sieht, wie lieb ich jemand haben kann, nun so denke ich, es wird ihr nicht schwer fallen, mich auch ein wenig lieb zu haben, ja ich denke sogar, — und das ist mein dritter Grund, — ich denke sogar, sie hat mich schon ein wenig lieb.

Franziska.

Ey wirklich? Denken Sie das? Und worauf, muß ich abermals fragen, gründet sich dieser Gedanke?

Adam.

Verehrter Herr Kriminalrath, wenn sich nur das Alles so sagen und beschreiben ließe! Wenn ich diese Freundlichkeit, dieses Lächeln, diese Güte, diese Sorge für mich nur gleich in Steindruck hier mit beilegen könnte! Theure Freundin, hat sie nicht meinen alten Mops, das arme Vieh, den ganzen Weg über auf ihrem Schooße gehabt?

Franziska.

Viel Freundschaft für Sie, oder für den Mops!

Adam.

Hat sie sich nicht alle Morgen an ihrem Schlafe abgedarbt, um mir den Kaffe selbst zu bereiten? denn ich und mein Johann, wir hatten die Kaffemaschine vergessen. Ach, es war überhaupt an nichts gedacht auf dieser Reise! Nicht das geringste von Lebensmitteln und Erfrischungen hatte ich mitgenommen. In den Dorfschenken unterwegs war nichts zu haben, oder ich konnte vor Ekel nichts genießen, und ich ward am Ende vor Hunger ganz hinfällig — sehen Sie, da holt das gute Kind einen herrlichen Kuchen hervor, den ihr eine Freundin auf die Reise mitgegeben — es war ein sublimer Kuchen und mein Hunger überschwenglich — ich kann ihren Bitten nicht

widerſtehen, ich lange zu; ſie erzählt mir indeß etwas; ich ſehe ihr in die ſchönen Augen, auf den freundlichen Mund, ich horche auf den Wohllaut ihrer Stimme, und eſſe; mein ganzes Weſen iſt blos Auge, Ohr und Zunge; ich bin in hoher Begeiſterung! — endlich fällt ein Blick zufällig auf die Kuchenſchachtel: — ſie iſt leer! — theure Freundin, ich habe den ganzen Kuchen aufgeſpeiſt! — Auch nicht ein Stückchen hat das arme Kind davon genoſſen!

Franziska.

Brav! Sie konnten ihr die Begeiſterung für ſie nicht augenſcheinlicher beweiſen. Was thaten Sie aber nun?

Adam.

Nun, ich ſchämte mich entſetzlich; ſie aber lachte von Herzen über meinen Appetit und ſtäubte mir die Kuchenkrümelchen von der Rockklappe. — Ach, das Mädchen iſt ein Engel! Und gewiß keine andere würde mich ſo glücklich machen, als grade ſie. Freilich würde ich manche von meinen alten Gewohnheiten ablegen oder doch beſchränken müſſen als Ehemann — —

Franziska.

Ja, freilich, das würden Sie, mein Theurer.

Adam.

Das meinen Sie auch? Nicht wahr? Wenn man 50 Jahr ohne Frau gelebt hat. — —

Franziska.

Funfzig Jahr ist eine hübsche Zeit, und neue Kleider sind unbequem. Allerdings!

Adam.

Cäcilie ist freilich sehr jung — —

Franziska.

Sehr jung! sehr jung, mein Freund!

Adam.

Freilich, freilich! — Aber ich habe einmal den Entschluß gefaßt — mein undankbarer Pflegesohn — ja, sehn Sie, eigentlich ihm zum Trotz wollt' ich mich verheirathen.

Franziska.

Zum Trotz verheirathen? Theurer Freund, das heißt in die falsche Applikatur eingesetzt. Sie werfen mitten in der Passage um.

Adam.

Aber zu dem Trotz kam nun hinterdrein noch die Leidenschaft.

Franziska.

Ja so!

Adam.

Genug, ich bin fest entschlossen — ich lege mein Glück in Ihre Hände: — sprechen Sie mit ihr — oder, wollt' ich sagen, forschen Sie sie ein wenig aus — so ganz von weitem, mein' ich — —

Franziska.

O mit Vergnügen — jetzt gleich!

Adam.

Jetzt gleich? — Oder, wissen Sie was? — nein, thun Sie es noch nicht — was meinen Sie? — ich dächte, morgen.

Franziska.

Morgen, morgen ist ein kleines Wort, und der Mensch spricht es gar leichtsinnig aus, und doch was liegt nicht alles vielleicht in diesem Morgen? Wer weiß, lieber Commerzienrath — —

Adam.

Sie erschrecken mich! — Aber Sie haben recht.

Dieſes Morgen, Morgen, um was hat es mich im Leben nicht ſchon gebracht! — Das alte Sprichwort ſagt: wenn der liebe Gott ſpricht: heute, ſo ſpricht der Teufel: morgen. — Nein, ich will — Sie ſollen — heut noch — doch erlauben Sie mir, daß ich erſt noch einen Spaziergang im Garten mache und noch einmal alles überlege. Wenn man an der Schwelle einer ſolchen Entſcheidung ſteht — —

Franziska.

Von der Leben oder Tod abhängt, mein Freund!

Adam.

Sie haben Recht, — gewiſſermaßen — Leben oder Tod — freilich, freilich! Leben oder Tod! — Aber ich gehe jetzt. Wenn ich zurückkomme, ſteht mein Entſchluß wie ein Felſen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß — Leben oder Tod — freilich, freilich!

geht ab.

Franziska.

Der Himmel erleuchte Sie!

Neunter Auftritt.

Franziska. Dann Daniel.

Franziska.

Ha, ha, ha! Mein Herr Commerzienrath, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ich möchte Sie gern einen alten Narren nennen, wenn es der Anstand erlaubte. Aber daß Gott erbarm! zwei solche alte Heirathskandidaten auf einmal! Ich sehe nächstens noch den alten Daniel kommen, und mir seine Herzensnoth klagen. Gott bewahre! das Mädchen muß mir je eher, je lieber wieder aus dem Hause oder unter die Haube. — Aber das ist doch wahr, wenn heut zu Tage ein Mann Methusalems Alter erreichte, so würd' er doch nur ein achtzehnjähriges Mädchen heirathen wollen! Daniel guckt zur Thür herein. — Nun, was giebts? Was will er, Daniel?

Daniel.

Daniel — Ich reite nur ein wenig rekognosciren, ob die Luft rein ist.

Franziska.

Wie so? Was soll das heißen?

Daniel lächelnd.

Heißen — I nun, ich wollte sehen, ob der Herr Hofrath sowohl, als der Herr Commerzienrath sich in erwünschter Absenz befänden.

Franziska.

Wer wünscht denn diese Absenz?

Daniel.

Absenz — Ja darüber kann ich so eigentlich und gründlich nicht berichten, da ich den fremden Menschen nicht kenne, der draußen steht.

Franziska.

Ein fremder Mensch? Was will er?

Daniel.

Will er — ja, deswegen komm' ich eben zweitens: er will mit Ihnen sprechen, aber blos mit Ihnen.

Franziska.

Blos mit mir? Was ist das für ein Mensch? Wie sieht er aus?

Daniel.

Aus — Nun, wie unsere jungen Leute meist heut zu Tage aussehen: wunderlich genug. Sonst aber

ein feiner Mensch, ein höflicher Mensch, ein braver Mensch; nur scheint er kein recht gutes Gewissen zu haben: er ist ein wenig ängstlich und fragt sehr viel, und vor dem Herrn Commerzienrath besonders hat er große Scheu.

Franziska.

Ha, fast errath' ich! — Führ er ihn geschwind herein!

Daniel.

Herein — Sehr wohl! — Ich werd' ein wenig auf der Sentinelle bleiben. — Da ist er schon.

Zehnter Auftritt.

Franziska. Ferdinand.

Ferdinand.

Verehrte Frau, vergeben Sie meine Zudringlichkeit! Dem Bedrängten erlaubt die Zeit nicht viele Worte; ich muß kurz und geradezu seyn. Ich bin Ihnen unbekannt — —

Franziska.

Das thut mir leid.

Ferdinand.

Sie aber sind mir keine Unbekannte. Ich kenne und schätze nicht allein die geistreiche Dichterin Fiona, ich kenne und verehre auch die edle mütterliche Freundin eines Mädchens, das über mein Schicksal entschieden hat. Ich liebe Ihre Nichte Cäcilie.

Franziska.

Cäcilien! So? für sich: Da haben wirs! Nummer Drei!

Ferdinand.

Ich fühle, daß ich ohne sie nicht glücklich seyn, ja daß ich ohne sie nicht leben kann — —

Franziska.

Versteht sich!

Ferdinand.

Und komme jetzt hieher — —

Franziska.

Um sie zu heirathen.

Ferdinand.

Sie sprechen meinen höchsten Wunsch kürzer aus, als ich es gewagt haben würde.

Franziska.

Nun, das ist recht schön! So wäre ja die Sache ganz in der Kürze abgemacht. Nur einige große Kleinigkeiten würden etwa noch in Betracht kommen. So z. B. würden die Angehörigen der Erwählten doch vielleicht neugierig genug seyn, etwas weniges von Ihrem werthen Namen und übrigen Verhältnissen wissen zu wollen.

Ferdinand.

Vergebung! Damit hätte ich freilich anfangen sollen. Mein Name ist Ferdinand Walter, und ich bin der Neffe und Pflegesohn des Commerzienraths Adam, der jetzt eben als Gast in Ihrem Hause ist.

Franziska.

Ach! das hab' ich bald errathen. Nun, Sie sind mir willkommen. Ich habe Gutes von Ihnen gehört. Ob sie aber Ihrem Oheim sowohl, als meinem Bruder eben so willkommen seyn werden, das, aufrichtig gesagt, bezweifle ich fast.

Ferdinand.

So ist es also wirklich wahr? — Mein Onkel zürnt auf mich, und nicht mit Unrecht, doch mit Ihrer Vermittlung hoffe ich ihn zu versöhnen; allein was Sie mir eben von Ihrem Herrn Bruder sagen, das kann mir nur eine Bestätigung von dem seyn, was ich gehört, und was mich eigentlich hieher getrieben hat.

Franziska.

Nun, und was haben Sie denn gehört?

Ferdinand.

Daß Ihr Herr Bruder selbst Cäcilien zu seiner Frau bestimmt hat.

Franziska.

Haben Sie das wirklich?

Ferdinand.

Sie können denken — doch nein, Sie können es nicht denken, wie diese Nachricht mich zu Boden schlug! Ich hatte keinen ruhigen Augenblick mehr, und noch derselbe Tag fand mich auf dem Wege, um mein Urtheil aus Cäciliens eignen Munde zu hören. Ich vernahm, daß sie mit meinem Onkel abgereist, daß sie hieher gereist sey. Ohne mich zu besinnen, folgte ich ihr,

und stehe nun vor Ihnen, Sie um Ihr Mitleid, Ihre Hülfe anzuflehen. Ich habe das unbeschränkteste Vertrauen zu Ihrem Herzen, wie zu Ihrem Verstande. Und wenn Ihnen auch mein Schicksal gleichgültig seyn könnte, so weiß ich doch, wie sehr Sie Ihre Nichte lieben, und daß Sie niemals in ihr Unglück willigen werden.

Franziska.

Ey junger Herr, Sie glauben also, daß eine Verbindung mit meinem Bruder Cäcilien unglücklich machen würde?

Ferdinand.

An sich vielleicht nicht; allein da ich Cäciliens Gesinnung kenne — —

Franziska.

Das soll doch wohl heißen, da Sie von ihrer Gegenliebe überzeugt sind?

Ferdinand.

Ich darf wenigstens hoffen, ihr nicht gleichgültig zu seyn.

Franziska.

Bescheiden genug für heutzutage! — Nun, mein junger Freund, ich muß Ihnen sagen — —

Daniel guckt zur Thür herein und ruft: „Es beliebt jemand die Treppe herauf zu kommen.“

Wir werden gestört. Gehen Sie indeß in dieses Zimmer. Es wird sich von Ihrer Angelegenheit weiter sprechen lassen. — Noch eins! Spielen Sie vielleicht Violine?

Ferdinand.

Ja.

Franziska.

Mit einiger Fertigkeit?

Ferdinand.

Ich glaube, ja.

Franziska.

Nun, das ist gut. Gehn Sie geschwind und verhalten Sie sich still. Sie sollen bald wieder von mir hören.

Ferdinand ab.

Eilfter Auftritt.

Franziska. Cäcilie.

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, liebe Tante!

Franziska.

Nun, was willst du?

Cäcilie.

Was soll ich nun anfangen? Wenn Sie mir jetzt nicht rathen und helfen — —

Franziska.

Schon wieder rathen und helfen! — Du willst doch nicht auch etwa heirathen?

Cäcilie.

Heirathen? Liebe Tante, wie kommen Sie jetzt darauf?

Franziska.

Ja, es ist eine gefährliche Luft hier im Hause. Aber das Wort scheint dich recht erschreckt zu haben. Du bist ganz blaß geworden — sieh! und nun schlägt dir wieder die helle Glut übers Gesicht!

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, ich mag gar nicht heirathen.

Franziska.

Hm, das ist Schade — eben jetzt —

Cäcilie.

Wie so denn eben jetzt?

Franziska.

Es bieten sich dir eben jetzt einige sehr annehmliche Partien.

Cäcilie.

Einige?

Franziska.

Allerdings. Du hast die Wahl. Fürs erste präsentire ich dir zwei angenehme, interessante Männer von ansehnlichem Vermögen und in den besten Jahren.

Cäcilie.

Das heißt?

Franziska.

Nun, beide nicht über funfzig Jahr.

Cäcilie.

Ach, beste Tante, wie gesagt, ich mag jetzt noch gar nicht heirathen.

Franziska.

O, wenn es dir unangenehm ist, kein Wort mehr davon! — Freilich wäre es auch meine Pflicht gewesen, dir den dritten Freier vorzuführen — —

Cäcilie.

Wahrscheinlich auch so in den besten Jahren?

Franziska.

O nein, was das betrifft, dieser ist ein junger hübscher Mann von höchstens etwa dreiundzwanzig Jahren.

Cäcilie.

So!

Franziska.

Er behauptet auch, dir bereits wohl bekannt zu seyn.

Cäcilie.

So? wirklich? — in der That — ich wüste doch nicht — beste Tante — —

Franziska.

Ich muß dir gestehen, er hat mir ganz wohl gefallen. Aber kein Wort mehr davon! Du hörst nicht gern davon sprechen. Es ist dir unangenehm.

Cäcilie.

O, sprechen Sie nur immer, liebe Tante. Ich höre es schon mit an.

Franziska.

Du gutes Kind! Aus bloßer Gefälligkeit gegen mich willst du hören, was du nicht gern hörst! Aber nein, die Sache ist abgemacht. Keine Sylbe mehr von den drei Freiern! Sprechen wir von was anderm. Du hattest mir ja etwas zu sagen, als du eintratst; ich sollte dir rathen und helfen.

Cäcilie.

Ach, freilich, freilich! Ich bin in der größten Verlegenheit. Denn sehen Sie, der Onkel verlangt — — Aber ich bitte Sie, er sagte wirklich, daß er mir wohl bekannt sey?

Franziska.

Wer? Der Onkel?

Cäcilie.

Ach nein, ich meine — —

Franziska.

Ach, du meinst unsern dritten Freier! Nun allerdings sagte er das. Aber du sprachst ja von dem Onkel! Was verlangt denn der Onkel?

Cäcilie.

Ach ja, ſtellen Sie ſich nur vor, der Onkel verlangt — — Aber ſeinen Namen könnten Sie mir doch wenigſtens nennen!

Franziska.

Des Onkels Namen?

Cäcilie.

Ach nein! ich meine — —

Franziska.

Ah ſo, du meinſt! Nein, ſeinen Namen kann ich dir nicht nennen. Er hat ſich blos mir anvertraut, und da du ihn verſchmähſt — —

Cäcilie.

Nun, das iſt doch ſo ausgemacht noch nicht!

Franziska.

So? Ich glaubte, weil du vorhin deine Abneigung gegen das Heirathen erklärteſt — —

Cäcilie.

Hab' ich das wirklich gethan?

Franziska.

Aber ich begreife nicht, wie kommen wir denn immer wieder auf die unbequemen Freier zurück?

Und darüber habe ich immer noch nicht erfahren, was denn der Onkel von dir verlangt. Nun?

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, er verlangt, daß ich heut Violine spielen soll.

Franziska.

Nun ja, er will hören, was du gelernt hast. Dabei seh' ich kein Unglück.

Cäcilie.

Ja, es ist nur ein sehr übler Umstand dabei.

Franziska.

Und welcher denn? Wie?

Cäcilie.

Ach! — daß ich nicht Violine spielen kann.

Franziska.

Wie? Cäcilie! Du kannst nicht? Wie ist das zu verstehen?

Cäcilie.

Buchstäblich. Ich kann nicht Violine spielen, weil ich es nicht gelernt habe.

Franziska.

Du hast es nicht gelernt? Cäcilie! Gegen den ausdrücklichen Willen des Onkels?

Cäcilie.

Ach, liebe gute Tante, zürnen Sie mir nicht! Ich habe mir, dem Onkel zu Liebe, in der That recht viel Mühe damit gegeben, ich habe mich ein ganzes Jahr gequält. Aber es ging nicht. Die entsetzlichen Töne, die ich aus dem Instrumente lockte, machten der ganzen Pension Kopfschmerzen und brachten mich zur Verzweiflung; mein Lehrer seufzte und meine Mitschülerinnen lachten mich aus; da riß mir endlich an einem schönen Wintermorgen die Geduld: ich steckte ganz sachte meine Violine in den Ofen, erklärte meinem versteinerten Lehrer, daß ich nie wieder eine in die Hand nehmen würde, und da er und — noch jemand mich oft versichert hatten, daß ich eine recht hübsche Stimme besäße, so nahm ich dafür auf der Stelle bei ihm Unterricht im Singen.

Franziska.

Ey, ey, Cäcilie! Was wird nun aber der Onkel sagen?

Cäcilie.

Ja, davor fürchte ich mich freilich sehr! Allein,

meine liebe, gütige Tante wird mir schon beistehen, und hat er mich nur erst einmal singen gehört — —

Franziska.

Ey, wirklich so viel Selbstvertrauen?

Cäcilie.

Ja, mein Lehrer sagt und auch — noch jemand, der auch ein tüchtiger Musiker ist — — Aber beste Tante, das könnten Sie mir doch wenigstens sagen, ob er blondes Haar oder schwarzes hat und ob er —

Franziska.

Der Nochjemand?

Cäcilie.

Ach nein, ich meine — —

Franziska.

Ja so! du meinst! — Aber ich meine fast, mein Kind, dieser Nochjemand — — Hättest du nicht vielleicht den Wunsch, daß der Nochjemand und unser dritter Freier ein und dieselbe Person seyn möchten?

Cäcilie.

O nein, ich bin — ich habe — ich weiß — Wie kommen Sie darauf, liebe Tante? In der That ich wüßte wirklich nicht — —

Franziska.

So? Wirklich nicht? — Aber wir verplaudern die Zeit, und der Onkel wird gewiß gleich hier sein, um sein Quartettchen anzuordnen.

Cäcilie.

Ach, beste theuerste Tante, was soll ich denn nun thun? was soll ich denn nun sagen?

Franziska.

Ja, der Onkel wird allerdings sehr böse seyn, und mit Recht; — es wird schwer seyn — doch mir fällt etwas ein, — ja das giebt einen Spaß! — Es hat sich ein junger Virtuose bei mir gemeldet, der des Onkels Protektion sucht — wenn dieser uns beistehen könnte — wir wollen ihn doch gleich befragen. — Sie öffnet die Seitenthür: Treten Sie doch einen Augenblick heraus!

Zwölfter Auftritt.

Franziska, Cäcilie, Ferdinand.

Ferdinand.

Cäcilie!

Cäcilie.

Ferdinand! — Herr Ferdinand — Herr Walter wollt' ich sagen — —

Franziska.

Ey, ey, du kennst also den Herrn Ferdinand schon?

Cäcilie hr die Hand küssend:

Meine theure, meine gütigste Tante!

Ferdinand.

Franziska's andre Hand ergreifend und küssend.

Meine theuerste, meine gütigste Tante!

Franziska.

Sachte, sachte, mein Herr Ferdinand, auch Nochjemand genannt! So weit sind wir noch nicht. Zwar kenne ich Sie genauer, als Sie wohl glauben, und wäre nicht abgeneigt, mich für Sie zu verwenden, aber an die kleine Heuchlerin da hab' ich doch noch erst ein paar ernste Fragen zu thun. Doch

jezt drängt die Zeit, und zu dem bevorstehenden Violinexamen will ich dir doch meinen Beistand nicht versagen. Ich habe mir einen Scherz ausgedacht mit den beiden alten Herrn. Allein hier sind wir nicht länger sicher. Komm! Auf meinem Zimmer will ich dich unterrichten, was du zu thun hast. —

Alle ab durch die Seitenthür.

Dreizehnter Auftritt.

Daniel tritt hastig herein:

Ich wollte berichten — — Hm! — So! — haben sich schon retirirt. Haben den jungen Menschen mitgenommen, wie es scheint. — Hm! — Wollen ein wenig Versteckens spielen mit den alten Herrn! — Wer mag denn das junge Tausendgüldenkraut eigentlich seyn? — Werdens wohl bald erfahren! Wenn Versteckens gespielt werden soll im Hause, da wird man das Danielchen wohl ins Geheimniß ziehen müssen; denn auf den Baß, wie gesagt, kommt doch eigentlich alles an, alles, he, he, he!

Vierzehnter Auftritt.

C. R. Adam, der Hofrath, Daniel.

Hofrath.

Redensarten! Strohdreſcherei! Journalweisheit! Lirum, Larum! — zu Daniel: Aber was ſteht er denn hier und verliert die Zeit? Geſchwind Notenpulte, Inſtrumente! Und hol' er die Flaſche und die Gläſer aus meinem Zimmer. Wir trinken hier noch ein Glas Wein zur Muſik.

Daniel.

Muſik. Sehr wohl! er thut das Verlangte.

Adam.

Aber mit deiner gütigen Erlaubniß — —

Hofrath.

Aber mit deiner gütigen Erlaubniß, von einem Unterordnen der Poeſie und der Muſik muß gar nicht die Rede ſeyn. Auf der Himmelsleiter ſtehen beide, das erkennen wir, Gott ſei Dank, und ſo wollen wir uns weiter nicht darum bekümmern, ob die eine etwa ein paar Stufen höher ſteht, als die andre.

Aber ihr Leute. — Trink Herr Bruder, ich bitte dich! — ihr Leute gebt euch nicht zufrieden, bis ihr nicht ausgemittelt habt, ob die Musik Frau Räthin schlechtweg, die Poesie aber etwa Frau Geheimeräthin zu tituliren sey, und ihr gäbt den kleinen Finger drum, zu wissen, welche von beiden sich wohl am meisten zum rothen Adlerorden dritter Klasse qualifizire.

Adam.

Das sind nun wieder von deinen Redensarten! — aber der Wein ist köstlich! Welches Bouquet! Welche stille Glut!

Hofrath.

Ja, der Wein ist gut. Harmonikaton. Geht einem durch Mark und Bein.

Adam.

Dieser Wein ist eine vom Himmel auf die Erde herabgefallene Ode in Burgunderform. Herr Bruder, die Poesie soll leben!

Hofrath.

Und die Musik daneben! — Stoß an, alte Seele! Denn wenn du das daneben nicht gelten lassen willst, so ziehst du recht besehen am Ende

wahrlich den Kürzern, und ich tanze dir in aller Bescheidenheit auf dem Kopfe herum mit samt deiner Poesie.

Adam.

Mein Kind, das ist doch wohl dein Ernst nicht, das kann nicht dein Ernst seyn! Vor der edelsten und erhabensten aller Künste streicht wohl die sinnlichste ohne Widerrede die Segel.

Hofrath.

Was? Segelstreichen? Die Musik? Arme Seele! Segelstreichen? Nun wenns denn einmal Krieg seyn soll, so sage ich dir: nein, im Gegentheil, sie greift, ohne sich zu besinnen, deine buntgemalte Fregatte an, giebt ihr etwa mit Pergoleses Stabat mater die erste Lage — rasch gewendet: Don Juan, zweite Lage! Die Fregatte schwankt, will sinken — wir entern — niedergehauen was sich widersetzt! alles andre in Ketten und Banden! — Und nun nehmen wir die ganze Poesie ins Schlepptau und bringen sie im nächsten Hafen als gute Prise auf.

Adam.

Trink, trink einmal, mein Brüderchen! Du hast dich bei dem Gleichniß ganz erhitzt.

Hofrath.

Eben weil die Musik die sinnlichste Kunst ist, drum ist sie auch die gewaltigste. Keine andre trifft so unmittelbar die Seele. — Das sehn wir ja bei unsern Opern. Nach der Poesie fragt kein Mensch bei einer Oper. Sie ist nur der schlechte Faden, auf den die kostbaren Perlen der Musik aufgereiht werden. Auf die Musik allein wird gehört, auf die Musik allein kommt alles an.

Adam.

Ja, das sey dem Himmel geklagt, daß es so ist! Und Ihr Komponisten in eurem Dünkel — —

Hofrath.

Ist ganz natürlich, daß es so ist; ganz in der Regel. Es ist beinah so, als wenn ein alter, wenn auch sonst verständiger Mann ein junges, feuriges Mädchen heirathet: der steht mit all' seinem Verstand doch immer nur im Genitivo.

Adam.

So? Hm! Ich dächte, mein Verehrter, dieses Gleichniß — wie kommst du auf das Gleichniß? Es ist ein schlechtes Gleichniß!

Hofrath, laut lachend:

Zum Henker! ja, du haſt recht, ein ſchlechtes Gleichniß, ein albernes Gleichniß! Bombenelement! wie bin ich auf das dumme Gleichniß gekommen? Zum Teufel, du begreifſt gar nicht, Herr Bruder, wie dumm, wie raſend dumm!

Adam.

Ey, ey! Du haſt dich doch nicht etwa mit dieſer Fliegenklatſche ſelbſt auf den Mund geſchlagen?

Hofrath.

Und wohl am Ende dich mit auf die Naſe getroffen? Wie? Was? Du geſtandeſt mir vorhin, daß du gleichfalls Luſt zum Heirathen hätteſt — Aber wer iſt die Auserwählte? Wie? Heraus damit! Heraus! Ich hätte Luſt, dich ein bischen auszulachen.

Adam.

Hm! Ich bin zu ſchuldiger Erwiederung bereit. Aber du haſt mir ja die Auserwählte auch noch nicht genannt.

Hofrath.

Iſt vor der Hand noch ein Geheimniß.

Adam.

Der gleiche Fall bei mir! Noch nennen sie meine Lippen nicht.

Hofrath.

Nun, so wollen wir sie beide indeß leben lassen unbekannter Weise. Stoß an! Die Auserwählten! Hoch!

Adam.

Die Auserwählten, hoch! beide lachen.

Funfzehnter Auftritt.

Cäcilie, die Vorigen.

Hofrath.

Ach! Sieh da, Cäcilie! Eben recht! Du mußt unsre Gesundheit mittrinken. Nothwendig, Engelchen! er reicht ihr ein Glas.

Adam, für sich.

Hm! Welcher Gedanke fährt mir da durch den Kopf! Wie, wenn der Alte selbst das Mädchen heirathen wollte?

Hofrath.

Stoß an! Wir laſſen die Auserwählten leben.
Stoß an.

Cäcilie.

Die Auserwählten? Im Himmel?

Hofrath.

Nein, vor der Hand noch auf der Erde. Der Himmel kommt erſt ſpäter dran.

Adam.

Erlauben Sie mir, mit Ihnen anzuſtoßen.

Cäcilie.

Ich verſtehe zwar die Geſundheit nicht — —

Hofrath.

Schadet nichts! Der Menſch verſteht ſelten recht, was er thut. Wer verſteht denn z. B. eigentlich, was Leben heißt, und doch lebt jeder. Stoß nur an! Sollſt ſie bald verſtehen.

Adam.

Zugleich ſey mir erlaubt, meiner theuern Reiſegefährtin aufs herzlichſte einen guten Morgen zu wünſchen. Er küßt ihr die Hand.

Hofrath.

Nun, Daniel, hurtig Ordnung gemacht! Notenpulte aufgestellt! Instrumente herbei!

Cäcilie.

Ist Ihnen unsere Reise gut bekommen?

Adam.

Trefflich! Sie hat mich um 20 Jahre verjüngt.

Hofrath. für sich.

Kommt mir fast selber so vor.

Daniel überreicht dem Hofrath eine Violine, die dieser während des Folgenden nachstimmt.

Cäcilie.

Sie sprachen im Anfang der Reise von einem leichten Anfall von Podagra, den Sie kurz vorher gehabt —

Adam.

So? Ja — ich habe — ich hatte — aber das ist alles, wie leichte Wolken vor der aufgehenden Sonne, vor dem Strahl ihrer Augen verschwunden. Er küßt wieder ihre Hand.

Hofrath, für sich:

Puh! der Mensch glänzt ja von purer Zärtlichkeit, als wenn er gefirnißt wäre!

Cäcilie.

Sie sind heut sehr scherzhaft, sehr bei guter Laune, Herr Commerzienrath, und wenn man gute Laune für ein Zeichen von Gesundheit halten darf — —

Adam.

Bei guter Laune, ja, das bin ich; aber ich scherze nicht. Ich möchte das, was ich fühle, eine gute Laune des Herzens, des Gemüthes nennen, eine Seligkeit, eine Ueberschwänglichkeit — —

Hofrath plötzlich zwischen beide tretend:

Wie?

Cäcilie.

Ach, wir sprachen vom Podagra, lieber Onkel.

Hofrath.

So, so! die Ueberschwänglichkeit hat sich dir aufs Pedal geworfen, Herr Bruder? Condolire! Mehr Diät! Keine Gemüthsbewegungen! Wie? Pelzstiefeln! Keinen Rheinwein! — Aber jetzt ist nicht Zeit, an das Podagra zu denken. Verspare dir das auf die nächste Liebeserklärung. — Daniel! Daniel überreicht Cäcilien eine Violine. Wenn es dir gefällig ist, mein Kind, so machen wir nun unser Quartettchen.

Cäcilie. verlegen zögernd:

Sehr gern, lieber Onkel, allein — —

Hofrath.

Oder willst du lieber auf dieser Violine spielen? Versuch einmal, welche dir besser zur Hand ist.

Cäcilie.

Ach, lieber Onkel, das ist mir ganz gleich.

Hofrath.

Es ist ein treffliches Instrument. Sieh es dir nur an!

Daniel.

Eine veritable Amati! ein wahrer Silberton. Wenn Dero Fingerchen einmal versuchen wollten — nur ein einziges Tönchen — —

Hofrath.

Geh er, Tönchen, geh er, und ruf' er die Schwester Franzel her! Wir haben heut keine Zeit mit Worten zu verlieren.

Daniel.

Verlieren. Sehr wohl! geht ab.

Cäcilie.

Ach, lieber Onkel —!—

Hofrath.

Nun? Wie weiter?

Cäcilie.

Werden Sie auch nicht böse auf mich seyn?

Adam.

Welcher Tiger könnte das!

Hofrath.

Du wirst dich doch nicht zieren, Herzchen? Wie?

Cäcilie.

Ach nein, ich will gern spielen; aber unter einer Bedingung.

Hofrath.

Nur heraus damit! Lange Präludien taugen nichts.

Cäcilie.

Nun denken Sie nur selbst, lieber Onkel: noch nie hat ein Mensch mich Violine spielen sehen, als mein alter Lehrer und etwa einige von meinen Mitschülerinnen, die mich zuweilen belauschten, um mich auszulachen; nun soll ich auf einmal aus meinem stillen Kämmerlein hervor gewissermaßen öffentlich auftreten, ich soll mich so frank und frei daher stellen,

und mich nicht allein hören, sondern auch sehen lassen — ach! lieber Onkel, das kann ich nicht! Ich fühle mich von einer unsäglichen Bangigkeit und Scheu, ja, fast möcht' ich sagen, Schaam ergriffen — —

Hofrath.

Bah! Kinderpossen! Ziererey!

Adam.

Nein; sie hat recht, sie hat meinen ganzen Beifall!

Cäcilie.

Ich würde in meiner Befangenheit und Angst gewiß nur sehr schlecht spielen, ja, ich fühle es, indem ich daran denke, ich würde kaum die Noten lesen können; drum, bester Onkel — —

Hofrath.

Nun?

Cäcilie.

Lassen Sie einen Schirm dahin stellen und mich dahinter treten, dann spiel' ich ruhig und ohne Scheu.

Hofrath.

Einen Schirm! Ich bitte dich, Herr Bruder, sie will hinter dem Schirme spielen!

Adam.

Himmlisches Zartgefühl!

Hofrath.

Aber zum Henker, dann ginge mir ja die Hälfte des Vergnügens verloren, wenn ich dich nicht auch spielen sähe!

Adam.

Theures Kind, ich verliere wahrlich am meisten dabei, aber ich trete ganz auf Ihre Seite. — Das Mädchen ist ein Engel: Laß gleich den Schirm holen, Herr Bruder!

Cäcilie.

Es soll ja nur heut, nur das erstemal so seyn. Künftig will ich ja gern — —

Hofrath.

Höre, Engel, ich muß dir sagen — sieh mich nicht so an! — ich kann den blauen Augen da nichts abschlagen, und heut am allerwenigsten. Wie? — Ich will mir den Schirm gefallen lassen. — He, Daniel! — Aber nur für heut, das sag' ich dir.

Cäcilie.

Gewiß nur heut, lieber Onkel!

Hofrath.

Zu Daniel, der eben wieder eintritt:

Daniel, den Schirm, die spanische Wand da aus dem Vorzimmer hier herein! Sie soll hier aufgestellt werden.

Daniel.

Gestellt werden. Sehr wohl!

Er trägt mit Hülfe eines Bedienten die spanische Wand herein, und stellt sie so auf, daß dadurch die Seitenthür zu Franziskas Zimmer auch für die Zuschauer verdeckt wird.

Hofrath,

legt die Stimmen auf die Pulte.

Ehe wir unsere Oper vornehmen, wollen wir das Conzert doch erst mit einem kleinen Quartett concertante eröffnen. Die erste Violine hat hier bessere Gelegenheit sich zu zeigen. — Da sieh, sie hat etwas zu thun darin. Wie? er überreicht Cäcilien die Stimme.

Cäcilie, zu Daniel.

Hieher, lieber Daniel!

Daniel,

ihr heimlich zuwinkend:

Daniel — Habe schon Connaissance davon! er trägt ein Notenpult hinter den Schirm.

Hofrath.

Kennſt du das Quartett ſchon?

Cäcilie.

Nein — nein — es iſt mir gänzlich unbekannt.

Hofrath.

Alſo prima vista! He, he! Nun du brauchſt dich nicht zu fürchten. Die erſte Violine hat zwar ſehr brillante Sätze, aber es liegt alles in den Fingern.

Sechzehnter Auftritt.

Franziska. Die Vorigen. Dann Ferdinand.

Franziska.

Nun, alles ſchon bereit? Es fehlt wohl nur an mir?

Hofrath.

He, he, Franzel, bemerkſt du die Ehrenpforte gar nicht, die deinen Eintritt verherrlicht? Wie? das Mädchen will hinter der ſpaniſchen Wand ſpielen.

Franziska.

Ja, das arme Kind war so in Verlegenheit und Angst; da hab' ich es ihr gerathen.

Hofrath.

Also aus deiner Fabrik ist diese spanische — Constitution? Hätt' es denken können!

Franziska.

Nur fort, an deinen Posten, Cäcilie!

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, wie wird das ablaufen!

Sie geht hinter den Schirm, die andern setzen sich, außer Daniel.

Daniel.

Soll ich Cello oder Basso?

Hofrath.

Nehm' er den Baß! Vorzüglich hernach in der Oper füllt er besser aus. — Nun gieb erst noch einmal A an, Cäcilie! Hinter dem Schirm giebt die Violine A an, nach welchem die Andern stimmen; dann streicht sie stimmend alle Saiten an. Wetter! hörst du? das ist ein kräftiger Strich. — Nun, wenn's beliebt! — Man hört hinter dem Schirm mit dem Bogen auf das Notenpult klopfen: das Quartett beginnt. Nach einer Weile ruft der Hofrath: Brava!

Adam.

Bravissima! er giebt während des Spiels sein Entzücken durch seine Bewegungen zu erkennen: Herrlich! — Himmlisch! — Göttlich! — das ist Ausdruck! — das ist Seele!

Hofrath.

Franzel! das Mädchen spielt wie ein Engel.

Adam.

Wie ein Seraph!

Hofrath.

Franzel! Die Sache ist richtig. — Bravissima! — Wetter! das war ein Staccato. — Franzel, ich heirathe sie! — Eccellentissima!

Adam
steht auf. Für sich.

Ich muß sie sehen! er schleicht sich auf den Zehen nach dem hintern Ende des Schirms, um Cäcilien zu belauschen, fährt aber plötzlich erschrocken zurück und bleibt so eine Weile wie versteinert stehen; dann ruft er: Alle Teufel! was ist das?

Hofrath,
sich unwillig umsehend.

St! Stille doch!

Adam.

Ferdinand! Die Violine hinterm Schirm verstummt. — Der Hofrath springt vom Stuhl und läuft nach dem vordern Ende des Schirms, das er zurückzieht, so daß Ferdinand, die Violine in der Hand, neben ihm Cäcilie, den Zuschauern sichtbar werden. Daniel läßt sich von alle dem nicht stören, sondern spielt während des Folgenden ruhig weiter.

Hofrath.

Was? Hölle! Pest! Cäcilie! Was soll das heißen? Wie? — Herr, wer sind Sie? was machen Sie hier? was wollen Sie hier? — Cäcilie! Franziska!

Franziska.

Lieber Bruder, ich wollte — —

Hofrath.

Feines Complottchen, mich zum Narren zu machen! Darum also den Schirm und die Angst und die Beklommenheit? Und am Ende kann die beklommene Unschuld wohl gar nicht einmal Violine spielen? Wie? — Aber wer ist der Musikant da? Was soll das mit dem Musikanten? Wer hat den Musikanten in mein Haus gebracht? — Herr, wer sind Sie? was wollen Sie? sprechen Sie! Ich will wissen —

Franziska.

Mein Himmel, es ist ja der Pflegesohn des Commerzienraths.

Adam.

Aber in aller Welt, sag' er mir, undankbarer Mensch, Bösewicht, Landstreicher — —

Hofrath.

Väterliche Begrüßung!

Adam.

Wie kommt er hierher?

Hofrath.

Ja, wie kommen Sie hinter die spanische Wand?

Ferdinand.

Vergeben Sie mir, Herr Hofrath! Nur das ausdrückliche Verlangen Ihrer Frau Schwester konnte mich bewegen, auf diesen Scherz einzugehen.

Hofrath.

Scherz! Hol der Teufel den Scherz!

Adam.

Aber wie kommt er hierher? Warum ist er heimlich fortgegangen? Warum hat er das Vertrauen seines alten Freundes, der ihn lieb gehabt

wie sich selbst, mehr als sich selbst — — Mensch! er ist es nicht werth, einen solchen Freund zu haben!

Ferdinand.

Lieber, theurer Vater, ich hoffe, Sie werden nicht länger auf mich zürnen, wenn Sie hören, was mich hieher zog. — Herr Hofrath, ich liebe Ihre Nichte — —

Hofrath.

Was?!

Adam.

Wie?!

Ferdinand.

Und, wenn Sie, lieber Vater, nichts dagegen haben, so komme ich, Herr Hofrath, Sie um Cäciliens Hand zu bitten.

Hofrath.

Herr, Sie sind nicht gescheidt!

Ferdinand.

Lieber Vater, Sie versagen mir Ihre Einwilligung nicht!

Adam.

Mein Freund, er ist ein Narr!

Hofrath.

Und um die Geschichte mit zwei Worten abzumachen, junger Herr, so sage ich Ihnen: Cäcilie ist nicht für Sie, weil sie für mich ist. Cäcilie ist meine Braut. Ich heirathe das Mädchen.

Cäcilie.

Ums Himmelswillen, liebe Tante, was ist das?

Franziska.

Aber, lieber Bruder, du weißt nicht — —

Hofrath.

Was? Cäcilie hat mich lieb, das weiß ich. Wie? Sprich selbst, Cäcilie!

Cäcilie.

O ja, von ganzem Herzen, lieber Onkel, aber — —

Hofrath.

Nun, da hört ihr's! Cäcilie ist ein vernünftiges Kind. Sie macht sich nichts aus Ihnen, gar nichts. Sie kennt Sie wohl gar nicht einmal. Wie?

Franziska.

Doch, lieber Bruder — —

Adam,

führt den Hofrath bei Seite:

Mit deiner Erlaubniß, wenn von Cäciliens Hei-

rath die Rede ist, glaube ich auch ein Wörtchen mit sprechen zu dürfen, Herr Bruder. Denn willigt Cäcilie ein, so heirathe ich sie!

Hofrath.

Daß Gott erbarm! Der auch!

Adam.

Und ich muß jetzt wenigstens darauf dringen, daß ihr freie Wahl verstattet wird.

Hofrath, laut lachend.

Und du meinst wirklich, daß sie dich wählen wird?

Adam.

Schreien Sie nur nicht so, Verehrter! Ich glaube einige Beweise ihrer Neigung zu haben; und daß sie wenigstens die Dichtkunst und die Dichter liebt, das weiß ich; daß sie aber aus der Musik sich nicht viel zu machen scheint, das, dächt ich, hat Figura so eben gezeigt.

Hofrath.

Folgt noch nicht daraus! Wer die Musik nicht leiden kann, ist ein schlechter Mensch.

Adam.

Wer die Poesie gering schätzt, ist ein Narr oder ein Dummkopf, mit Erlaubniß.

Hofrath,
auf die andere Seite laufend:

Haſt du den jungen Menſchen ſchon früher gekannt, Cäcilie? Wie?

Cäcilie.

Nein — ja — lieber Onkel — ich — —

Hofrath,
zurückkehrend zu Adam.

In der Muſik allein nur lebt noch, was in der Welt noch übrig iſt, von Poeſie! wieder auf der andern Seite zu Cäcilien: Wie biſt du mit ihm bekannt geworden? Seit wie lange? Sprich!

Franziska.

Aber, lieber Bruder, laß dir doch nur ſagen — —

Hofrath, zu Adam.

Alle neuere Dichtkunſt iſt nur eine nachgeahmte, keine urſprüngliche mehr. — wie vorher zu Cäcilien. Du biſt in guten Händen geweſen, wie ich merke! — zu Adam. Ein Spielen mit Worten, rhetoriſcher Firniß! — zu Franziska. Eine feine Penſion, wo man Bekanntſchaft mit jungen Herren macht! zu Adam: Die wahre Seele, die wahre Poeſie iſt längſt entflohn! — zu Franziska. Aber das iſt deine Wahl, deine Empfehlung!

Franziska.

Mein Himmel, so sey doch nur einen Augenblick vernünftig und höre mich an!

Hofrath.

Vernünftig! Ich bin nicht vernünftig; ich will nicht vernünftig seyn! Vernunft, nüchterne Vernunft, lauer Verstand, das ist eben der Charakter der modernen Poesie.

Adam.

Mein Theurer, wenn Vernunft der Charakter unsrer Poesie ist, so ist der Charakter unsrer Musik im Gegensatz ohne Zweifel die Unvernunft, der Unsinn!

Hofrath.

O still, still davon! Wenn Unsinn in einer Oper ist, so hat ihn doch wahrlich nur die Poesie hinein gebracht.

Adam.

Die Oper ist ein Sündenfall der Poesie.

Hofrath.

Nun, dann spielst du den alten Adam bei der Geschichte.

Adam.

Ich wünschte, daß ich nie meine Kunst so weit entwürdigt hätte, eine Oper zu schreiben.

Hofrath.

Goldne Seele, das wünschte ich auch! Denn wenn du sie nicht geschrieben hättest, so hätte ich sie nicht komponirt, und ich gebe dir mein Wort, sollte sie ausgepfiffen werden, wie ich hoffe, so ist blos dein schlechter Text daran Schuld.

Adam.

Im Gegentheil mein Text allein wird sie halten, wenn Ihre Musik, mein Engel, die Zuschauer nicht schon im ersten Akt davon gejagt hat.

Hofrath.

Oho! mein außerordentlicher Herr Poet — —

Franziska,

die immer vergebens zu sprechen versucht hat.

Nein, das wird mir zu toll! Ihr sollt mich anhören! Stehen die beiden alten Menschen da, und zanken und erhitzen sich um einen Pappenstiel wie die Kinder, und hier gilt es — —

Adam.

Hier gilt es die Ehre der Poesie; das ist kein

Pappenstiel, mit Ihrer Erlaubniß. Wer die Poesie angreift, greift mein Leben an!

Hofrath.

Unsinn, göttlichster Poet! ich — —

Adam.

Meinen Sie aber blos die Musik, so hab' ich nichts dawider. Nennen Sie diese einen Pappenstiel: — bon! flacci facio! — je m'en soucie guêre!

Ferdinand.

Bester, theurer Vater! — Herr Hofrath! —

Hofrath.

Menschliche Barmherzigkeit! Dieser theure Vater, und dieser würdige Sohn machen mich noch wahnsinnig!

Franziska.

Hier ist aber die Rede von ganz andern Dingen, liebster Commerzienrath; hier ist die Rede von dem Glück Ihres braven Sohnes — zum Hofrath: hier ist die Rede von dem Glück unserer Nichte.

Hofrath.

Narrenspossen! Der Mensch ist nicht zum Glück gemacht. Nur die Narren sind glücklich auf dieser Welt.

Franziska.

Er liebt unsere Nichte schon seit geraumer Zeit; Cäcilie liebt ihn wieder — —

Hofrath.

Ist nicht wahr!

Franziska.

Sieh der Vernunft die Ehre, lieber Bruder! — Sieh nur einmal das arme Mädchen an!

Cäcilie.

Bester, theuerster Onkel! Sie sind immer so gütig gegen mich gewesen — —

Ferdinand.

Verehrter Herr Hofrath, es soll das höchste Bestreben meines ganzen Lebens seyn — —

Adam,

der indeß mit großen Schritten umhergegangen.

Ha, mein Schatz, Sie haben meine Poesie eine schlechte genannt, weil sie nichts davon verstehn —

Hofrath.

Laßt mich los! zu Adam: Ihre Eitelkeit — zu Daniel hinüberrufend: Halts Maul, Satanas, da drüben!

Franziska.

Deine Neigung zu Cäcilien — —

Adam.

Ich kann mich zum Glück mit gewiegteren Urtheilen trösten. Der verewigte Schiller — —

Hofrath,

der ihnen immer von einer Seite des Theaters zur andern zu entlaufen sucht:

Luft! Luft! Laßt mich sprechen!

Franziska.

Dein Wunsch, Cäcilien zu heirathen, kommt nur aus deinem Kopfe, nicht aus deinem Herzen. Es ist blos eine Grille, eine Fantasie.

Adam.

Der verewigte Schiller hat einst selbst sehr günstig darüber geurtheilt.

Franziska.

Dein Quartettchen im Hause erlangst du ja immer auch auf diese Weise.

Adam.

Von Ihrer Musik hingegen hab' ich tüchtige Musiker sehr bedenklich urtheilen hören.

Cäcilie.

Lieber Onkel, wenn ich auch nicht Violine spiele, so singe ich doch nicht ganz übel.

Hofrath.

Laßt mich gehn! Laßt mich sprechen!

Ferdinand.

Ja in der That, sie singt sehr brav.

Franziska.

Du bedarfst nur eines Augenblicks ruhiger Ueberlegung — —

Adam.

Man sagt, Sie sollen sogar mit den Regeln des reinen Satzes noch stark über den Fuß gespannt seyn —

Hofrath.

Was?!

Adam.

Man spricht von wenig Originalität, Reminiscenzen, und so weiter.

Franziska.

Liebstes Brüderchen, sieh, ich bitte selbst für die armen Kinder!

Cäcilie.

Guter, lieber Onkel!

Ferdinand.

Theuerſter Herr Hofrath!

Daniel,

der indeß aufgehört und mit Theilname zugehört hat.

Thun Sie ein Uebriges für die erſte Violine!

Hofrath,

da er nicht zu Worte kommen kann, reißt er ſich plötzlich mit Gewalt los und ſpringt auf einen Stuhl.

Höllenelement! Ich will ſprechen! Ich muß ſprechen! — ich muß die Arroganz dieſes Menſchen züchtigen! Züchtigen muß ich Sie, ſublimſter aller Narren, und miſerabelſter aller Poeten! Was? Bedenkliche Urtheile — Mangel an Originalität — Reminiſcenzen — reiner Satz — Sie mir das vorwerfen! Selbſt nicht im Stande, nur einen erträglichen Vers zuſammenzuleimen! Jeder Vorleſer kriegt die Maulſperre davon!

Adam.

Es iſt nicht wahr! Alle meine Gedichte — —

Hofrath.

All' Ihre Gedichte ſchaale Proſa, hohle Worte!

Schneiderskinder, die der Vater in die Abschnitzel fremder Pracht und Herrlichkeit gekleidet!

Adam.

Das gröſte Unglück meines Lebens ist nur, daß ich diese Oper für Sie geschrieben habe!

Hofrath.

Der größte Verrath an meiner Kunst, daß ich sie komponirt habe!

Adam.

Ihre Musik bringt mich um Ehre und Dichterruhm.

Hofrath.

Wenn ein Seraph sie komponirt hätte, Ihr unsinniger Text machte sie doch zu Schanden. Sie muß ausgepfiffen werden.

Hofrath und Adam zugleich.

Unsinn im Plane, Unverstand in der Ausführung, Mattigkeit der Situationen, greuliche Verse, mit einem Worte: absolute Miserabilität vom ersten bis zum letzten Buchstaben!

Adam.

Ihre Musik wird auch hier erbärmlich seyn, wie immer. Keine Kraft, kein Leben, keine Empfindung,

keine Melodie, mit einem Worte: Ohren-Tortur von der ersten bis zur letzten Note!

Hofrath.

Meine Compositionen stehen so hoch über Ihren Verseleyen, als die Musik überhaupt über der modernen Poesie, als welche ich mit einem durch die Zeit abgetriebenen Philistergaule vergleiche, den die Fastnachtsnarren noch einmal mit Federbüschen und Schellengeläut aufgeputzt — —

Adam.

Das geht zu weit, Unsinniger! Wer so die Poesie, die göttliche, schmäht und verachtet, kann mein Freund nicht länger seyn. Ich sage Ihnen hiermit alle Freundschaft auf; ich schüttle den Staub von meinen Füßen, und verlasse dieses ungastliche Haus, um es nie wieder zu betreten. — zu Ferdinand. Und du folgst mir auf der Stelle!

er geht rasch nach der Thür.

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, was haben Sie gemacht? Nun ist alles verloren.

Franziska.

Aber theuerster Commerzienrath! — —

Adam.

Es bringt mir nicht Ehre, länger hier zu weilen. Leben Sie wohl!

Ferdinand, zu Franziska.

Ich bitte Sie, was ist das für eine Oper von der sie sprachen?

Franziska.

Nun, Ihres Vaters, meines Bruders Oper, die in der Residenz gegeben werden soll.

Ferdinand, Adam nachlaufend.

Halt, halt, lieber Vater! Nur einen Augenblick! Nur ein Wort — Ihre Oper ist ja bereits gegeben. Adam bleibt stehen und wendet sich um. Sie ist mit dem größten Beifall gegeben worden. Ich war selbst Zeuge davon.

Hofrath.

Was?

Ferdinand,

mit Adam immer weiter nach dem Vordergrund zurückkommend.

Bei meiner Durchreise durch die Residenz, am Sonntag ward sie gegeben. So sehr ich auch eilte, Ihre Oper mußt' ich doch sehen. — Schon die

Ouvertüre ward ſtark beklatſcht; der Beifall ſtieg mit jeder Scene; das Finale des erſten Akts, beſonders der Schlußchor, ward mit Enthuſiasmus aufgenommen — —

Hofrath.

So? Wirklich? Nun, der Chor iſt nicht ſchlecht, ich gebe es zu!

Ferdinand.

Bei dem in der That wunderſchönen Duett im zweiten Akt zwiſchen den beiden Liebenden, war erſt Alles ganz Ohr; kaum regte ſich ein Athemzug; aber bei dem Abgang des Paars, das auch trefflich geſungen hatte, brach das Entzücken unaufhaltſam los. Das Beifallklatſchen dauerte wohl eine Minute, und fing immer wieder von neuem an.

Adam.

Nun! nun! nun! Das Duett iſt auch von meiner Seite nicht übel gelungen, glaub' ich.

Es tritt ein Bedienter herein, der dem Hofrath einen Brief giebt.

Ferdinand.

Das ward auch anerkannt. Alle Stimmen, die ich hören konnte, ließen überhaupt dem Text volle Gerechtigkeit widerfahren.

Bedienter.

Aus der Stadt, durch einen reitenden Boten.

Hofrath.

Ha, von meinem Correspondenten in der Residenz!

erbricht den Brief; ein gedrucktes Blatt fällt heraus; Adam hebt es hastig auf, der Hofrath liest:

»Oper — mit großem Beifall gegeben, wie Sie auch aus der Anzeige in den Zeitungen ersehen werden, die ich hier beilege.«

Adam,

aus dem Zeitungsblatte lesend.

»Wir erinnern uns kaum jemals Zeuge von einem solchen Erfolg gewesen zu seyn, als der gestern gegebenen Oper zu Theil ward.«

Hofrath, lesend.

»Ouvertüre beklatscht — Terzett — Finale — Schlußchor — Duett im zweiten Akt — rauschender Beifall.«

Adam, lesend.

»Wir erinnern uns aber auch nicht, jemals eine Oper gesehen zu haben, wo der Dichter dem Componisten so trefflich vorgearbeitet hätte.« —

Hofrath, lesend.

»Die entzückende Polonaise mit Violinbegleitung erregte, meisterhaft vorgetragen, wahren Enthusiasmus.«

Adam, lesend.

»Text und Musik durchdrangen, unterstüzten und hoben sich wechselseitig.«

Hofrath, lesend.

»Das schöne Quartett, die trefflichen Chöre, kurz jedes Musikstück ward mit lautem Beifall begleitet.«

Adam, lesend.

»Es war ein herrlicher, doppelter und doch einziger Genuß.«

Hofrath, lesend.

»Und so ging es bis ans Ende, wo mit dem Herabrollen des Vorhangs ein wahrer Jubel losbrach. Dem Dichter und dem Componisten ward von der begeisterten Versammlung ein rauschendes dreimaliges Lebehoch gebracht.«

Adam, lesend.

»Wäre das Publikum vorbereitet gewesen, so würden Ihnen Blumen und Kränze nicht gefehlt haben; doch sind wir überzeugt, daß beiden der schönere Kranz unsterblichen Nachruhms nicht entgehen wird.«

Er trocknet sich die Augen. Der Hofrath breitet seine Arme gegen ihn aus; dann eilt er auf ihn zu, umarmt ihn und führt ihn ein paar Schritte vorwärts.

Hofrath.

Alte, goldne Seele, sey nicht böse! Laß allen Groll fahren! Ich will dirs gestehn, ich bin ein Esel gewesen; ich bitte dich um Verzeihung!

Adam.

Ja, lieber Bruder, du bist ein Esel gewesen — aber ich auch! — Dein Burgunder, dein verdammter Burgunder! — Nun, wir heben mit einander auf. — Alles sey vergeben und vergessen! Wir gehen Hand in Hand zum Tempel der Unsterblichkeit!

Sie umarmen sich nochmals. Dann läuft Adam und umarmt Franziska, dann Cäcilien; vor Ferdinand bleibt er einen Augenblick ungewiß stehen; dann umarmt er ihn auch.

Nun, komm er nur her, Ungerathner! Auch ihm ist vergeben! — er führt ihn zum Hofrath. Herr Bruder, wie wärs? — Gieb dem Jungen deine Nichte! heimlich. Bei einem solchen Mitbewerber — dächt' ich — —

Hofrath.

Ey, zum Henker, wenn sie ihn schon früher gekannt und geliebt hat! — ich bedanke mich für einen solchen Hausfreund zum Hochzeitgeschenk. — Er führt Ferdinand zu Cäcilien. Da, in Gottes Namen! Liebt euch und seyd glücklich!

Franziska.

Das war vernünftig, Brüderchen!

Hofrath.

Du, du, Madame Vernunft! mit dir hätt' ich wohl noch ein Wörtchen zu sprechen, doch heut an diesem festlichen Tage — da, umarme mich! — Aber noch eins, Herr Bruder: dein Ferdinand bleibt bei mir. Ich muß doch wenigstens mein Quartettchen im Hause haben.

Adam.

Es sey! heimlich. Es ist ohnehin zu gefährlich für mich, alle Tage in die blauen Augen da zu sehen!

Hofrath,

er holt zwei volle Gläser vom Tisch.

Und nun — die Poesie soll leben!

Adam.

Und die Musik daneben!

sie stoßen an und umarmen sich.

Hofrath.

Aber nun, Daniel, lege er die Stimmen auf! Wir wollen nun gleich die Oper versuchen!

C. W. Contessa.

Ankündigung
von
Carl Wilhelm Contessas
sämmtlichen Schriften.

Das vorstehende Lustspiel: „Das Quartett im Hause" — ist Contessas letzte dramatische Arbeit. Der Tod hat den Dichter nur allzufrüh abgerufen, den Deutschland zu seinen geistreichsten Schriftstellern zählt, und von welchem viele Dichtungen stets als Muster gelten werden. Was er geschrieben, ist bisher nur zerstreut

und einzeln, manches davon auch noch gar nicht abgedruckt worden, deshalb halten sich die Freunde des Vollendeten für verpflichtet, seine sämmtlichen hinterlassenen Schriften zu sammeln und sie in einer vollständigen Ausgabe dem Publicum zu übergeben. Das Werk soll mit Contessas wohlgetroffenem Bildnisse von Bolt nach Krüger geziert seyn, und mit seiner Lebens-beschreibung beginnen, die aus der Feder eines seiner innigsten Freunde fließen wird, der als Verfasser der Biographien von Callot-Hoffmann, und Zacharias Werner dem Publicum bereits rühmlich bekannt

ist. Ich selbst werde die Redaction des Ganzen besorgen, Herr Buchhändler Gö= schen wird das Werk in Verlag nehmen, und es zu Ostern 1826 in zwei Ausgaben, die eine auf Schreibpapier, wie Vander= velde's, Schillings und Claurens Schriften gedruckt, die andere in einer kleinen wohlfeilen Ausgabe auf Druckpapier, wie Klopstocks, Shakespear's und Wielands Schriften gedruckt, auf Pränumeration erscheinen lassen. So wollen drei Freunde des Frühvollendeten sich die Hand bieten, um seinen theuern Namen in Ehren zu halten, seine werthvolle geistige Verlassen=

schaft ihrem deutschen Vaterlande zu über-
geben, und sie zugleich zum schönsten Erbe
für seinen einzigen Sohn zu machen.

Neuhaus den 24. Juni. 1825.

Ernst v. Houwald.

Der Gang zum Eisenhammer.

Glück auf im wilden Bergrevier!
Glück auf, Du wackrer Bergmann, Dir
In Deines Reiches Gränzen!
Da gehst Du fröhlich aus und ein,
Wo durch die Kammer von Gestein
Die muntern Erze glänzen;
Und die Metalle jung und schön
Mit Dir hinauf zum Lichte geh'n!

Wie hat Dein Arm, Dein stiller Fleiß
Hier aufgehäuft umher im Kreis
Der Klüfte reichen Seegen:
Hier flimmert's hell und sonnenklar,
Dort blinkt's wie Sternlein wunderbar
Aus lauterm Fels entgegen,
Dort wieder hüllt den Himmelsschein
Wohl noch der Erdenmantel ein! —

»Was Alles hier ist aufgehäuft,
Ist Seegen, der da unten träuft,
Wie oben auch der Seegen;
Das kömmt uns auf der finstern Bahn,
Wie auch das Kleid ihm angethan,
Zum sichern Lohn entgegen,
Wenn's nun zuletzt der edle Brand
Befreyt vom dunklen Erdenband.« —

Da trägt er nun die Erze dort
So leicht auf seiner Schulter fort,
Den Ofen zu beschicken;
Wie unten dunkel steht das Haus,
So wirft es oben Flammen aus,
Die nach den Wolken zücken,
Indeß sich, langsam fortbewegt,
Der Rauch rings an die Tannen legt;

Und an die Flamme, seht! da tritt
Der Mann dort mit dem stillen Schritt
Und in der Zinne Gluthen,
Da wirft er's kraftvoll nun hinein,
Daß sich das Erz und das Gestein
Nun muß zu Tode bluten,
O! wah'r Du Dich am Feuerheerd,
Daß nicht der Brand auch Dich verzehrt —

»Wie's eben trift! wer auch ſich wahrt,
Wird drum nicht immer aufgeſpart
Zum ſanften Sterbekiſſen;
Das Alles muß die Eine Hand,
Die uns ſo nahe führt zum Brand,
Das muß die Hand wohl wiſſen,
Die ja auch in der Bibel klar
Schon mit den Drey'n im Ofen war.«

Und wie das Alles Mondenlang
So ſtill und ſtättig geht den Gang,
Wie Jedem iſt beſchieden!
Aus zwanzig Schichten zuckt und brennt
Zum Erz hinauf das Element
Und will's zum Guße ſieden,
Daß ſchon der Menſch muß treten weit
Von dieſer Kräfte wildem Streit!

Wer aber führt den Höllenfluß
Nach unten ſicher zum Erguß
Nach feſtem Plan und Willen?
Daß die Metalle klar und rein
Sich ſondern von der Schlacke Stein
Und Eure Formen füllen?
Wo keine Kunſt mehr, keine Hand
Regieren kann den wilden Brand?

»Auch das ist Alles wohl bedacht!
Jetzt tritt das Eisen auf mit Macht
Und drückt und strebt nach unten,
Indeß die Schlacke hohl und leicht
Von selbst vom edlen Guße weicht
Und oben wird gefunden,
Und so der Mensch, der das betreibt,
Doch noch zuletzt der Herr noch bleibt.«

Da strömt's da unten nun im Haus,
Wie Feuerbäche strömt es aus,
Und Sternlein wieder drinnen;
Da ist der Schlacke Feuerthor,
Die drängt sich zäh und schuppig vor
Bis Fluß und Brand gerinnen,
Und zwischen Brand und Gluth und Fluß
Tritt unbesorgt des Bergmanns Fuß.

Denn neues Werk hebt wieder an;
Im Eisenbrunnen aufgethan
Wallt's dünn, wie Wässer wallen:
Mit Riesenschaalen schöpft die Hand
Das Eisenwasser, läßt den Brand
Stumm in die Formen fallen,
Und leichter Sand, der Formen Haus,
Der prägt sich erst das Eisen aus.

» Da sieh'! den dunkelschönen Glanz
Das Wappen mit dem Rautenkranz,
Der rein und gut gelungen;
Wie der noch immer grünt und sprießt
Und fromm auch sein Gebirg' umschließt,
Das er so stets umschlungen.
Drum soll auch nur das Wappen schön
Auf unserm guten Eisen stehn. «

Was zierlich sich im Guß nicht flicht,
Das ist darum verlohren nicht,
Und steht auf andern Proben;
Der Eisenborn strömt immer fort
Und fällt ins Bett von Sande dort,
Bis das auch voll bis oben,
Und sich die Massen groß und schwer
Zum Dienst auch stellen rings umher.

Wie Feuer wieder nimmt den Lauf,
Macht sich nun auch das Wasser auf;
Mit wilden Hammerschlägen
Nun wird das Eisen in der Welt
Zum Dienst erst ehrlich angestellt,
Muß strecken sich und regen;
Und nun erst wird's durch alles Land
Des Menschen Stab, des Menschen Hand!

»Wir sind ja wohl nicht Alle gleich.
Sprach Jener: ach! im Erdenreich!
»Doch muß ein jeder frommen
Zum Werk, das Gott ihm auferlegt,
Und wer's nur recht am Herzen trägt,
Wird auch zu Ehren kommen,
Dort wo die Arbeit und der Lohn
Im Gleichen stehn vor Gottes Thron!«

»Drum treib' ich recht in Gott vergnügt
Das schwere Werk, das auf mir liegt,
Mit jedem frischen Morgen;
Ist schwere Zeit auch manchmal nah,
Der gute König ist noch da,
Der wird das auch versorgen,
Und wenn's auch der vergessen könnt',
Das allerhöchste Regiment.«

Fr. Kuhn.

Macht der Gewohnheit.

Die Hoffnung, schön, wie unter Rosen
Ein jugendlicher Morgentraum —
Wie reizend naht sie sich — doch kaum
Beginnet sie, uns liebzukosen,
So läßt sie schon den Freudelosen,
Verlaß'nen stehn im öden Raum.
Auch Lieb' und Freud', ihr reinstes Feuer
Erlischt oft, kaum erst angefacht!
Nichts widersteht der Stunden Macht! —
Gewohnheit nur begleitet treuer
Uns bis zur letzten dunklen Nacht.
Im Hüttenraum, wie auf dem Throne,
Herrscht ihre milde Kraft; sie bricht
Die Spitzen von der Dornenkrone,
Die ein gequältes Haupt umflicht.
Zwar diese Milderung der Qualen
Des Kummers läßt sie sich gerecht
Von jenem Freudenkelch bezahlen,
Wo sie, bei schwelgerischen Mahlen,
Die Lust im Vollgenusse schwächt.
Doch liebt sie, Theures zu bewahren,

Schlingt fester ein geliebtes Band.
Was je verwais'te Lieb empfand,
Das, guter Tim, hast du erfahren,
Als dir dein Heiliger verschwand.

Tim brachte betend jeden Morgen
Dem heil'gen Lorenz seine Sorgen
Und seine frommen Wünsche dar.
Vor allen Dingen nie vergessen
Ward seines Heiligen Altar,
So sehr das Bild auch schon zerfressen
Von schnödem Wurmgesindel war.
Schon hatt' er einen Arm verloren;
Was ihm an Gliedern auch gebricht,
Ihn hat er einmal sich erkoren,
Ihm dienen ist ihm süße Pflicht.

Den Vater besser zu erbauen,
Läßt ihm der Sohn von guter Hand
Den Birnbaum, der im Hofe stand,
Zu einem heil'gen Lorenz hauen,
Und stellt mit kindlich frommem Sinn
Ganz heimlich in der Hauskapelle
Den neuen Lorenz an die Stelle
Des alten halbzerfall'nen hin,
Und bringt die staubigen Ruinen

In einen obern Raum hinauf;
Die Hauskapelle putzt er auf,
Um recht viel Dank sich zu verdienen.
Am nächsten Morgen geht sodann
Der Vater zur gewohnten Stelle:
Da blickt ihn aus der kleinen Zelle
Der unbekannte Lorenz an.
An den soll sein Gebet sich wenden?
Das kann's nicht! lieber bleibt es stumm.
Er murmelt leise: »Weh den Händen,
Die das gethan,« und kehret um,
Und sucht im Hauf' an allen Enden
Nach seinem Heiligen herum.
Nichts konnte schmerzlicher ihn kümmern!
Er fühlt allein, was er verlor;
Drei Treppen quält er sich empor,
Da trägt er den verworf'nen Trümmern
Den Inhalt seiner Seele vor.

Drob fragt der Sohn ihn sehr bekümmert:
„Gefällt euch, lieber Vater, nicht
Das neue Lorenzangesicht?
Der Alte war so ganz zertrümmert!«
Der Vater wendet sich und spricht:
»Der Alte segnete noch immer
Auch mit der Einen Hand mein Haus;

Das Neue wird das Alte nimmer;
Ich bin ja selbst nur eine Trümmer;
Der Alte hielt mit mir schon aus.
Der Neue mag den nicht vertreten,
An den mein Herz sich einst gewandt:
Wie kann ich zu dem Heil'gen beten,
Den ich als Birnbaum noch gekannt?«

C. A. Tiedge.

Des Sünders Segen.

»Hebe dich von dieser Stätte,
Grauser Sünder, Ungeheuer;
Stürze von des Tempels Stufen
In die Thäler der Verworf'nen!

»Nimm hinweg mit deinen Freveln,
Deine fürchterliche Beichte;
Daß sie nicht vor meinen Ohren
Uebertöne Gottes Stimme!

»Sinken würden dieſe Hallen,
Wölbten ſie nicht Engelſcharen;
Gähnen würde dieſer Boden,
Füllten ihn nicht fromme Grüße.

»Geh', verſchmachte in den Oeden,
Geh', verzweifle in den Wüſten,
Wo der Herr mit Thau der Wunder
Seine Heiligen ernährt.

»Fluch ſey jedes Wort des Segens,
Das von deinen Lippen tönet,
Gräßlich deine Sterbeſtunde,
Wie die Stunde deines Frevels.

»Keine milde Rechte ſchließe
Dein im Tode ſtarres Auge,
Wie die Erde, nie den Abgrund,
Wo vermodert deine Leiche.« —

Alſo ſprach ein heil'ger Seher
An dem Eingang' eines Tempels,
Aus dem Heiligthum verſtoßend
Einen tief gebeugten Sünder.

Schwankend auf gelähmte Glieder
Raffte ſich empor der Sünder;

Heulend floh er in die Wüſten
Ueber Schlangen, über Dornen.

Sonnen ſanken, Sterne ſtiegen
Freudlos ob dem Haupt der Wüſte,
Lechzend lag der Todespilger
An dem Rand verſiegter Quellen.

Doch bald zogen milde Wolken
Kühlend um des Himmels Stirne,
Und ein Thau fiel auf die Wüſte
Und ein Schlummer auf den Sünder.

Sterbend fühlt' er ſich erwachen
In den Armen eines Fremdlings,
Eines Greiſen, gramgebeuget,
Doch voll Mitleid ihn betrachtend.

»Pilger,« ſprach er, »weit vom Altar
Wandelſt du der Himmelsgnade;
Sieh'ſt du, wo der Morgen taget,
Dorthin wandle — nach dem Lichte.

»Gerne dient' ich dir zum Führer,
Harrt' ich nicht in dieſen Eb'nen
Auf das Nahen eines Engels,
Der den Sohn mir wieder ſchenke.

»Ach! in dieser Todesgegend
Hab' ich gestern ihn verloren;
Nur der Löwen hohles Brüllen
Schien mir von ihm eine Kunde.« —

»Greis,« erwiedert ihm der Pilger,
»Hoffe nicht mehr, ihn zu finden;
Wo den Engel du begehrtest,
Hast gefunden du den Sünder.

»Sieh'st du, wo die Morgenröthe
Niederströmt vor Gottes Füßen,
Ward verworfen meine Reue,
Ward verworfen mein Gebet.

»Höre dann, um nicht zu murren
Gegen den, der uns verdammet,
Wessen Haupt auf deinem Schooße
Mit dem Fluche Gottes lag.« —

Bebend neigte sich zum Lauschen,
Doch erbarmungsvoll, der Fremdling,
Schon wie Todesseufzer drangen
Worte von des Pilgers Munde.

Ausgesprochen war die Beichte
Und es rann in schweren Tropfen

Todesschweiß vom Haupt des Sünders,
Thränen aus des Greisen Augen.

»Arme Menschheit,« sprach er seufzend,
„Prangst du selbst in deiner Reue,
Warum wähnst du dich gesunken,
Von so hoch herabgestürzt? —

Deine Tugenden sind Wünsche,
Die das Schicksal dir vereitelt,
Deine Frevel sind nur Schwächen,
Die ein finst'rer Tag vergiftet.

Des Gewissens Marterstrafe
Endigt vor dem Thron der Gnade,
Wie der Hölle Hohngelächter,
Welche des Gefall'nen spottet.

Streng' sind, Herr, die dich verkünden,
Aber mild sind, die dich ahnen,
Milder, als in deinen Tempeln,
Richtest du im Schooß der Wüsten.

Nahe, himmlische Versöhnung,
Die verkläret auch die Reue,
Und des Engels Sturz zum Abgrund
Gleich des Wand'rers Straucheln achtet.« —

Und er hob vom dürren Boden
Schonend den verzagten Sünder,
Dessen Haupt im Staube ruh'te,
Wie vom Blutgerüst gefallen.

In die leichenstarren Züge
Trat ein heit'res Todeslächeln;
Seine kalten Hände sanken
Auf des Greisen welke Stirn:

»Der du jedes Auge schließest,
Dank für diese Sterbestunde;
Seegen ihm, der mich getröstet,
Gieb ihm wieder seinen Sohn.« —

Und den letzten Schmerzen neigte
Lächelnd sich sein Haupt auf ewig,
Friedlich, wie die bleichen Lippen,
Schlossen sich die müden Augen.

Und der Greis in Thränen späh'te,
Für das Grab des Sünders suchend
Eine minder rauhe Stelle,
Als sein Sterbelager war.

Sieh', da eilet ihm entgegen
Plötzlich der verlorne Knabe,

Schöne Fluren ihm verkündend,
Und die Wüste füllte Wonne. —

Also nach der Milde Rath,
Also nach der Vorsicht Wegen,
Ward des Heil'gen Fluch versühnt,
Und erfüllt des Sünders Segen.

W. v. Maltitz.

Der schnelle Bote.

»Ihr wähnt, der greise Löwe schlafe,
Verdankt mir so des Vaters Huld?
Weil Gnad' ich oft geübt für Strafe,
Schoßt wuchernd auf die blut'ge Schuld?
Dreifache Mordthat ward begangen
In letzter, monderhellter Nacht,
Der Thäter Einer nur gefangen —
Auch ihn entriß das Volk der Wacht!

So möge ſtrenges Recht denn zähmen
Solch zügelloſen Uebermuth,
Nichts mehr den Arm des Richters lähmen —
Vergoßnes Blut verbüße Blut!
Und wär's der Nächſte mir am Throne,
Der minder Pflicht und Satzung ehrt,
Als blinder Rache Trieb — ihm lohne
Auf dem Schaffott des Henkers Schwert!«

So ruft im Kreiſe der Vaſallen
Alfonſo zürnend, und ſein Blick,
Dem freudig ſonſt die Herzen wallen,
Hält jedes Herzens Schlag zurück.
Kein Odem weht — die Todtenſtille
Durchbricht von außen Jammerton;
Ein hehres Weib in Trauerhülle
Stürzt durch die Pforten, kniet am Thron'.

Renata iſt's, die Zier der Frauen,
Der Königstochter Führerin;
Die thränenloſen Augen ſchauen
Starr in die Luft mit irrem Sinn.
Sie fleht, die Hände hochgerungen:
»O König! räche Mutterſchmerz!
Auch mein Herz hat ein Schwert durchdrungen;
Denn es durchſtieß des Sohnes Herz!« —

»Noch mehr des Frevels?« — ruft aufs neue
Alfonso, schier vor Zorn erblaßt —
»Wo wohnt noch Sicherheit und Treue,
Umlauert Mord selbst den Pallast? —
Verkünde schnell, was sich begeben —
Des Schuld'gen Todesstunde schlägt;
Er soll den Abend nicht erleben,
Da man zur Gruft das Opfer trägt!« —

»Nicht kann ich Euch die Flamme nennen,« —
Beginnt Renata tief betrübt —
„Die Haß und Rachgier ließ entbrennen
In Herzen, die sich jung geliebt;
Doch als, erquickt vom Frühgebete,
Zu schau'n des Gartens Morgenpracht,
Ich heute den Balkon betrete —
Umfängt mich plötzlich Todesnacht.

Und als ich wieder Licht gewahre,
Obwohl durchzuckt von Frost und Glut,
Umfaß' ich eine blut'ge Bahre,
Auf der mein Einz'ger — Pedro — ruht.
Er scheint die Mutter noch zu kennen,
Er stammelt meinen Namen leis;
Doch will er nicht den Mörder nennen,
Beschwör' ich ihn auch noch so heiß.

Und schon erlöschen seine Blicke;
Er athmet, röchelt nur noch schwer,
Erhebt sich krampfhaft, sinkt zurücke —
Sein Pulsschlag stockt — er ist nicht mehr!
Das blut'ge Räthsel blieb verschlossen,
Bezeugte nicht der Jäger Schaar,
Daß, der des Jünglings Blut vergossen,
Sein Jugendfreund, Riccardo, war!« —

»Riccardo!« bebt es durch die Runde,
Und mancher Wange Roth wird bleich;
Der König selbst, ob dieser Kunde
Erschüttert, ruft: »Weh dann dem Reich,
Wenn solch ein Tapfrer, Er, die Blume
Der Ritterschaft, des Landes Schutz,
Gekrönt mit jeder Tugend Ruhme,
Selbst bietet den Gesetzen Trutz!

Wohl meinem Herzen nah' und Throne —
Doch, übt' er diese schwarze That,
Verfallen ist sein Haupt! Es lohne
Ihm blut'ge Aerndte blut'ge Saat!
Auf! auf! man such' ihn aller Enden,
Verfolge die geheimste Spur,
Und — meinen Zorn von ihm zu wenden,
Wagt, wer ihn selbst nicht fürchtet, nur!« —

Zwei schwüle Tage sind verflossen;
Ein unbekanntes Bergschloß hält
In düstre Mauern eingeschlossen
Den Ritter, dem Gericht verfällt; —
Leicht könnte sich das Volk erheben,
Deß Herz Riccardo zugewandt —
Er selbst, verzichtend auf das Leben,
Hat frei die blut'ge That bekannt.

Der dritte Tag bricht an, zu zünden
Die Fackeln um die Todtengruft;
Da hört man das Gebot verkünden,
Das Alle vor den König ruft.
Alfons, schon durch die Silberweiße
Des Scheitels übend stille Macht,
Schaut rings im glanzgeschmückten Kreise
Nur auf Renata's Trauertracht.

Und wieder waltet tiefe Stille
Durchs hochgewölbte Prunkgemach;
Da ruft Alfonso: »Ich erfülle,
Obwohl voll Leids, was ich versprach.
Riccardo's schuld'ges Haupt wird fallen,
Eh' dieses Morgens Licht verglimmt,
Und auf in ihre feuchten Hallen
Die Ahnengruft das Opfer nimmt!« —

Sieh! — bleich, selbst ähnlich einem Todten,
Bricht durch die Reihen rasch hervor
Diego, den zum schnellen Boten
Der König huldvoll sich erkohr,
Weil er den Wettlauf einst begonnen
Mit einem Reh, gestreift vom Pfeil,
Der Meute wüth'ger Hast entronnen,
Von ihm erreicht mit Windeseil.

Wohl jeder Blick fällt auf den Kühnen,
Der vor des Königs Zorn nicht zagt
Und, Richards schwere Schuld zu sühnen,
Die streng verpönte Bitte wagt:
»Laß, Herr, mich für den Edlen sterben,
Nimm für sein Haupt das meine hin!
Wie könnt' ich schönern Tod erwerben?
Ihm dank' ich, was ich hab' und bin!

Todt lag die Mutter in der Hütte —
Nur winseln konnt' ich noch, nicht schrei'n;
Da stürzt' er durch der Flammen Mitte,
Durch schwarzes Rauchgewölk herein,
Umfing mich, trug mich zu dem Rosse,
Und sandte mich an treuer Hand
Nach seinem väterlichen Schlosse,
Wo ich in ihm den Vater fand.

Wie möcht' ich wohl in Worte faſſen,
Was liebend er für mich gethan?
Er lehrte mich das Unrecht haſſen —
Als Leitſtern glänzt' er mir voran!
Und als nach langer Jahre Reihe
Geprüft er meinen treuen Muth,
Da rief er ſtill befriedigt: Weihe
Der Kön'ge Beſtem Dienſt und Blut!

Und dieſes theure Haupt ſoll fallen,
Dieß Aug' verdunkeln Todesnacht? —
Nicht ſiegreich ſein Panier mehr wallen,
Sein Schwert nicht lenken mehr die Schlacht?
O! nur ein Trug konnt ihn umweben —
Nicht blut'gen Mord nennt ſeine Schuld! —
Und — göttlich ſchön iſt's, zu vergeben,
Der Kön'ge göttlich Vorrecht Huld!« —

Entathmet ſinkt der Jüngling nieder,
Liegt lautlos zu des Königs Knie'n;
Alfonſo's Wort erhebt ihn wieder:.
»Steh' auf! Dein Wagniß ſey verzieh'n!
Du ſprachſt beredt für böſe Sache,
Ich achte treuer Herzen Werth;
Doch heiſcht der Schmerz der Mutter Rache,
Und Schwertes Mißbrauch rächt das Schwert.«

Diego wankt. Herbeigerufen
Führt ihn die Wache aus dem Saal.
Da wirft sich zu des Thrones Stufen,
Hold, wie der Morgensonne Strahl;
Die Jüngste von der Kön'gin Damen,
Und Aller Blicke ruh'n auf ihr,
Und Alle flüstern ihren Namen:
„Almeria! — auch diese hier?«

Und sie beginnt: »Darf Treue wagen,
Des Richters zorn'gem Blick zu nah'n,
Betritt, wer selbst sich muß verklagen,
Von Angst getrieben, gleiche Bahn.
Nicht Zeit ists mehr, daß ich verhehle,
Was mir nur, mir allein bewußt;
Zagt auch die bange Mädchenseele,
Die Felsenlast muß von der Brust!

Kaum daß ich durch der Kön'gin Gnade
Das stille Vaterschloß verließ,
Als, wie gebannt an meine Pfade,
Don Pedro Neigung mir bewies.
Ich, kaum der Kindheit Traum' entronnen,
Fand mich geschmeichelt, hoch geehrt;
Leicht war mein sorglos Herz gewonnen —
Er ward mir als ein Bruder werth.

Da zog, umschimmert von Trophäen,
Riccardo ein ins Königsschloß.
Manch Auge sah ich nach ihm spähen;
Er hob nach mir den Blick vom Roß,
Ließ hoch es steigen — ich erbebte,
Entzog bestürzt mich seinem Blick;
Doch — an dieß erste Grüßen webte
Bald schwarze Fäden mein Geschick.

Um liebendes Erwiedern warben
Nun beide Freunde gleich entbrannt.
Don Pedro schmückten meine Farben,
Mein Herz war Richard zugewandt.
Nicht wagt' ich, jenen zu betrüben,
Doch als mir dieser Liebe schwur,
Gelobt' auch ich, ihn treu zu lieben,
Und foderte Verschweigen nur.

Ihm blieb hievon der Grund verborgen;
Ich ahnte bebend, daß Gefahr
Für beide Freunde zu besorgen,
Nähm Pedro unsers Bundes wahr;
Ich hofft' ihn sanft von mir zu lenken
Durch kühl're Rede, seltner Sehn,
Und, könnt' er dann Gehör mir schenken,
Wollt' ich die Wahrheit ihm gesteh'n.

Doch fruchtlos stets blieb mein Bemühen;
Was ich zur Sühnung mir erdacht,
Ließ Pedro heißer nur erglühen;
Selbst jene Glut ward angefacht,
Die nun uns Alle wird verzehren,
Weil ach! des Zufalls dunkles Spiel —
Wer kann den finstern Mächten wehren? —
Uns ausersehn zu seinem Ziel.

Jüngst hatt' ich eine Waffenbinde
Für Richard insgeheim gestickt,
Von Farbe weiß, mit Goldgewinde;
Daß Pedro sie dereinst erblickt,
Als ich, beschieden schnell zu Hofe,
Das Zimmer ließ mit eil'gem Schritt,
Verrieth mir erst die treue Zofe,
Als Richard jüngst vorüberritt.

Ich sah sie zittern und erbleichen;
Sie rief mit angsterfülltem Ton:
»Schaut Pedro dieses Liebeszeichen, —
Auch er ritt früh zu Walde schon —
Wie leicht, daß Zwietracht sich entzündet,
Die Hof und Land in Trauer hüllt!« —
Was ahnend ihr das Herz verkündet —
O wehe mir! — es ward erfüllt!

Ja, wehe mir, — mir, die die Flammen
In beider Freunde Busen warf,
Und, ist Riccardo zu verdammen,
Auch nicht dem Tod' entrinnen darf! —
Durch mich hast du den Sohn verloren,
In mir sieh Pedro's Mörderin,
Du, edles Weib, das ihn geboren —
Mich nimm zum Sühnungsopfer hin!« —

Renata, ob von Mutterschmerzen
Zur Rachefodrung angeregt,
Fühlt Mitleid doch im sanften Herzen,
Und eilt zum Throne tief bewegt:
»Wohl ward die weiße Schärp' gefunden,
Die meinem Arm entriß den Sohn;
Riccardo schlang sie um die Wunden
Des Sterbenden, eh' er entflohn.

Oft sah ich Pedro's Blicke brennen —
O! leicht erglomm der Kampf durch ihn;
Er wollte nicht den Thäter nennen,
Er fühlte Reue — hat verziehn!
Nicht falle mir, dem Er vergeben,
Den er wohl zwang zur Gegenwehr —
Mir ruft ja doch den Sohn in's Leben
Des tapfern Ritters Tod nicht mehr!« —

»Vergebens!« — ruft mit dumpfem Tone
Alfonso aus — »Es wär zu spät,
Selbst, wenn der Erbe meiner Krone,
Die Kön'gin selbst, für Richard bät.
Ob ich auch wollte Nachsicht üben,
Schon trägt, es zu vollstrecken schnell,
Das Todesurtheil unterschrieben
Ein Roß nach St. Albans-Castell!«

Da sieht man schnell den Kreis sich theilen,
Diego stürzt aufs neu herein:
»Laß, Herr, dem Boten nach mich eilen —
Zu spät? — beim ew'gen Gott! nein! nein!« —
»Versuch's denn!« Rascher wird vom Bogen
Der Pfeil nicht durch die Luft entführt;
Schon sieht man fern die Federn wogen,
Bis diese auch der Blick verliert. —

Und auf ihm wohlbekannten Wegen,
Schon oft durcheilt auf Königs Wort,
Auf schwanker Bohle, hoch gelegen,
Eilt Gemsen gleich Diego fort.
Ihn hindert weder Sumpf, noch Graben;
Sengt gleich die Mittagssonne heiß,
Die Luft nur darf ihn fächelnd laben,
Er achtet nicht auf Durst und Schweiß.

Schon zeigt sich, gleich des Adlers Neste,
Auf wolkenhoher Klipp' erbaut,
Mit Thurm und Wall die Felsenveste,
Zu der er zagend aufwärts schaut;
Der Athem fehlt; der Gaum ist trocken,
Und immer matter wird sein Flug —
Da kündet dumpfer Hall der Glocken
Ihm an, jetzt ordne sich der Zug.

Ein Blick empor spricht seine Bitte
Um Stärkung aus, und neu belebt
Gelangt mit angestrengterm Schritte
Er dahin, wo der Berg sich hebt.
Er weilt nicht, daß er Athem hole,
Und doch trifft ihn des Zufalls Zorn;
Ach! durch die dünngelaufne Sohle
Bohrt tief sich ein der schärfste Dorn.

Er beugt sich schnell, ihn auszuziehen;
Das Blut sprützt quellengleich empor;
Umsonst, doch schmerzlich ist sein Mühen —
Da öffnet sich der Vestung Thor.
Er hört des Todtenzugs Gesänge,
Reißt aus den Dorn - und schaut — o Gott! —
Hoch auf der Platte Volksgedränge,
Den Kreis schon bildend ums Schaffott.

Ihm bleibt nicht Zeit, sich zu verbinden,
Entbehrlich jetzt selbst nicht das Tuch;
Er schwenkt's — ob fast die Sinne schwinden,
Noch gilt es rettendem Versuch!
Er färbt mit Blut die stein'gen Pfade —
Kommt näher schon — das Richtschwert blinkt —
Man sieht ihn — hält — laut kreischt er: »Gnade!«
Ein Blutstrom folgt — er zuckt — er sinkt!

Riccardo lebt — betäubt von Schrecken,
Als er den bleichen Jüngling sieht,
Den Hülf' und Thränen nicht erwecken,
Mit blut'gen Rosen überblüht. —
Noch steht in die Bastei gemauert
Des Läufers Steinbild, falb ummoost,
Und — wer um Menschen-Undank trauert,
Blickt auf zu ihm — und findet Trost!

Kind.

An Matthissson.

Freund! Ahnst Du, wieder ein Gesunder,
Doch Hartgeprüfter, im Geleit
Der Wehmuth, der Begeistrung Zunder,
Besinge dann, voll Herzlichkeit,
Luisen *) ach! den Schmuck, das Wunder
Der weiblichen Bescheidenheit!
Gib uns Ihr Leben kund und kunder,
Zum heiliger'n Petrarch geweiht!
Du hörst Sie preisen, ohne Neid,
Von unsern Frau'n und Jungfrau'n allen.
Nie, bis verschwinden Raum und Zeit,
Soll in der Lieb' und Freundschaft Hallen
»Die Wolke der Vergessenheit
Das holde Psyche-Bild umwallen.« **)

Fr. Haug.

---

*) Luise Matthissson verließ die Erde am 13. November 1824. 33 Jahr alt.

**) Eine Stelle aus Matthissons Gedichten.

Der Kriegsgefangne.

Ein tiefdunkler Herbstabend des Jahres 1806 hielt mit Schneegestöber und schweren Wolkenzügen das einsam in des Lübekschen Ostseestrandes Nähe gelegne Stammschloß des Herrn von Wartenhorst umschleiert. Die Familie, ausser dem seit mehrern Jahren verwittibten, schon ziemlich alterndem Hausherrn, aus zwei schönen Nichten und einem noch ganz knabenhaften, freudig heranwachsendem Sohne bestehend, pflegte sich sonst wohl an dem stark vom Meere heraufziehenden Sturmgetose des Herbstes mit absonderlichem Vergnügen zu ergötzen, die Sicherheit in der behaglich festen Wohnung nur desto anmuthiger empfindend. Aber für jetzt blieb es mit jener Sicherheit nur ein höchstbedenkliches, ja bei klarer Ueberlegung schon mehr als halbverdorbenes Spiel. Denn die verlornen Schlachten von Jena und Auerstädt bedrohten um diese Zeit das ganze Norddeutschland — welches sich bis dahin großentheils für vollkommen sicher gegen die revolutionaire Obermacht Frankreichs

gehalten hatte, und oftmal stolz, beinahe verachtend dahin überschaute — mit einer rächerischen Ueberschwemmung Buonapartischer Heerhaufen.

Aber in manche Gemüther wollte eine solche Wahrscheinlichkeit oder gar Gewißheit noch durchaus nicht hinein. In diesem Sinne sprach auch jetzt der Herr von Wartenhorst, verdrießlich in dem großen Familiensaal auf und abgehend, während die Nichten bei ihren weiblichen Arbeiten saßen und der Knabe in einem großen Buche blätterte:

»Es ist unmöglich! Nein unmöglich ist es, was einzeln versprengte Flüchtlinge aussagen, und was Briefe, im ersten Schrecken geschrieben, und selbst auch öffentliche Blätter melden wollen. — Zwar daß die Preussen eine Schlacht verloren haben, meinethalben auch zweie, — das mag wahr seyn; — ja, ich glaub' es sogar. — Aber was ist denn eben damit so großes verloren!«

Hersilie, die Aelteste der Nichten, sahe erschreckt von ihrer Arbeit auf, und die wunderschönen großen Augen mit einem Ausdrucke junonischen Unwillens auf den Hausherrn wendend, sagte sie: »was damit Großes verloren wäre, Oheim? — Ist das so Kleines, wenn die Blüthe eines heldenmüthigen Volkes gleich unter den ersten Schlachtendonnern in ihr Blut sinkt?« — Da fuhr der rasche Knabe Woldemar

vom Lesen in die Höhe, sprechend: »Du hast wohl Recht, Hersilie! Gewiß, Du redest von dem herrlichen Heldenprinzen Ludwig Ferdinand, den man oft mit dem homerischen Achilles verglichen hat, und der nun ein eben so frühzeitiges Ende fand, als Jener. — Raschliebend! Raschzürnend wie der junge Griechenheld! — so sprach einmal von ihm der muntere preussische Reiteroffizier, der uns hier vor einem halben Jahre besuchte. Wie hieß er doch gleich?«

Tiefer auf ihre Nähterei sahe Hersilie nieder, und ihre Schwester Elise antwortete rasch: »Herr von Tiefenborn hieß er.« — »Ganz recht!« sagte Woldemar. Und mit seinem Vornamen hieß er Hermann. O wie so viel des Großen und Schönen wußte er von dem uralten Hermann, dem Cheruska-Helden zu erzählen! Gewiß, Hermann von Tiefenborn ist auch mit dem tapfern Prinzen Ludwig Ferdinand bei Saalfeld eines recht schönen Heldentodes gestorben.« — Elise wandte besorgt das blondgelockte, zierliche Köpfchen nach ihrer Schwester hin, aber diese blickte begeisterten Auges nach dem Knaben, reichte ihm die schöne Hand, und sagte: »gewiß, Du kleiner Seher, da hast Du recht.» — »Wie stark Du bist, meine hohe Hersilia!« flüsterte ihr Elise in's Ohr; aber da drangen zwei große, perlen-

helle Thränen in der wahrhaft erhaben schönen Hersilie Augen. —

Der Hausherr hatte von dem Allen wenig oder nichts wahrgenommen. Die in Befürchten und Hoffen ringenden Gebilde seines Innern hielten ihn allzubefangen, und so geschah es, daß er nach einer Weile, in seinem vorigen Selbstgespräch fortfahrend, abermal ausrief: »Nein unmöglich! — Zwar, wie gesagt, ich bestreite die verlornen Schlachten nicht. Schlachten sind hohe Glücksspiele, von oft ganz unerhört wunderlichem Ausgange. Aber was bei Jena und Auerstädt gedonnert hat, kann doch unmöglich so schier unmittelbar die Grundfesten dieses Ostseestrandes mit erschüttern. Hier — es ist ärgerlich, daß man dergleichen erst noch zu betheuern nöthig hat — aber so viel ist unwidersprechlich gewiß, hier können wir vor der Hand noch keinen unmittelbaren Verderbenstoß des politisch-militairischen Erdbebens mit empfinden.«

In demselben Augenblick donnerte ein gewaltiges Poltern gegen den verschlossenen Thorweg des Hofes, und einige rauhe Stimmen riefen draussen: »aufgemacht! oder wir brechen und reissen Euch das steinerne Genist über den Kopf zusammen! — Mais ouvrez donc! Les Français n'aiment pas qu'on les

fasse attendre! — Aufgemacht! In des Kukkuks Namen!« —

Der muntre Knabe Woldemar sagte funkelnden Auges und keck in die Hände schlagend, obgleich mit etwas erblassenden Wangen: »Vater, da ist wahrhaftig der Feind, und eigentlich ist es doch hübsch, daß man so was Kurioses erlebt!«

»Meinst Du?« sagte der Hausherr sehr ernst, aber in würdiger Fassung. »Ich dachte als Knabe auch ungefähr so, als der siebenjährige Krieg durch Niedersachsen raste. Aber in der Nähe sieht's nicht so hübsch aus, als in Deinen Historienbüchern. Das kann ich Dir vorher verkündigen.« — Während dieser Worte hatte er Hut und Oberrock herbeigesucht, und sich noch sonst gegen die Kälte verwahrt. Nun wollte er das Fenster öffnen, die ungebetenen Gäste zu bedeuten, daß sie hier nicht auf Preussischem, sondern auf neutralem Gebiete ständen. Aber da krachte und schwankte schon das Hofes-Thor vor wiederholten Waffenstößen, und schmetterte jetzt, der Gewalt weichend, auf das Steinpflaster nieder. Dunkle, tiefverhüllte Gestalten zu Roß und zu Fuß drangen über die verletzte Schwelle in den Hof; aufschreiend rannten Hersilia und Elise von hinnen, sich in ihre Gemächer zu verschließen; der Knabe Woldemar klammerte sich fest an seinen Vater, so daß ihn dieser

schier unwillkührlich mit sich nehmen mußte, als er hinauseilte, den Eingedrungenen, so gut es sich thun lassen wolle, zu begegnen. –

Es mochte einen doch etwas imponirenden Anblick geben für die wilden Gäste, als nun der greise Hausherr oben auf der breiten, grade nach der geöffneten Hausthüre leitenden Quadertreppe erschien, von hoher, feierlich grader Gestalt, einen Silberarmleuchter mit drei brennenden Kerzen in der Hand, an ihn geklammert der schöne, zornigscheue Knabe, während die Stufen vor seinen Füßen sich mit der zahlreichen Dienerschaft des Hauses füllten. Einige wohl in dem Gedanken, um Schutz zu ihm hinaufzuflüchten, Andre ihnen den Weg sperrend, bereit ihren lieben Herren wider das Andringen jedes, ob auch noch so überstarken Feindes zu vertheidigen, während noch Andre voll ängstlicher Unentschlossenheit zwischen beiden Richtungen zu wanken schienen.

Freilich mochten sich auch die Fremden auf dem halberleuchteten Flur ganz schauerlich und seltsam ausnehmen, selbst wenn sie nicht das Unheimliche mit sich geführt hätten, welches natürlich für das Auge des waffenlosen Einwohners jedweden feindlich sieghaften Kriegsmann umgiebt.

Auf ein dunkles Gemisch von Czako's, Helmen und Hüten sahe man von der Treppe hinab, flatternde

Mäntel dazwiſchen, durchblitzt von gezückten Klingen und einigen hochemporragenden Flinten mit langen ſcharf in den Lichtſchimmern funkelnden Bajonetten.

»Es ſieht aber doch hübſch aus!« flüſterte Knabe Woldemar mit wiedererwachender Luſt an dem wilden Getreibe! Indem ging ein Gewehr aus dem Kriegerhaufen los, — wer wußte, ob mit Abſicht, oder von ungefähr! Aber das Dröhnen des Schuſſes im Gebäude, der ſchauerlich ſich verbreitende Pulverdampf, und die furchtbare Ahnung, zu welchen Gräueln vielleicht dieſer Wetterſchlag ein Signal werden ſolle, — das Alles preßte über die Lippen der mehrſten Hausgenoſſen ein ängſtliches und ängſtigendes Wehegeſchrei. — Herr von Wartenhorſt aber trat voll edlen Zornes noch einige Schritte vorwärts, und vor einigen Donnerworten aus ſeinem Munde verſtummte der Lärm der Jammernden, während die Kriegsleute ſtaunend zu ihm aufſahen, der im wohlgeübten Franzöſiſch ihnen kräftig ihr wildes Beginnen auf befreundeter Grenze verwies. In ſeiner feſtgewurzelten Meinung jedoch, man könne es hier nur mit vereinzeltem Streifgeſindel zu ſchaffen haben, ließ ſich der von Natur feurige Mann zu einigen Drohworten hinreiſſen, gegen eine Gewalt, die man allenfalls mit Gewalt vertreiben könne, und dadurch beſchwor er, einem vergeßlichen oder leicht-

sinnigen Magier vergleichbar, plötzlich den schon sich sänftigenden Sturm zu furchtbar gesteigerter Gewalt wieder herauf. Einige der Kriegsleute lachten höhnisch wild, Andre fluchten und drohten. Man hörte Welche ihre Flinten laden, Reiterklingen blitzten bedrohlich auf. Wohl hätte sich Alles fürchterlich geendet, nur daß durch jenen schreckenverbreitenden Schuß auch höchst unerwartet ein Helfer herbeigerufen war. „Place pour le Général! Honneur au Général!“ rief es von aussen, und die heftig Eingedrungenen drängten sich jetzt beinahe heftiger noch von hinnen, oder gaben doch dem vornehmen Ankömmling, zu beiden Seiten ausweichend, nach Kräften Raum.

Ein junger, hübscher Mann, in reich mit Gold gestickter blauer Uniform, trat in die Hausthür, den Mantel nachlässig von den Schultern fallen lassend, als verstehe es sich schon von selbst, daß allemal Jemand in Bereitschaft stehe, seine Befehle, ob auch unausgesprochen, zu erfüllen. Mit edlem Unwillen blitzte er aus den dunkeln Augen die Kriegsleute an, winkte: »fort!« und wer von ihnen noch nicht die Hausthür hatte erreichen können, fand sie jetzt schnell im eiligen Gedränge, während man mehrere Schritte zu beiden Seiten des Gewaltigen sorgsamlich frei ließ.

Herr von Wartenhorst ging Diesem voll ehrerbietiger Dankbarkeit entgegen, versichernd, so edlen

Gästen stehe sein Haus, ob auf neutralem oder andrem Gebiete, zu jeder Stunde offen. Der Franzos nickte nachläſſig mit dem Kopfe, und ging, ohne zu antworten die Treppe hinan, seinen Wirth hinter sich lassend. Dieser beeilte sich voll edler Verletzbarkeit, den Leuchter in seiner Hand einem Diener abzugeben. Dann schritt er dem hochfahrenden Gaste eben so gleichgültig stolz nach, als er ihm vorhin zuvorkommend freundlich entgegen geschritten war. — Auf der letzten Treppenstufe jedoch schien der Franzose wohl seiner Unart — vielleicht nur in kriegerischer Zerstreutheit begangen — inne zu werden. Wenigstens stand er plötzlich still, und winkte den Wirth sich voran. Voll wiedererwachter, unvertilgbar angeborner Höflichkeit näherte sich Herr von Wartenhorst, aber der General sagte mit unzufriednem Kopfschütteln: »ich kann ja unmöglich Bescheid in Ihrem Hause wissen. Die Treppe hinan, — das verstand sich, denn Sie kamen von da herunter. Aber nun hier oben? — Warum gehn Sie mir nicht ohne Umstände in's Zimmer voran, wo Sie mich bewirthen wollen? Auch die höflichste Höflichkeit kann übel angebracht seyn, gegenüber einem Soldaten, der vom Schlachtfelde kommt und sich ausruhen will.« — »Hat das Schlachtfeld Sie so müde gemacht?« sagte Herr von Wartenhorst etwas scharf; beinahe höhnend.« Ich condolire. Nun, — hier grade aus

machen Sie nur die Thüre auf. Da finden Sie Licht und ein bequemes Sopha, und Speis' und Trank soll auch gleich nachkommen. Weiter brauchen Sie doch ja wohl nichts, mein Herr?« — Der junge Franzose sah ihn groß an. Nach einigem Schweigen erwiederte er mit gemildertem Ton: »wenn uns der Krieg auch aus der Förmlichkeit hinaus und mehr in die Arme der Natur getrieben hat, werden meinesgleichen doch nie die Annehmlichkeiten verkennen, welche eines entschlossenen und geistvollen Mannes Unterhaltung mit sich führt. Ich lade Sie ein, mein Herr, mir Gesellschaft zu leisten.« — Damit öffnete er die angewiesene Thür, und warf sich behaglich auf ein Sopha, dem Hausherrn nachwinkend! »aber so kommen Sie doch. Sie sind ja eingeladen durch mich!« — Aergerlich faßte der Hauswirth die Thür, und es war fast an dem, daß er sie heftig zugeschlagen hätte, den ungezognen Gast im Zimmer sich selbst und seinen Grillen überlassend. Aber er bedachte, daß er Jenem Dankbarkeit schuldig sey, und auch als Hausvater Verantwortlichkeit mittrage für Viele. — So trat er denn gelassen ins Zimmer, und zog die Thüre nach sich zu, den Bedienten den Befehl zurückrufend, daß man sich mit den Erfrischungen eile und den Tisch für zwei Personen decke. »Für zwei Personen nur?« sagte der junge Kriegs-

mann in ziemlich geläufigem Deutsch. »Haben Sie keine Familie, mein Herr?« — O ja. Zwei Nichten und einen Sohn.« — Und werden uns die Damen nicht die Ehre erzeigen, mitzusoupiren?« — »Sie, Herr General, sind ja kein Freund von Ceremonien. Was sollte ich Sie erst damit bemühen, Sie den Damen vorzustellen? Zudem würden Sie doch nicht erwarten können, daß meine Nichten hier in das Logirzimmer eines fremden Mannes kämen, und in den Salon hinüber zu gehn, — dafür sind der Herr General ohne Zweifel zu ermüdet vom Gefecht.« — Der Franzos biß die Lippen zusammen. Dann aber sagte er mit hochmüthiger Gleichgültigkeit: »auch gut, mein Herr. So leisten Sie mir Gesellschaft.« Und damit winkte er nachlässig nach einem Tabouret, das neben dem Sopha stand, auf welches er selbst sich hingelagert hatte. Doch der Hausherr, einen Lehnsessel herbeiziehend, sagte lächelnd: »natürlich, mein Herr, können Sie nicht Bescheid in einem fremden Hause wissen, und bemerkten das auch schon vorhin sehr richtig. Aber sehen Sie — nach dem Sopha, welches billig dem ermüdeten Gast gehört, ist dieses hier der bequemste Sitz im Zimmer.« — Und somit ließ er sich ganz behaglich nieder. — Der Fremde ward sehr freundlich, ohne jedoch eben ein rücksichtvolleres Betragen anzunehmen, als vorhin,

und sobald man Speis' und Trank mit einander genossen hatte, sagte er: »nun wär' es allerliebst von Ihnen, wenn Sie mich Ihren Damen bekannt machen wollten.« — »Es ist wohl etwas spät,« — entgegnete Herr von Wartenhorst, seine Uhr hervorziehend, — »indessen, — der Krieg entschuldigt manche Abweichung von der hergebrachten Sitte.« Und nachdem er auf Befragen vernommen hatte, seine Nichten und Woldemar seyen noch im Gesellschaftszimmer versammelt, führte er seinen Gast dorthin, den er unterwegs um seinen Namen befragte. »Gnügt es Ihnen nicht, daß ich französischer General bin?« sprach Jener etwas kurz, aber der Hausherr antwortete: »allenfalls für mich! Nicht aber, wenn ich die Ehre haben soll, Sie bei Damen vorzustellen.« — »Florimont heisse ich!« sagte der Fremde verstimmt, und schon mehr als halb wieder von seiner ungezognen Laune besessen. Deshalb, als man nun das Gesellschaftzimmer betrat, und den ernst begrüssenden Nichten der Hausherr seinen Gast auf eine etwas feierliche Weise vorstellte, brach dieser in ein tolles Gelächter aus, sprechend: »Der Zeitgeist läuft allzuschnell mit uns Allen davon, als daß wir viel Zeit auf Complimente verwenden dürften. Behalten Sie Ihren Platz, meine Damen, — die Damen reden doch Französisch?« — Unwillig

ſagte Herr von Wartenhorſt: »vielleicht ſollte beſſer die Frage in Deutſchland nicht ſo überflüſſig ſeyn. Aber ſo wie es ſich nun einmal mit unſrem heutigen Bildungsſtande verhält, iſt ſie wirklich überflüſſig, Damen von dem Stande und der Erziehung meiner Nichten gegenüber.« — Die ziemlich misvergnügte Stimmung der Familie wich indeſſen bald vor Florimonts ungezwungenem und wieder in heitre Anmuth übergehendem Benehmen. Er wünſchte ſich Glück, der Beſchützer ſo ſchöner und edler Erſcheinungen zu ſeyn, und pries den Gang der Ereigniſſe, welcher ihn hieher geleitet habe. Dadurch kam das Geſpräch natürlich auf die neueſten Kriegsbegebenheiten. Der General berichtete mit Umſicht und Klarheit, was eigentlich in dieſem Kampfe bis heute vorgefallen ſey, und verkündete mit Zuverſicht den nahen Frieden. Man konnte ihn eben nicht des Prahlens beſchuldigen oder des Höhnens gegen den bezwungenen Feind; das Siegen unter Napoleons Führung und vor einer Brigade Franzoſen ſchien ihm nur grade ſo etwas Natürliches und nothwendig Unerläßliches, daß er nicht wohl begreifen konnte, wie man von gegenüber auf den wunderlichen Einfall gekommen ſey, ſich einzulaſſen in einen ſo ungleichen und für alle nicht franzöſiſchen Heere abſolut verderblichen Kampf. »Daß wir unwillkührlich hier die neutrale Grenze verletzt

haben,« — fuhr er fort, — »kommt von der Hartnäckigkeit eines alten Preuſſiſchen Huſarengenerals her, dem der Zeitgeiſt noch immer nicht genugſam klar geworden iſt, um ſich von der Unwiderſtehlichkeit Napoleons und ſeiner Feldherren zu überzeugen. Er will durchaus nicht kapituliren, und hetzt uns ſo im etwas wilden Fluge hinter ſeine Ferſen her.« — Aber Herſilie erwiederte glühend: »er trägt ſcharfe Sporen an den Ferſen, Herr General. Nehmen Sie ſich in Acht, ihm nicht allzuraſch nachzudrängen.« — Florimont lachte, und ſprach: »ſo mag er ſeine Roſſe ſpornen, uns zu entrinnen. Aber es hilft ihm doch zu nichts. In wenigen Tagen muß er mit all den Seinen das Gewehr ſtrecken vor uns.« — »Ich weiß Einen in jener Schaar,« — ſagte Herſilie voll ſteigender Begeiſterung, — »Einen, der ſtreckt das Gewehr nicht, ſo lange er lebt. Vor keiner Macht in der Welt!« — Doch vor des Generals lauernd höhniſchen Blicken ſich wieder zügelnd, ſetzte ſie hinzu: »mehr, als Einen, weiß ich von dieſer Geſinnung in den Schaaren, welche Sie für ſo leicht zu bezwingen halten.« — Florimont hätte ſich wohl in allerhand unerfreuliche Neckereien eingelaſſen; wenigſtens verrieth ſeine Miene dergleichen. Aber ein plötzlich in der Nähe des Schloſſes aufſteigender Lärm unterbrach ihn. —

Todtenbleich trat ein alter Diener des Hauses herein. »Die Blitzkerle, die Franzosen,« — hub er heftig an; doch bald sich der Gegenwart des Generals erinnernd, setzte er mit sehr gesänftigter Stimme hinzu: »den lieben Herrn Franzosen gefällt es, ein bischen da unten in den nächstgelegenen Häusern und Gehöften zu plündern. Wie die lamentirenden Leute behaupten, soll es auch wohl gar einigermaaßen aussehen, wie Mordbrand! Oder doch wie Anstalten dazu, — aber in verwünscht ernsthafter Manier.« — »Ich hoffe, daß Niemand von meinem Gefolge sich vergeht?« sagte Florimont, und der Alte erwiederte: »ach nein; die Herrn Ordonanzen und Reitknechte trinken ganz verträglich mitsammen in den untern Zimmern aus den Flaschen meines Herrn, und nehmen sich die auswärtigen Angelegenheiten nicht im mindesten zu Herzen.« — Schnell rief der General, ein Fenster aufreissend, in den Hof hinab »mein Pferd vor! Alles aufgesessen! — Ein Gensdarm bleibt hier, zur Sicherung des Schlosses!« Und kaum waren die Worte verhallt, so kam schon Alles unten in rasche Bewegung. Florimont wandte sich derweil, seinen Degen umgürtend und seinen Hut fassend, an die Gesellschaft, mit der Bitte, ruhig zu bleiben; in wenigen Augenblicken werde es ihm gelungen seyn, den Unfug zu stillen, und was

den Schutz dieses Hauses betreffe, so könne man sich auf die Gewalt und das Ansehn eines französischen Gensd'armen so sicher verlassen, als ob Napoleon selber hier Wache halte. Damit flog er aus der Thür, die Treppe hinunter, und ehe man sich recht besonnen hatte, hörte man ihn schon mit seinem kleinen Gefolg den Hof hinunter sprengen. Starr und fest, wie ein Erzbild, blieb der beorderte Gensd'arm in der Nähe des Thorweges stehn.

»Es ist doch ein schöner Beruf, so mächtig beschützen zu können!« sagte Elise, während sie im Glanze des nun aufgestiegenen Mondenlichtes dem Forteilenden nachblickte. Unwillkührlich waren die Andern mit an die Fenster getreten, und Woldemar, nachdem man einige Zeitlang schweigend gelauscht hatte, flüsterte: »Horch! horch! Da hör' ich des tapfern Kriegshelden Stimme.« — Und wirklich mochte es wohl so seyn. Denn vor kräftig lauten, stark herausgestossenen Befehlworten schwieg plötzlich der Lärm von jammernden und bedrohenden Stimmen; ein rasch aufsteigender Feuerstrahl aus einem nahen Gehöfte war schnell wieder gelöscht; — vielleicht mochte kaum eine halbe Stunde verflossen seyn, so ruhete die Gegend im stillen lautlosen Frieden, nach wie vor. Und Niemand in der Familie konnte und wollte sich eines Gefühles der Ehrfurcht erweh-

ren, als bald nachher General Florimont wieder mit lächelndem Grüſſen das Gemach betrat. — „Ich komme nur, mich zu beurlauben!“ ſagte er leichthin. „Man meldet mir ſo eben, daß ein kleiner, verſprengter Preuſſenhaufen ſich etwa zwei Stunden von hier blicken laſſe. Ich eile, das neutrale Gebiet zu verlaſſen und zu ſichern. Den Gensd'armen zwar muß ich wieder mit mir nehmen. Aber ſeyn Sie unbeſorgt. Ich habe meine Anſtalten dergeſtalt getroffen, daß kein fremder Fuß dieſe Gegend wieder betreten wird. Es ſey dann, daß ich ſelbſt vielleicht nicht fähig wäre, den Bann zu halten, welchen ich Andern auferlege. Alſo machen Sie ſich nur immer bereit, einen ungebetnen Gaſt, den Ihre Anmuth und Reize, meine Damen, gefeſſelt halten, wieder bei ſich zu ſehn.“ Das verbindliche Neigen, womit er dieſe Worte begleitete, ſchien vorzüglich Eliſen zu gelten. Dann aber, ganz zu Herſilien gewendet, ſprach er: „und ſollten Sie etwas für irgend einen braven Preuſſen auf dem Herzen haben, mein Fräulein, — vertrauen Sie mir nur immer die Beſtellung an. Vielleicht bin ich in einem Stündchen ihm nahe genug, um ihm etwas ſo leiſe ins Ohr zu raunen, daß kein verrätheriſcher Späher es hören ſoll.“ — Herſilie wandte ſich zürnend ab, und laut lachend eilte der Kriegsmann die Treppe hinunter. —

Bald war die ganze seltsame Erscheinung wieder verschwunden, in die Nacht zurück, aus welcher sie sich beinahe traumähnlich erhoben hatte. Auch schwebte es auf Elisens feinen Lippen wie eine Frage, ob das Alles denn Wirklichkeit gewesen sey oder phantastische Vision. Hersiliens Unwille jedoch bestätigte das Wahrhaftige des wunderlichen Besuches, indem sie ausrief: „nun in der That, eine dreistere Ungezogenheit, als die, welche dieser Mensch an sich hat, ist mir noch im Leben nicht vorgekommen. Und solche Leute nennen sich obenein wohl auch noch feine Franzosen!" — „So zart, wie die Helden ihrer Rittergeschichten, sind sie freilich nicht mehr!" sagte lächelnd Herr von Wartenhorst. „Das hatten sie sich schon im siebenjährigen Kriege abgewöhnt, und durch die Revolution sind sie natürlich seitdem just nicht zierlicher polirt. Aber als ein hülfreicher und getreuer Ritter hat sich uns dieser Franzose dennoch bewiesen, und es ziemt sich keineswegs, daß wir ihm das je vergessen." — „O gewiß nicht!" sagte ermuthigt Elise, gleich darauf aber vor der Schwester strengem Blick mit scheuem Erröthen verstummend. — Herr von Wartenhorst, ohne dieses kleine Zwischenspiel zu beachten, fuhr nachdenklich in seiner Rede fort:

„Es fragt ſich überhaupt, ob wir nicht an einem Wendepunkte der Weltgeſchichte ſtehn, wo ſich unerwartet Vieles dem kundigen Auge in ganz umgewandelter Stellung offenbart: etwa wie die Geſtirne dem Seefahrer beim Einſeegeln in eine andre Hemiſphäre! — Die Höfe haben große Veränderungen theils ſchon erlitten, theils ſtehn ihnen ſolche noch bevor. Sollte es nicht mit der ſogenannten Höflichkeit auch ein viel andres Ding werden, als bisher? — Ein neues, friſcheres Leben, ſo viel iſt gewiß, ergießt ſich aus den Worten und Thaten dieſer neuen Eroberer über die Welt. Wer kann da ermeſſen, ob nicht für neue Herrlichkeit auch neue Form und Sitte heraufſteigen muß! Mir ſelbſt war freilich zu Anfang das kecke Benehmen unſers Gaſtes empfindlich, und ich kann mir wahrhaftig eben nicht vorwerfen, ihm das ſcheu verhehlt zu haben. Doch mehr und mehr fühlte ich alles Stöhrende in ſeinem Weſen verſchwinden, theils vor der wirklich edlen, meiſt unbewußten Anmuth, die aus ſeinem ganzen Weſen athmet, theils auch vor der unverkennbaren Kriegstüchtigkeit des jungen Helden. Wie glücklich iſt er, ſchon in ſo blühenden Jahren ein Feldherrnſchwert zu haben! Alle Träume meiner Knaben- und Jünglingszeit wachen vor dieſem Bilde wieder auf. Und wahrlich, hätte mein ſeliger Vater damals

meinen heissesten Wunsch erfüllt, mir die Erlaubniß gebend, in Kriegsdienste zu treten, — ich hätte vielleicht auch etwas an Förmlichkeit im Umgange eingebüßt, ohne deshalb den Vortheil eines reicher und kraftvoller entwickelten Lebens zu verlieren." — „Nein, Sie hätten gewiß dabei nichts von ihrer edlen Sitte eingebüßt, lieber Oheim;" sagte Hersilie. „Wie manchmal rühmten Sie selbst diese gehaltne recht zarte Höflichkeit gegen Frauen an der Mehrzahl der Preussischen Offiziere! Und vermuthlich hätten sie doch eben diesen Kriegsdienst erwählt." — „Du hast wohl gewissermaßen Recht, Hersilie;" sagte der Oheim. „Aber darin besteht eben der Unterschied, daß es sich damals fast immer nur bei Kriegen um Gewinn oder Verlust einzelner Provinzen handelte. Jetzt aber, da eine Weltumgestaltung auf die Bahn kommt, — jetzt muß der Geist des Kriegers, und des Menschen überhaupt, um Vieles freier und eigenthümlicher aus der Brust hervordringen, als ehedem. Und wer sich noch nicht an die neue Weise gewöhnt hat, muß all seine Kraft daran setzen, es zu lernen." — Hersilie seufzte tief. Nach einigem Bedenken sagte sie: „ich glaube, Sie haben Recht, mein Oheim. Aber für manches sehr zartbesaitete Herz — auch Männer leiden bisweilen an diesem edlen Fehler — ist es doch wohl Glück zu

heiſſen, wenn ein rühmlicher Heldentod ſie den Studien des neubeginnenden Weltphilanthropinums überhoben hat." — „Das mag ſeyn!" ſprach tiefbewegt Herr von Wartenhorſt, und ſahe ſcharf und grade vor ſich hin, wie auf einen ſehr wichtigen aber meiſt unerfreulichen Gegenſtand. — Alles war ſtill. — Da ſagte plötzlich der Knabe Woldemar, das Schweigen mit ungewohnt kecker Stimme unterbrechend: „Soldat! Ja, ja, nun werd' ich gewiß Soldat!" — Lächelnd blickte ihn der Vater an, und erwiederte: es kann ſich wohl noch fügen unter dieſen Umſtänden. Aber ehe Du dich ſo entſchieden darüber ausſprichſt, wirſt Du mir ohne Zweifel verſtatten, die Sache noch in reiflichere Ueberlegung zu nehmen." — „Lieber Vater," — ſagte der glühende Knabe, — „nimm mir's nicht übel, — aber da mußt Du doch etwas ſchnell überlegen. Sieh, ich las eben hier in dem alten ſchönen Chronikbuche, wie aus den kindiſchen Gefährten des Ritters Georg plötzlich erwachſene Jünglinge wurden. Kennſt Du die Sage?" — „Ja wohl, mein Sohn. Der Rattenfänger hatte die Kinder aus Hameln entführt, und den Georg mit, welchen eine Verzauberung durch viele Jahre in Kindesgeſtalt zurück hielt. Da nun dieſer nach gelöſetem Bann in Jünglingsherrlichkeit daſtand, erbat er ſich von der Magierin dieſelbe Gunſt für

seine Genossen. Dann führte er diese in den Krieg. Die zarten Jünglinge jedoch hatten nur die Kraft von edlen Treibhauspflanzen in sich. Herrlich blüheten sie auf in Schönheit und Muth, herrlich siegten sie in glorreichen Kämpfen, — aber nach der entscheidendsten Schlacht sanken sie ermattet in die Blumen, um nimmer wieder aufzustehn." — Und voll tiefen Schauders vor seinen eignen, erst zufällig hingesprochenen Worten, setzte er hinzu: „o mein schnell erblühender Sohn, daß doch ja eine höhere Macht Dich vor diesem Schnellhinwelken bewahre!" — „Vater," — entgegnete Woldemar, — „Deine Reden vorhin haben Etwas in meiner Brust erweckt, welches Deine guten Wünsche nicht wiederum verlöschen können. Die Zeit ist groß, die Gesinnung werde kühn und stark! So ungefähr hast Du gesprochen. Und, Vater, ich muß wahrhaftig bald in die Waffen. Darauf halte Dich nur gefaßt." — Heftig entgegnete der Hausherr: „und, Sohn, Du gehst den Augenblick in's Bette! Darauf halte Dich nur gefaßt." — Woldemar, von jeher so ziemlich an Gehorsam gewöhnt, ließ seine weltumgestaltende Meinung nicht fürder laut werden, sondern verschwand mit einem höflichen Reverenz in die Schlafkammer. — Da hätte beinahe der Hausvater laut aufgelacht. Aber im Innern war ihm doch zu ernsthaft, und er

sagte leise vor sich hin: „Diese Zeit gemahnt mich an manche Schauspiele von Shakespear. Tolles Zeug zum Lachen kommt genug darin vor, und doch rieseln uns bange Ahnungsschauer fort und fort durch die Seele.“ — Damit wünschte er den Nichten einen sanften Nachtschlummer auf die wild vorbeigerauschten Stunden, und Alles im Schlosse begab sich zur Ruhe, festes Vertrauen setzend in den verheissenen Schutz des jungen französischen Generals. —

Man hatte sich darin keineswegs getäuscht. Zwar donnerte in den nächsten Tagen noch manch' furchtbarer Kampfesgruß von Lübek herüber, und die Nachricht der völligen Niederlage aller Preussischen Corps in der Umgegend bestätigte sich. Aber kein Ueberschreiten des neutralen Gebietes fand auf dieser Seite mehr statt, und da bald auch der Geschützdonner schwieg, war es fast, als seye man nie aus dem tiefen Frieden gestört worden, der bisher seit so vielen Jahren diese Markungen beschattet hielt.

Aber keine solchen Friedensgedanken wollten wieder einziehen in die Familie des Herrn von Wartenhorst. Ihn selbst ließen die Ahnungen einer ganz umgewandelten Zukunft, welche wir an jenem Abende bei ihm erwachen sahen, gar nicht mehr los, und eben so wenig konnte sein muntrer Knabe den Waffenberuf, zu welchem sein kühnes Herz sich nun unwider-

ruflich erkoren meinte, vergessen. — Fräulein Elise lebte in einer Unruhe, von der sie oft ohne alle bestimmte Ursache aus einem Fenster ans andre getrieben ward. Doch hätte ihr Gefühl vielleicht eher für angenehm gelten mögen, als für störend; nur daß der tiefe, ordentlich tragische Kummer ihrer Schwester Hersilie mit an Elisens Seele nagte. Hersilie kleidete sich seit jenem Abende immer nur schwarz, und als Elise einstmalen mit der ihr eigenthümlichen Lustigkeit sagte: „liebe Schwester, die dunkle Tracht schmückt Dich allerliebst, und wenn vielleicht ein gewisser Preussischer Kriegsmann unerwartet erschiene," — da unterbrach sie Hersilie mit den schneidenden Worten: — „ich glaube an keine Gespenster. Und wenn ich daran glaubte, — meinst Du, ich sey im Stande, zu freveln wie Bürgers Lenore? Oder wohl gar mich zu putzen für ein Gespenst?" — „Gleichwohl" — entgegnete Elise — „bleibt es ja doch immer möglich, daß der edle Tiefenborn aus allen ihn bedrohenden Gefahren errettet wird." — „Hermann von Tiefenborn hat zu sterben gewußt, als Alles für sein Vaterland verloren war!" sagte Hersilie. „Für mein Herz hat es keiner Botschaft darüber erst bedurft." — Und mit einem Stolz, der Elisen nicht verstattete, ihr die schwesterliche Begleitung anzubieten, hüllte sie sich tiefer noch in

schwarze Gewände, und schritt nach dem Garten hinab, einen jetzt eben mild hereinleuchtenden Herbstabend in Einsamkeit zu genießen. —

Wie sie nun draussen in den altväterlichen Laubengängen über den raschelnden Teppich der gefallenen Herbstblätter einher wandelte, und die Sonne ganz schräg und matt ihre blutrothen Strahlen darauf hinwegsandte, kam ihr die untersinkende Himmelskönigin fast wie ein zum Sterben verwundeter Kriegsmann vor, und der schon am Himmel stehende bleiche Mond wie der alte Tod, sichtbar geworden dem blutenden Helden, und ihn hinwegmahnend von der Erde. Ein seltsam erhabner Schauer hemmte den Thränen, welche in ihren Augen perlten, strenge den Ausgang. Die Bilder aus dem von ihr herauf beschworenen Lenorengesange webten im furchtbaren Gedränge einen Reigen durch Herfiliens zagende Seele. Vergebens berief sie ihre geistige Kraft, die so oft von ihr erprobte, von andern bewunderte — mit scharf gedachten, endlich sogar mit lautgesprochenen Worten. Denn auch der geahnete Graus schien immer lauter mit einwirken zu wollen; endlich sogar von aussenher vernehmlich, die Worte jenes Liedes bestätigend:

„Und draussen ging es Trab, Trab, Trab,
Als wie von Rosses Hufen.

Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen." —

„Er ist es!" flüsterte Hersilie zitternd, und hielt sich nur mühsam fest an dem Marmor-Denkmale, welches die letzte Ruhestätte der Pflegerin ihrer Kindheit und früheren Jugend, der Frau von Wartenhorst, bezeichnete. Ein Kriegsmann, vor dem Gartenthor abgesessen, und sich langsam nähernd, blieb einen Augenblick stehn, als er die Trauergestalt an der Grabesstätte erblickte. Als sie aber im vermehrten Entsetzen laut aufschrie: „o wahrhaftig, er ist es!" sprach er, wieder nähertretend, mit anmuthiger Stimme: „ja, ich bin der unbeglückte Hermann von Tiefenborn. Aber, Hersilie, warum erschrecken Sie denn so sehr vor meinem Anblick? Weiß es Gott, ich bin der Huld nicht unwerth geworden im Unglück, mit der Sie in glücklicheren Tagen mein Leben schmückten und begeisterten." — „Und Sie leben wirklich?" rief Hersilia freudig aus. Aber gleich darauf wiederholte sie mit leisem fast scheuem Tone, wie eine Träumende: „und Sie leben wirklich?" — Beleidigt trat Hermann von Tiefenborn einen Schritt zurück. Dann sprach er: „Alles ist verloren; — nur die Ehre nicht." — Ganz in Verwirrung entgegnete Hersilie: „wie ist mir denn? War es nicht der tapfre König Franz von Frankreich, der diese

Worte schrieb? Ja freilich. Aber der war ja kriegsgefangen nach der Schlacht von Pavia. Und Hermann, — o Hermann, kriegsgefangen sind sie doch nicht? Aber Verzeihung der thörichten Frage. Ich sehe ja, daß Sie nicht verwundet sind, — oder doch wenigstens nicht schwer." — „Ich bin gar nicht verwundet, und ich bin kriegsgefangen; „sagte Hermann. — Unwillkührlich wich Hersilie etwas zur Seite, sprechend: „Sie wollen spielen mit meiner Unkenntniß des Krieges. Klirrt ja doch ein Schwert an Ihrer Seite! Und ich habe gemeint, dem Sieger fielen immer die Waffen des Kriegsgefangnen zu." — „Ein Vertrag sichert für diesmal uns Offizieren den Besitz unsrer Waffen." — „Ein Vertrag! Sie haben einen Vertrag mit dem Feinde abgeschlossen, Hermann?" — „Nicht ich. In meinem und meiner Waffenbrüder Namen that es mein Feldherr, und nie hat die Welt einen kühneren und ehrliebenderen Heerführer gesehn, als ihn." — „Ha, nun hab' ich Sie verstanden. Der Feind ist in eine Falle gelockt. Nicht werden so viele tapfre Bewaffnete die Gelegenheit verabsäumen, den stolzen Ueberwinder bald von einer Seite her anzufallen, wo er sich für vollkommen gesichert hält." — „Hersilie, — ich sagte Ihnen, Alles sey verloren, nur die Ehre nicht. Dieses letzte Gut, das Einzige, welches

Niemand mir in seiner höchsten Bedeutung rauben kann, — dieses Höchste aller Erdengüter will ich wahrhaftig festhalten. — Nimmer werd' ich es in Wortbrüchigkeit und Verrath dem wieder nachschleudern, was verloren ging, und könnte ich auch die ganze übrige Masse dadurch mit Einem Schlage wiedergewinnen." — „So bleibt also Ihrer einst so hochfliegenden Begeisterung nichts, gar nichts mehr übrig, als ein Abwarten in Geduld, bis die Dinge sich von selber ändern." — „Leben Sie wohl, mein Fräulein!" sagte Hermann, sich zum Abschiede verneigend. „Ob ich Das, — ob ich Jenes beginnen werde oder unterlassen, — es kann Ihnen für jetzt unmöglich etwas an der Kunde liegen. An einem Grabe fand ich Sie wieder, und vom Grabe meiner süßesten Lebenshoffnungen schicken Sie mich wieder in die trübe Welt hinaus. Vielleicht erfahren Sie einmal von fern herüber, daß Hermann von Tiefenborn jener Achtung, die ihm früherhin aus Ihrer Seele entgegenkam, nie hätte verlustig werden sollen." — Schon wandte er sich zum Fortgehn. Da faßte Hersilie seine Hand, und sprach im tiefsten Gefühl der Demuth vor dem edelstarken, schwerverletzten Mannesherzen: „bleiben Sie, Tiefenborn. Ich unterwerfe mich jedem Beschluß, den Ihr ritterliches Ehrgefühl besiegelt, Bleiben Sie, bitte ich,

und verzeihen Sie mir. — Wie? Noch immer abgewendet und ſtumm? — Soll ich Ihnen befehlen, zu bleiben? Sie wiſſen, ich habe nach Ihrem eignen früheren Bekenntniß das Recht, Ihnen zu befehlen." — „Sie hatten es, Herſilie, ſo lange Sie mich der Ehre würdigten, Ihr Ritter zu heiſſen. Was ſoll Ihnen ein Ritter, über deſſen Benehmen in einer heißdurchkämpften, wohl noch viel heiſſer heraufdrohenden Zeit Sie — nein, — das Wort will nicht über meine Lippen. Oder vielmehr: ich kann in meiner Seele keines finden, das nicht allzuabſcheulich klänge, und dennoch meine tiefe, meine tödtlichſchmerzende Verletzung bezeichnete. Laſſen Sie mich von hinnen! Herſilie!" — Aber da ſank ſie ſtillweinend in ſeine Arme, mit kaum fühlbarer Liebkoſung leiſe ſeine Schulter ſtreichelnd, wie man wohl bisweilen ſieht, daß liebe Kinder einen Geſpielen, dem ſie unvorſichtig wehe thaten, wieder zu beruhigen und zu verſühnen trachten. Und in ſüßer Wehmuth ſchmolz davor des jungen Kriegsmannes tapfre Seele, und fort war und vergeſſen jedwedes bittre Gefühl. Nur bemüht, die weinende Geliebte wieder aufzuheitern, ließ er, als ſie, ihm die Hand reichend, nach dem Schloſſe hinauf zu gehen begann, ſich von ihr leiten, wie ſie wollte ſüße Worte, der ewigen Liebe und Treue in ihr Ohr flüſternd, und

Versicherungen der unbedingtesten Ergebung in ihre Wünsche. Könne ja doch sie nimmer etwas andres gebieten, als was ohnehin schon Ehre und Pflicht von einem edlen Herzen verlange! Sanftlächelnd sahe sie zu ihm auf, und sagte: „dennoch schalten Sie mich vorhin sehr aus, als ich gewisse kühne Gedanken in Ihrer Seele ahnen wollte, und meinten, ich hätte Ihnen etwas zugemuthet, das wider die Ehre liefe. Aber gewiß, lieber Tiefenborn, Sie hatten Recht. Noch seh' ich es zwar nicht mit dem Verstande klar ein; doch ich empfind' es. Und nun kein Wort mehr von irgend einem Mißverständniß. Nun hübsch in dem alten, schönen Vertrauen theilen Sie Hersilien Ihre nächsten Pläne für die Zukunft mit." —

Hold erschloß dieser sonnige Augenblick am trüben Firmamente der Zeit das Herz des Jünglings, und er gestand der Geliebten, wie er auf die früher bewiesne Gastlichkeit ihres Oheims bauend, einige Wochen in Schloß Wartenhorst zu verweilen gedacht habe, die Summen erwartend, welche er aus seinem kleinen Vermögen für die Reise über Kopenhagen nach Königsberg ziehn wollte. Dort werde er seinen König bitten, ihn auszuwechseln, damit er freien Gewissens und spiegelrein an seiner Ehre den Kampf gegen die übermächtigen Feinde auf's neue beginnen

dürfe, hoffend ihn ausführen zu helfen zu Herrlichkeit und Sieg. Herfilie, von edlen Hoffnungen ganz wieder belebt und erfreut, beeilte ihre Schritte nach dem Schloſſe, um den wiedergeſchenkten Freund in ihres edlen Oheims Arme zu führen. Sie fand leider keinen ſehr günſtigen Augenblick dazu.

Der wiederhergeſtellte Poſtenlauf nämlich hatte grade an dieſem Abende dem Herrn von Wartenhorſt eine ganze Maſſe von klagenden, rathbegehrenden und hülfeflehenden Briefen zugeführt, die aus verſchiedenen Orten her dem wohlwollenden und wohlhabenden Mann allerhand durch rückziehende Preuſſen und verfolgende Franzoſen entſtandene Unglücksfälle im ſchauerlichen Gemenge vor die Augen brachten. Als nun eben jetzt ſeine Nichte mit dem Preuſſiſchen Kriegsmann ſo heiter und ohne alle Vorbereitung bei ihm eintrat, gleichſam vorausſetzend, es verſtehe ſich von ſelbſt, der Oheim werde dieſen Beſuch als eine ganz abſonderliche Begünſtigung des Geſchickes zu würdigen verſtehn, — da verhütete zwar die edle Sitte des Herrn von Wartenhorſt jede unfreundliche oder gar beleidigende Aeuſſerung; — aber in Hermanns edelverletzlichem Innern ſtieg dennoch alsbald das Gefühl empor: „nicht hier kann Deines Bleibens lange ſeyn!“ — Dennoch ſchien die Nothwendigkeit ihn wenigſtens auf drei, vier Wochen hier

festzubannen. Denn die erwartete und für seinen Plan unerläßliche Unterstützung aus seinem Eigenthum konnte — selbst im günstigsten Falle — nicht viel früher einlaufen. Und hätte er auch sein einziges aus dem Untergange noch gerettetes Pferd verkaufen wollen, — aber das edle Thier war ja unter ihm durch einen Bayonetstoß verletzt worden, und hatte ihn treulich aus einem mörderischen Gedränge fortgetragen! — dennoch hätte auch dieses schmerzliche Opfer ihm nicht hinlängliche Mittel verschafft, sein fernes Ziel zu erreichen. — Hersilie schwankte zwischen Misbilligung des Betragens, wodurch ihr Oheim bei aller Höflichkeit fast unausgesetzt, obgleich meist unbewußt ihren Geliebten verletzte, und zwischen einer ängstlichen Scheu, von der sie sich bisweilen wie von einem bösen Zauber, vor dem jetzt äusserlich herabgewürdigten Freunde befangen fühlte. — Elise trug viel andre Dinge in ihrem ohnehin oft allzuschnell von der Aussenwelt befangenem Sinn, und schien des ehedem so geehrten Gastes kaum recht inne zu werden. Und wenn auch der Knabe Woldemar mit aller Treue und Lebhaftigkeit jugendlicher Neigung an dem ritterlichen Freunde festhielt, — wie hätte er ihm einen Ersatz bieten können für Leiden, welche die glückselig beschränkte Kindesbrust noch nicht zu fassen vermochte! — Bisweilen auch

riß der feurige Knabe in seiner Unschuld die innern Wunden seines Freundes auf, ihn befragend, wie es bei diesem oder jenem Gefecht in dem unglücklichen Kampfe hergegangen sey, und wenn dann auch Hermanns kriegerischer Geist sich in der Erinnerung einzelner Großthaten seiner Waffenbrüder und schnellaufblitzender Lichtmomente des Sieges freudig erheben wollte, — die gewaltige Nacht des Unheils drückte nur um so schwärzer und grauenvoller nachher auf die wieder umdüsterte Seele. Dabei vermochte bisweilen Herr von Wartenhorst kaum seine Unzufriedenheit mit dergleichen — wie es ihm vorkam — überflüssigen Fragen und Erzählungen zu verbergen. Ja, es legte sich wohl gar ein bittres Lächeln über seine sonst recht mild edlen Züge, aus welchen Hermann Etwas zu lesen glaubte, wie höhnendes Erstaunen, daß die gepriesenen Helden dennoch von Auerstädt bis Lübeck hätten weichen müssen, um dorten gänzlich zu erliegen. —

So hatte man ein paar drückende Tage beisammen verlebt, als Elise eines Abends mit sehr fröhlichem, aber seltsam glühendem Antlitz in das Gesellschaftzimmer trat, und Hersilie sie leise neckend fragte: „hast Du aus dem Fenster gesehn?“ Sie konnte nichts erwiedern, und erglühte nur höher. Da kam die Meldung, General Florimont sey vor

dem Schloß, und bereits abgestiegen, um — wie er sich ausgedrückt hatte, hier einige glückliche Stunden in den Armen der edlen Gastfreundschaft zu verleben, da ein Auftrag an die neutrale Regierung ihn für kurze Zeit aus dem Getümmel der Waffen in diese friedliche Gegend berufe. Mit einem flüchtigen Ausdruck der Verlegenheit blickte Herr von Wartenhorst auf Hermann, der aber sogleich erwiederte: keine Preussische Uniform soll Ihnen an Ihrem Heerde Ungelegenheit bringen, mein Herr. Ich entferne mich sogleich aus Ihrem Schlosse, und bin sogar bereit, mich vor den Augen des beglückteren Gastes zu bergen, wenn das für Sie und die Ihrigen wünschenswerth scheinen mag." — Aber da ging in des Hausvaters Seele das schöne Gefühl seines Rechtes und seiner Pflicht gewaltig auf, und er begehrte, fast gebietend, daß Hermann nicht wieder daran gedenke, um irgend eines Menschen willen den Schutz dieser gastlichen Wohnung zu verschmähen. Ehrerbietig neigte sich der Gast, im vollen Gefühl der alten, wiedererwachenden Liebe und unbegränzten Hochachtung für seinen edlen Wirth.

Da trat Florimont herein, fröhlich die Damen begrüssend und dem Hausherrn mit einem lustigen „bon soir, papa, me voila!" die Hand reichend. Etwas befremdet sah er auf den Preussischen Offizier,

nickte ihm nachläſſig auf eine Weiſe zu, daß man es allenfalls für eine Art von Verbeugung annehmen konnte, und betrug ſich dann in aller Behaglichkeit, als gehöre das Haus eigentlich ihm, und die Familie wohne mit ſeinem guten Willen etwa zur Pachtung darin. Anfänglich richtete er hauptſächlich ſeine Reden an Eliſa; dann aber, ſchnell ahnend, wie Herrmann dem Herzen der andern Schweſter wohl nicht fremd ſey, beſtrebte er ſich aus allen Kräften, Herſiliens Aufmerkſamkeit an ſich zu ziehn, indem ſeine Eitelkeit ihn ſtachelte, Niemandem auch nur den leiſeſten Vorzug in ſeiner Gegenwart zu geſtatten. Als der Hausvater nach einiger Ueberlegung ihm den Preuſſen vorſtellte, und mit zarten Worten auf deſſen gegenwärtige Lage hindeutete, ſagte der Franzoſe ſo obenhin: „o mein Gott, das hat ja gar nichts zu ſagen. Erſtlich iſt hier neutrales Gebiet, — und zudem: ein Kriegsgefangner iſt nirgends gefährlich für den Sieger.“ Doch den flammenden Unwillen in Hermanns Auge beachtend, ſetzte er noch einigermaaßen verbindlich hinzu: „die Herren haben ja Ihr Ehrenwort gegeben, nicht wider den Kaiſer zu dienen. Und gewiß, ſie bedürfen ſeitdem keiner Bewachung.“ — Aber als ob nun ſo ein Mann auch weiter gar keine Beachtung zu fodern habe, ſprach Florimont, gänzlich von ihm abgewendet, mit

den Damen von gleichgültigen Tändeleien weiter. Nur die sanftmahnenden Blicke Hersiliens hielten Hermanns immer stärker lodernde Ungeduld noch in Schranken. Als man sich endlich trennte, um die Ruhe zu suchen, flüsterte Woldemar in seines Freundes Hermann Ohr: „Herr von Tiefenborn, wenn der Krieg zwischen Frankreich und Preussen durch einen Zweikampf ausgemacht werden könnte, und vollends zu Rosse, — ich glaube doch gewiß, Sie würden den Florimont herunter hauen, daß er des Wiederaufstehens vergäße!" — Das fiel wie ein frischer Labungstropfen in Hermanns glühende Seele; aber die Flamme loderte davor in den Träumen der Nacht nur desto wilder und gewaltiger empor. Aus schier endlosen, mannigfach bunt gestalteten Zweikämpfen mit Florimont erwachte Hermann am andern Tage, und es mochte wohl eine Spur davon in seinen kecken Augen zurückgeblieben seyn, denn mit einer Art von ängstlicher Unzufriedenheit beobachtete ihn der Oheim und die Nichten; mit heimlichen Hoffnungen auf irgend ein nahes Bataillenfragment sah der Knabe auf ihn, düster; und bei allem Vornehmthun etwas eingezwängt, der Franzose. — Dieser hatte während seines Aufenthaltes im Schloß allerhand zu schreiben und auszufertigen. Aber theils nahm ein gewandter Adjudant, welchen er mit

eingeführt hatte, ihm Vieles von der Mühe ab; theils auch wußte er doch immer seine Geschäfte so geschickt einzurichten, daß er grade die Stunden, welche die Familie dem gemeinschaftlichen Beisammenseyn zu widmen pflegte, vollkommen freibehielt, wobei er durch tausend kleine, bald wahre, bald scheinbare Geschicklichkeiten die Aufmerksamkeit der Familie sich fast ausschließlich gewann und erhielt. Selbst der kleine Woldemar ließ sich nach und nach, seines Freundes Hermann weniger gedenkend, zu dem glänzenden Fremden hinüberlocken; ja, auch Hermann selbst konnte sich nicht aller Bewunderung erwehren, wenn Florimont aus französischen Tragödien deklamirend vorlas, mit sichtlicher Uebertreibung und Manier, aber doch niemals ohne wunderlich erschütternden Effekt.

Der Hausherr, mit seinem gewohnten Scharfblick in Hermanns Seele lesend, hoffte dieses Gefühl zu freundlicher Annäherung seiner beiden Gäste zu nutzen. Deshalb lenkte er einst beim Abendessen nach einer solchen Deklamation das Gespräch auf Poesie überhaupt, und richtete das Wort vorzüglich an Hermann, damit er ihm Gelegenheit gebe, seine recht anmuthigen und mannigfachen Kenntnisse in dieser Kunst zu entwickeln. Doch Florimont fühlte sich zum Unwillen schon durch die Möglichkeit gereizt, hier

könne sein Widersacher sich auf einer günstigen Seite zeigen, und vielleicht sogar durch Talente glänzen, die ihm selbst abgingen. Er fuhr daher mit frechem, und — gegen seine Gewohnheit — auch breit ungeschicktem Hohne auf alle schöne Literatur los, die nicht französisch sey, und selbst diese gehörig würdigen zu lernen, benahm er jedwedem Ausländer alle Hoffnung. Hermann empfand mehr Lust, zu lachen, als zu zürnen vor so einer thöricht übertriebenen Aufgeblasenheit, die ohnehin an so viele Lustspiel-Karrikaturen fast aller Europäischen Sprachen erinnerte. Aber Herr von Wartenhorst nahm die Sache ernsthafter. Von zartester Kindheit an durch seine Erziehung mit der französischen Sprache und Literatur vertraut geworden, sah er eben deshalb diese Vertrautheit als nothwendiges Erforderniß eines Mannes von edler Bildung an, und ihm auch nur das Leiseste davon absprechen zu wollen, schien ihm nothwendigerweise ein unverantwortlich unhöfliches Benehmen. Das Gespräch zwischen ihm und dem General fing schon an, eine ziemlich herbe Wendung zu nehmen, und Hermann, durch die ängstlichen Blicke der Damen bewegt, versuchte das in Florimonts Mienen emporsteigende Ungewitter auf sich heranzuleiten. Das gelang ihm schnell. Seine erste Einmischung in das Gespräch entflammte sogleich

des Franzosen ganzen Ingrimm gegen ihn, während er selbst sich unbeschreiblich kalt fühlte vor dem widerwärtigen Feuerwerk, das aus seines Gegners eitel erschüttertem Geiste sprudelte und zischte. Es hätte keineswegs der nun auf ihn gerichteten bittenden Winke der Fräulein bedurft, oder der mäßigend dazwischen gesprochnen Worte des ruhiger gewordnen Hauswirthes, um ihn vor jeder Aufwallung zu behüten. Ja, selbst als Florimont seinen, wie fast aller deutschen Soldatenherzen Liebling, den edlen Schiller mit höhnenden Worten angriff, — selbst als er Stellen aus dem herrlichen Wallenstein jämmerlich parodirend und im elenden Deutsch wiederholte, — selbst da blieb Hermann bei all der Gelassenheit, welche nur die tiefste Verachtung des Feindes einem edelfeurigen Herzen einflößen kann. Aber Florimont empfand wenigstens instinktmäßig den Quell, woraus Hermann seine Ruhe schöpfte, und auch wie Dieser jetzt offenbar vor den schönen Zuhörerinnen des Streites im Vortheil über ihn stand. Entschlossen deshalb, ihn auf alle Weise in Zorn zu jagen, erwiederte er, da Hermann ruhig erklärte, Schiller sey ihm der Liebste und Vertrauteste aller damals lebenden Dichter, mit ironischem Lachen: „ja so! Das ist natürlich. Denn nicht allein, daß Schiller die tudesque Seelenruhe und Geduld bis-

weilen unübertrefflich wahr, nur etwas langweilig geschildert hat, so preist er noch ausdrücklich ein ganzes Corps darüber, welches einer Ihrer Vorfahren, mein Herr, commandirte, und mit seinem sanftmüthigen Geiste durchdrungen hatte bis auf den letzten Arkebusier." — „Ich heiße Tiefenborn, mein Herr!" sagte Hermann, und alle Gluth des edelsten Zornes stieg in seine Wangen. — „Nun das kommt ziemlich auf Eins heraus!" — erwiederte der höhnende Franzose. „Tiefenborn oder Tiefenbach! — Wie heißt es doch gleich von den geduldigen Leuten? — Sind Tiefenbacher! Gevatter" —

„Halt, mein Herr!" rief der Preusse mit donnernder Stimme, daß Jener unwillkührlich davor zusammenfuhr. Dann setzte er gefaßt hinzu: „morgen das Nähere, wenn es Ihnen so recht ist, Herr General." — „Morgen? Ich glaube, es fällt Ihnen ein, mich herauszufodern?" — „In Gegenwart der Damen hab' ich keine Antwort auf diese seltsame Frage." — Da sagte der Fremdling stolz: „Generale schlagen sich nur auf Kanonen!" grüßte die Gesellschaft ziemlich hochmüthig, und verließ das Gemach.

Einen Augenblick stand Hermann wie erstarrt. Dann wollte er dem ungezognen Widersacher folgen, aber Herr von Wartenhorst vertrat ihm den Weg.

Erstaunt sah ihm Hermann in die Augen, sprechend: ich verstehe Sie nicht. Es ist unmöglich, daß Sie mir im Ernste diesen meinen Weg hemmen wollen." — „Ob es möglich ist," — sagte der Hausherr bitter, — „das mag ein Scharfsinnigerer, als ich entscheiden! Einer etwa, der mit moderner Gelehrsamkeit zu beweisen vermag, ein Familienvater seye nur ein Philister, wenn er sein Haus nicht zu einem Circus für Ausforderungen und Raufereien hergeben will. Daß ich das aber wirklich nicht will, Herr von Tiefenborn, und daß ich ein so tumultuarisches Benehmen am wenigsten von einem Kriegsgefangnen erwartet hätte, — das muß ich hiermit bestimmt erklären. — Gute Nacht!" — Und damit ging er aus der Thür, die er etwas unsanft hinter sich zufallen ließ. — Ganz wie betäubt sahe Hermann nach den zwei Frauen, und erblickte Spuren des Unwillens gegen sich auch in ihren schönen Augen. — „Was ist denn nur das?" — fragte er leise. — „Hat ein plötzlicher Wahnsinn mich ergriffen? Oder hat ein schneller Umschwung dieser ganzen Welt unerwartet den Beleidigten mit dem Unrecht des Beleidigers gestempelt?" — „Lieber Tiefenborn," — sagte Hersilie, seltsam lächelnd, — „Sie haben den philosophischen Entschluß einmal gefaßt, Ihr Leben als Kriegsgefangner zu ertragen. Tragen Sie denn

auch in philosophischer Ruhe die unvermeidlichen Folgen, wo Sie mit Ihren Siegern zusammentreffen; und vorzüglich bitte ich: beleidigen Sie doch ja den gastlichen Mann nicht wieder, der Sie an seinem Heerde aufgenommen hat." — „Wie denn? Ich nahm ja den ganzen Streit nur auf, um Ihren Herrn Oheim aus der drohenden Unannehmlichkeit zu ziehn." — „Ungebetne Dienste belohnen sich in der Regel schlecht!" — erwiederte Elise spitzig. — „Und doch, meine Damen, schien es, als billigten Sie zu Anfang mein Betragen." — „O ja," sprach Herfilie, „allerdings; so lange Sie nämlich die großmüthige Ruhe des Dulders behaupteten. Aber dann, — Ihre Ausforderung an den Sieger, — verzeihen Sie mir, lieber Tiefenborn; — aber das wäre unter diesen Umständen beinah ins Lächerliche gefallen." — „Und die beleidigenden Blicke," — sprach Elise erhitzt dazwischen, — „die Sie nachher unsrem Oheim zuwarfen, als er Ihr wunderliches Begehren hemmte!" — „Ja, aufrichtig gesagt," — fiel Herfilie ein, — „schon manchmal hab' ich mich über die Art verwundert, mit welcher Sie meinen Oheim ansahn, wenn er grade nicht mit bewunderndem Erstaunen den Heldenthaten zuhorchen kann, die Sie aus Ihrem unglücklichen Feldzuge dem kleinen Woldemar vorerzählen." — „Woldemar!" wiederholte

mit sehnendem Tone Hermann, und blickte rings durch den Saal. Aber sein getreuer kleiner Freund war schon vor dem Beginn jenes fatalen Gespräches zu Bette gegangen, und so verneigte sich der Unglückliche vor den zwei schönen, ihm furchtbar entfremdeten Gestalten ehrerbietig, und ging, ohne einen Laut hervordringen zu lassen aus seiner zerrissenen und zerquetschten Brust, von hinnen, leise die Treppe hinab, und nach dem Stalle, wo sein liebes Roß stand. Er bat einen Reitknecht, es ihm zu satteln. Der Mensch gehorchte mit einer so mürrischen Höflichkeit, daß Hermann, auch hier an sein Unglück schmerzlich gemahnt, in den freien Hofraum hinaus trat, um das arme verwundete Thier einsam zu erwarten. Ganz so gut sollte es ihm auch in dieser Hinsicht nicht werden. Denn aus einem offnen Fenster des obern Geschosses schallte Florimonts Stimme herab, der irgend etwas mit großer Bewegung in seinem Zimmer als Selbstgespräch herauszusprechen schien. „Ob ich hinaufgehe?" dachte Hermann. „Gottlob, meine gute Klinge trag' ich ja an der Seite. Meine trefflichen, scharfgeladnen Pistolen stecken in des Pferdes Sattel. Ich könnte ihn vielleicht zwingen, mir Genugthuung zu geben. Aber zwingen? Seine Bedienten und Ordonanzen halten den ungroßmüthigen Feind umlagert. Auch sein

ihm demüthig ergebner Adjudant wohnt in der Nähe. Gewiß, ich müßte meine Waffen mit unschuldigem Blut entweihen, bevor ich an ihr eigentliches Ziel gelangte. Und übrigens," — er hielt einen Augenblick inne; — dann setzte er mit grimmigen Lachen hinzu: — „für einen, lächerlich lästigen, machtlosen Tumultuanten gelt' ich ja ohnehin im Hause! Für Einen, der bereits das Gastrecht verletzt hat. — O, mir ist ja hier unter dem einst so freundlichen Dache kein Wort mehr vergönnt; — geschweige gar eine That. — Gott, wie unaussprechlich viel hab' ich verloren in dieser — ach ehedem auch mir so liebreich schönen Welt!" —

Er lehnte sich verstummend mit beiden Händen auf sein gutes Schwert, niederstarrend nach dem nächtig dunklen Erdengrunde, wie nach seinem letzten Zufluchtsort.

Da sprach just droben der in einer Deklamationsübung begriffne Florimont die bekannten Verse eines französischen Dichters mit schaurig hohler Stimme aus:

„Quand on à tout perdu, — quand on n'a plus
d'espoir,
La vie est un opprobre, et la mort un devoir!"

Zu deutsch:

„Wenn Alles Du verlorst, selbst auch der Hoffnung Licht,
Wird Dir das Leben Schmach, das Sterben heil'ge Pflicht!" —

„Ganz recht!" flüsterte der verwilderte Hermann, und nach dem Fenster hinaufwinkend, eben so leise setzte er hinzu: „Danke, mein Kamerad, danke! Bist ein recht guter Wegweiser, und auch das ist schon etwas werth. Gott schenke Dir einst eine fröhlichere Todesstunde, als die, welche mir Verlassenem jetzt heraufsteigen will." — Indem führte der Reitknecht das reisefertige Roß über den Hof. Hermann legte seine gesammte noch übrige Barschaft in des verdrießlichen, nun plötzlich sehr höflich staunenden Dieners Hand, und ritt leise, leise hinaus in die tiefschweigende Nacht. —

Das Rauschen des nicht fernen Meeres leitete ihn. „Darin mag der Pistolenknall verhallen!" murmelte er vor sich hin. „So werden sie nicht durch mich aus dem Schlafe aufgeschreckt. — Zwar beglückte Leute schlafen ohnehin sehr fest. Ich weiß das noch an mir selbst aus alten guten Zeiten her." — Und vor dem Bilde seines untergegangnen Glückes umfaßte er mit um so stärkerem Wollen seinen dunkeln Entschluß. Die lieben Aeltern ruheten ihm schon

längst im Grabe; nahe Verwandte hatte er nicht; — und Ruhm, Liebe, und was irgend das Leben schmücken mag, — es war ihm untergesunken. Zudem befand er sich hülflos im fremden Lande, ohne Mittel, zum Heere seines Königs zu gelangen; — er meinte, unabwendlich hingedrängt zu seyn an den letzten, grausigen Absturz; ja es habe wohl gar ihm ein leitender Genius das ausdrückliche Signal dazu gegeben durch jenen schauerlichen Reimesspruch aus dem Munde seines Feindes! Lag doch selbst in manchem Worte Hersiliens seit ihrem trüben Wiedersehen eine ähnliche Mahnung! —

Jetzt hielt er dicht am Strande. Mit welchem Entzücken hatte er vor wenigen Monden zum erstenmale das seit der frühesten Kindheit von ihm ersehnte Meer in dieser Gegend angeschaut! Damals keimte die Hoffnung auf Hersiliens Liebe süß verheissend in seiner jungen Seele empor! Damals schien es ihm, als winke der nahende Krieg mit reichen Ehrenkränzen aus Purpurgewölken zu ihm hernieder! — Und jetzt! — Rasch war er vom Sattel gesprungen, und hatte die Pistolen aus den Holftern gerissen, sie unter den Arm nehmend, und fast mechanisch seines Rosses Zügel nach wohlerlernter Reitersitte um einen schlanken Baumstamm schlingend. Aber da fiel es ihm plötzlich ein: „wer wird das liebe Thier denn

wieder lösen, wenn Du nun mit zerschmettertem Haupt am Boden liegst, und es, scheu geworden vor dem Schusse, vielleicht bäumend sich in den Zaum verfängt, und sich schrecklich verletzt! Das treue, ohnehin schon wunde, gute Pferd! O Hermann, ist das der Dank für so viel Liebe?" — Und als habe das Roß, gleich denen des Achilleus, Sprache gewonnen, und ihn selbst mit diesen letzten Worten angeredet, löste er es liebkosend, wie entschuldigend vom Baume, ordnete Steigbügel und Zügel so, daß sie den freien Lauf nicht stören konnten, und sagte dann, leise mit der flachen Hand auf die Kroppe des Gaules schlagend: „nun fort, und suche dir einen andern Herrn!" — Aber das freundliche Thier blieb stehn, und schmiegte den Kopf an die Schulter seines Ritters. Da fuhr ein stechender Schmerz durch dessen Seele. — „O du so treu," — sagte er, — „und die Menschen so untreu!" — Er machte sich sanft von dem edlen Geschöpfe los, um es nicht durch den Schuß zu verwunden, untersuchte besonnen die Ladung seines Pistols, und setzte es dann gegen die Stirn.

Aber wie ein Starrkrampf ergriff es plötzlich den ganzen äußern Menschen. Unmöglich war es ihm in diesem Augenblick, den Zeigefinger am Abzug zu regen, und doch tosete ein Sturm durch sein

Innres, ihm sein Leben zerreissend, wie in zwei feindliche Hälften. „Zerstöre mich nicht! Ich bin ja Du!" heulte es von der Einen Seite in ihm, und von der andern brüllte es entgegen: „just weil Du ich bist! Du könntest leben, aber mich kann ich nicht leiden!" — Und ein Gelächter schien aus den Nachtwolken zu gellen, und es war ihm ganz deutlich, als hörte er gräßlich mislautende Stimmen bald schreien, bald heiser flüstern: „hu, Narr! Hu, Narr! Nun reiß Dich in zwei blutige Hälften auseinander! Hu! Auch die Seele blutet davon. Nun kommst Du ins Tollhaus der Unterwelt! Hu, mache daß Du hinkommst, Du Narr!" —

„Ach bin ich denn etwa schon gestorben?" ächzte er. „Und, weh, ist das die finstre Ewigkeit? Und sind jene Stimmen — ?"

Ein gräßliches Entsetzen schleuderte ihm die Waffe aus der Hand. Er taumelte halb ohnmächtig nieder.

Aber zürnend riß er sich alsbald wieder empor. — „Wie nun?" — sprach er, die Hände krampfhaft ballend; — „hätten die Leute Recht gehabt droben im Schloß? Wär' es keineswegs edle Ergebung gewesen, mit welcher ich mich in das Unglück der Kriegsgefangenschaft ergab, sondern elende Lebensliebe? — O, es ist wahr: wundersam fest noch immer hält dieses irdische Leben einen so Unglücklichen,

wie mich! Einen so ganz Verlassenen, wie mich! Es sind nicht allein die Schauder der Ewigkeit, welche mich abdrängen von dem kühnen Schritt über die Schwelle; es ist auch die alberne Lust an dem Athmen in dieser drückenden, unreinen Luft, an dem Feststehn, oder dem Ruhen auf dieser erbärmlichen Erde. Da hast Du's!" rief er, wild den Boden stampfend. „Da hast Du's, was Du um mich verdient hast, du alte Zaubermutter Hertha! Wie? Hältst mich dennoch fest Du Beleidigte? Du sollst nicht. Oder meinethalb! Verhülle mich nun ganz in deinen Grabesschooß!" —

Und wieder hatte er beide Pistolen in beiden Händen, und näherte sie seinen Schläfen. Da tönte eine nahe Kirchenglocke Ein Uhr an, und es war ganz wie der Klang der Kirchenglocke auf seines seligen Vaters kleinem Rittergut. Die hatte auch einmal sehr feierlich in Hermanns Ohr getönt, zum erstenmal in seinem damals noch ganz jungen Leben ihm eine so spät nächtige Stunde bezeichnend. Damals sprach seine Mutter: „der arme Knabe! Ueber mein Weinen um den unglücklichen Vetter hab' ich ganz vergessen, wie lange schon Hermanns eigentliches Schlummerstündchen geschlagen hat." — Und als ihr Eheherr ihr beruhigend zusprach über den Tod jenes Vetters, hatte sie geantwortet: „ja

wär' es nur der Tod! Aber so hat der arme Mensch sich ja selbst ermordet, und wer kann mir nun hienieden sagen, ob er je zu seinen lieben seligen Aeltern in den Himmel kommt!" — Von Wehmuth zugleich und von schrecklicher Angst ergriffen, war damals Hermann im krampfhaften Weinen erst gar nicht von dem Hals seiner Mutter loszumachen gewesen. Er wolle bei ihr bleiben, er wolle mit ihr in den schönen Himmel kommen, — so hatte er fort und fort gewimmert, und die liebe Mutter hatte unter tausend Thränen gebetet: „bewahre mir meinen Hermann zum ewig frohen Wiedersehn, Du gütiger Gott, wenn auch ihm vielleicht im bangen Erdenleben die Stunde so schrecklicher Versuchung schlägt! Bewahr' ihn mir zum Wiedersehn im Himmel!"

Und jetzt rief der verstoßene Hermann am nächtigen Strande freudig aus: „Du bist erhört, liebe Mutter! Und die Versuchung schleudr' ich in den Abgrund!" — Rasch brannte er seine beiden Pistolen ab, in das dunkle gestaltlose Meer hinein. Dann sank er auf die Kniee, und betete so freudig und erquickt, wie seit wohl manchem Jahre nicht. —

Das herannahende Traben einiger Pferde, das laute Rufen und Sprechen menschlicher Stimmen unterbrach ihn. Aufspringend sah er sein Roß nicht

mehr. Vermuthlich war es, vor dem Knall der Pistolen scheu, von hinnen gerannt. Voll heitrer Besonnenheit zückte Hermann für jeden etwa möglichen Fall seine Klinge. Da rief Einer der Herantrabenden: „wer da?" — Und von dem Preussischen Ton in dem kriegrischen Worte wie elektrisirt, sprach Hermann froh:" Preussischer Subaltern = Offizier von der Kavallerie. Da sprang jemand vom Pferde, und lief ihm mit offnen Armen und mit dem Ausrufe entgegen:" „auf Ehre, ich glaube, Du bist mein guter Kamerad Tiefenborn!" — Und Hermann erkannte Einen seiner liebsten Regimentsgenossen, und es ward ein ausnehmend fröhliches Wiederfinden, denn ein kleiner Trupp von fünf, sechs andern Preussischen Offizieren war mit diesem vereiniget, den Weg über Kopenhagen nach Königsberg zu suchen, wie es auch Hermann schon früher im Sinne trug. Sein verschüchtertes Roß, ihnen zulaufend, hatten sie aufgefangen, alsdann sogleich dem Klange der Schüsse nachtrabend. Er sollte nun berichten, was hier vorgefallen sey. Doch er sagte mit freundlichem Ernst: „Euch die Wahrheit erzählen möcht' ich nicht gern, und Euch belügen kann ich nicht." — Und es war weiter davon nicht mehr die Rede unter ihnen. —

Die kleine, fröhliche Genossenschaft konnte unsern

Freund reichlich bis an das Ziel der Fahrt mit einem Geldvorschuß übertragen, und so war denn — ob auch freilich nicht der Schmerz — doch die nagende, und eben in ihrer Kleinheit fast schmählich lastende Sorge von seiner Seele gewälzt. Zudem erhob sich mit jedem Reisetage mehr sein edler Muth an der Freudigkeit der Andern, und erneute Hoffnungen auf Sieg und Ruhm des ihm so unaussprechlich theuern Heeres durchfunkelten seine Seele, während das Meer, jetzt ihm die frühere Liebe und Sehnsucht vergeltend, ihn majestätisch dem wieder im Osten heraufdonnernden Heldenkampf entgegen wogte.

Aber auch noch unendlich Tieferes erhob ihn: Ewiges! Unverlierbares! — Der Trost, ihm so nah in jener nächtigen Verzweiflungsstunde, und den er doch fast in wilder Ueberreizung auf immer von sich gestoßen hätte, — die sanfte Mahnung des Glockenrufes an das Gebet seiner verklärten Mutter; — es gingen ihm davor selige Sterne des innern Lebens auf, seither ihm verdunkelt durch manche Misgestaltung der Zeit: früher im überfröhlichen Leichtsinn, später in trüb ungläubiger Melancholie. Dazu kam noch, daß der Steuermann des Preussischen Schiffes, der Regenbogen geheissen, auf welchem man die Fahrt von Kopenhagen nach dem Haf unternahm, Einer jener sinnigen Seeleute

war, wie man sie nach einer wohlverbürgten Beobachtung unter den Preussischen Schiffern nicht selten antreffen soll: fromm, heiter, ernst, im sanften Mutte nur desto unüberwindlicher für die Gefahr. Ein vielwechselndes Leben hatte dem edlen Greise eine hochgeläuterte Klarheit verliehen, in welcher er bald ahnen mochte, was in der Seele des jungen Kriegsmannes sich jetzt zu bilden begann. Da kam er ihm denn hin und wieder zu Hülfe mit manchem nachdenklichen Wort, bei Sturm und Windstille, bei dunklem und hellem Firmamente gesprochen, wie es nun eben die Gelegenheit bot. Und aus den einzelnen Worten und Andeutungen formten sich Gespräche; und als man am Ziel der Reise von einander schied, hielt Hermann lange voll dankbar anmuthiger Rührung die Hand seines greisen Steuermannes in der seinigen fest, und Dieser machte sich endlich freudig los, mit den zuversichtlichen Worten: „auf Wiedersehn!" — emporgerichtet den klaren Blick in des sonnigblauen Himmels unermeßlichen Raum. —

Rüstig und frisch betrat Hermann die ihm neueröffnete Laufbahn, für's Erste junge Kriegsleute in den Waffen übend; bald aber ausgewechselt, sah er sich zum frischen Kampfe berechtigt, und zog ins Feld, die Worte der damals eben aus Stegemanns Dichterbrust entklungenen Ode im Herzen:

„Hinaus zum Kampf! Die Hore des Frühlings muß
Den grünen Teppich, rasendurchwoben, nicht
Am Ufer der empörten Weichsel
Unter des Galliers Füße breiten!" —

Leider gab nachher ein trüber Ausgang den Dichterfeinden Gelegenheit zu spotten, die Begeisterung der Poesie trage nichts von prophetischen Kräften in sich. Sie ahnten nicht, daß die Muse des Sängers eben nur um sieben Jahre mit gewaltigem Flügelschlage dem Schritte der Historie vorangeeilt sey.

Aber auch in jenem ungünstigen Erfolge des grossen Unternehmens hatte Hermann von Tiefer'orn Gelegenheit gefunden, sich vortheilhaft auszuzeichnen. Der Orden schmückte seine muthige Brust, und er war zum Rittmeister emporgestiegen. Ueberhaupt nannte man ihn im Preussischen Heere mit Auszeichnung, und das war durch einige Offiziere, die nach geschlossenem Frieden in andern Gränzen den einstweilen für Preussen gesunkenen Glücksstern wieder aufleuchten zu sehen hofften, im Schlosse des Herrn von Wartenhorst kund geworden. Da schrieb dieser edelfreundliche Mann einen Brief voll würdiger Reue an den tapfern Jüngling, und lud ihn zu einem dritten Besuch auf seinem Schlosse ein, welcher

hoffentlich erfreulicher ausfallen solle, als der zweite, und selbst vielleicht den ersten fröhlichen an beglückender Heiterkeit noch übertreffen werde. Zwar wolle er ihm nicht verbergen, daß Elise die Verlobte des General Florimont sey; aber Dieser, seit lange abwesend, werde nur auf kurze Zeit wiederkehren, um die Heirath zu vollziehen, und dann seine junge Frau nach Frankreich zu führen. Im Uebrigen erkenne der junge feurige Franzose jetzt das ganze Unrecht seiner damaligen Uebereilung, und erbiete sich zu genügender Ehrenerklärung, sobald er mit dem edlen Tiefenborn wieder zusammentreffe. Es fehlte dem Briefe nicht an manchen zarten Hindeutungen auf Hermanns ehemaliges Verhältniß zu Hersilien, und auf die wahrscheinlich ganz nahe Wiederanknüpfung desselben. — Einen Augenblick ging es vor Hermanns Blicken auf, wie erneute Hoffnung auf Liebesglück hienieden. Doch bald hatte er sich genugsam gesammelt, um, wenn auch unter manchem heissen Schmerzgefühl, doch voll hoher Klarheit und Heiterkeit folgendergestalt zu antworten:

„Mein edler, sehr verehrter Herr,"

„Die mehrsten Wunden sind heilbar; leider aber giebt es auch Wunden von unheilbarer Gattung. Zu diesen gehört die meinige. Lassen Sie

mich nicht auseinanderſetzen: warum. Einem ſo zartfühlenden Sinn, als dem Ihrigen, gegenüber bedarf es wohl keiner nähern Erläuterung. Nur ein Uebermaaß Ihrer Güte konnte Sie für einen Augenblick zu einer Einladung verleiten, deren gaſtliche Miide ich dankbar anerkenne, ohne je davon Gebrauch machen zu können."

„Hätte ich die Ehre, einem ſo edlen Hauſe, als das Ihrige, durch Familienbande anzugehören, oder verpflichtete mich irgend ein Verhältniß, Ihnen und den Ihrigen nahe zu leben, ſo würde ich dem anmuthigen Zwang mit heitrer Dankbarkeit gegen den Himmel Folge leiſten, und hoffentlich käme dann mir auch von dort oben ein ſeliger Strom des völligen Schmerzvergeſſens in die Seele. Aber auf dergleichen hoffen zu wollen, wo man nur dem leichtbethörenden Zuge des eignen Herzens folgt, hieße den Himmel verſuchen; — und das wäre unter dieſen Umſtänden mein Fall."

„So nehme ich denn von Ihrem edlen, mir überaus werthen Hauſe Abſchied für dieſe Welt, — und ich will es nicht bergen, daß mir jetzt unverſehens eine Thräne auf die Hand fiel, welche dieſe Worte geſchrieben hat." —

„Der holden Braut wolle Gott alles Schöne und Gute in ihrem neuen Verhältniß beſcheeren.

Hoffentlich setzt bald eine schriftliche Erklärung des General Florimont mich aus der trüben Nothwendigkeit, wie eine Art von Wetterwolke am Horizont des fröhlichen Brautpaares zu erscheinen, und den Herrn General ferner mit Briefen zu belästigen, wie ich seit dem Tage des Friedenschlusses schon einige an ihn abgeschickt habe, ohne daß sie vermuthlich ihn bis jetzt erreichten." —

„Fräulein Hersilien widmet bis an's Ende seines Lebens die tiefste Hochachtung, seinem jungen Freunde Woldemar innige Liebe, Ihnen, Herr von Wartenhorst, aufrichtige Verehrung und Dank für sehr Vieles"

„Hermann von Tiefenborn." —

Seit der Absendung dieses Briefes war unserm Freunde zu Muth, als seye nun für ihn mit der eigentlichen Fröhlichkeit des Erdenlebens die Rechnung abgeschlossen; denn erst seitdem er die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe für Hersilien bestimmt ausgesprochen hatte, empfand er dieser Liebe ganze, ihm jetzt zerstörend gewordne Kraft. Zwar hatte ihm Verstand und Gefühl schon früher die Unmöglichkeit eines beglückenden Wiedervereinigens dargestellt; — aber als es nun so von ihm selbst aufgeschrieben vor ihm lag, und er das Siegel am Knaufe

seines Degens auf den Brief gedrückt hatte, — erst von da an fühlte er jedes Hoffnungsfünklein vollständig in sich ausgelöscht, und seines Erdenlebens tiefe Nacht. Wohl leuchteten die ewigen Sterne des Glaubens da herein. Doch der Gedanke an jenen versuchten Selbstmord umzog ihm oft, wie ein furchtbardräuendes Gespenst, das Haupt mit schwarzen, siebenfaltig dichten Schleiern, so daß ihm dann nur einzelne Strahlen jener seligen Verheissungen leuchten konnten, und er sich beinahe zweifelnd fragen mußte: „gilt denn so viel Herrliches auch mir, dem durch eigene Schuld so entsetzlich Umdunkelten noch?" —

Wie gut war es nun, daß jener fromme Greis, jener Steuermann des Regenbogenschiffes, ihm damals auf der Ostseefahrt die wieder aufgehenden Ahnungen eines schöneren, unverlierbaren Lebens tiefer gedeutet hatte, und ihn besonnen und deutlich darin gestärkt! Denn nun wußte Hermann, wo er Trost wider solche schreckende Anfechtungen zu suchen hatte, und suchte und fand ihn auch allemal an der rechten Stelle, und die siebenfaltigen Schleier des Nachtgespenstes wehten machtlos, wie ein Spinnengewebe, von dem wieder klarlächelnden Auge des frommen Jünglings zurück.

Schmerzlich indessen drückte der noch immer einge-

engte, ja gefahrumdrohete Zuſtand ſeines Vaterlandes ihm auf die glühende Seele, — wie Berge faſt auf die Flammenbruſt eines geſtürzten Titanen; nur daß die Demuth ſeines geheiligten und geſtillten Herzens ihm jeden Traum zu einem wild vulkaniſchen Ausbruch abwehrte. — Ein andres Weh noch gab ihm ſeine unausgefochtne Ehrenſache mit Florimont. Vergeblich ließ er Brief auf Brief nach allen Richtungen abgehn, wo er hoffen durfte, ſeinen Gegner zu finden. Die abgeſendeten Blätter verſchwanden entweder unbeantwortet, oder kamen auch wohl mit der Poſt-Anzeige zurück, General Florimont ſey an dem bezeichneten Orte nicht auszumitteln. Vieles mochte dabei das damalige Wanderleben der franzöſiſchen Heere thun; Manches aber lag auch unverkennbar an dem gleichgültig rohen Uebermuthe des durch ſeine Stellung geſicherten Beleidigers.

Endlich trug Hermann die ganze Angelegenheit dem Rath und Spruch ſämmtlicher Waffenbrüder des Regimentes, in welchem er diente, offen vor. Sie entlaſteten ihn ehrenvoll jeder Beſorgniß über die zarteſte Reinheit ſeiner Ehre, und baten ihn, ſeine edle Zeit nicht mehr mit dem unnützen Aufſuchen eines Widerſachers zu verderben, der auf keine Weiſe gefunden ſeyn wollte. Hermann ſchrieb ihm alſo noch einen letzten Brief mit einer ſolchen Erklärung,

Als er auch darauf keine Antwort erhielt, fühlte er sich über diese Angelegenheit beruhigt. Aber der Schmerz darüber blieb ihm dennoch wach, und er konnte überhaupt, wenn er so sein ganzes Erdengeschick in stiller Einsamkeit übersah, recht aus voller Seele vor sich hinseufzen: „ich bin doch wirklich ein sehr unglücklicher Mensch!“ — Aber wie die Beruhigung ihm den Schmerz nicht abnehmen konnte, vermochte ihm auch der Schmerz nicht die Beruhigung zu rauben.

Als nun der Kampf des Jahres 1813 losbrach, zog Hermann mit einer stillen Sehnsucht, nach dem letzten Ziele feindan, die seiner kriegerischen Freudigkeit nicht den mindesten Eintrag that, vielmehr diese nur veredeln und befestigen konnte. Hersiliens Bild stand dabei vor seinem Geiste, wie nun ihre hohe Seele, so ganz für das Heldenthümliche geschaffen, mitringen werde in der wiedererwachenden Begeisterung des deutschen Volkes! Wie sie gewiß jede Stunde zähle, bis sich das heilige Kampfgewitter auch nach ihrem Küstenlande hin verbreite, um dann mit ihrer herrlichen Erscheinung Alles in die Waffen zu treiben, was noch irgend ein Schwert emporheben und einen männlichen Gedanken erfassen könne! — Als eine Siegesgöttin schwebte sie ihm vor, zwar keine Myrtenkränze mehr flechtend für ihn, aber

wohl dennoch einst sein Gelock mit einem Lorbeerzweige schmückend. — „Vielleicht" — dachte er — „schenkt sie dereinst ihre edle Liebe einem der herrlichsten Helden dieses Kampfes, und wie gern dann wollte ich sie geleiten helfen an den bräutlichen Altar! Keine Thräne sollte sich dabei in mein Auge drängen. Kann ja doch Hersiliens erhabne Liebe Niemandem anders zu Theil werden, als einem das Schlachtfeld beherrschenden Heros. Mit untergeordnet braver Kampfesthat, so wie mein Gott sie mir beschieden hat, und auch wohl noch oft beschieden wird, lassen sich die kühnfliegenden Gedanken dieser wunderbaren Seele nicht erreichen." —

Aber auch in so entsagender Ueberzeugung blieb ihm Hersiliens Bild eine begeisternde Sonne, und wie es ihn anlockte zum Vordringen in den Feind, war es ihm auch oftmal vorgekommen, wie ein herrlicher, magisch beschirmender Schild. Fast wunderbar sah er sich aus mancher dräuenden Gefahr gezogen, und wenn er die anmuthig lautenden Sylben: „Hersilie!" leise in sich hinein sprach, ward ihm das Auge noch Eins so hell für jeden kriegerischen Ueberblick, noch Eins so frisch und rüstig ihm sein ganzes Wesen und Wirken. —

So hatte er dies heisse Kampfesjahr muthig und ruhmvoll durchgerungen, und ritt in den ersten

Wintermonaten des zweiten als Adjudant einem edlen Feldherrn, durch die französischen Gefilde nach; oft auch ihm als rüstiger und klarsehender Patrouillen- oder Avantgarden-Lenker voraus. —

Eines Abends ließ ihn sein General ungewöhnlich, nach schon vollbrachten Tagesgeschäften, wieder zu sich bescheiden, und eröffnete ihm, ein junger Freiwilliger aus edlem Hause, ihm selbst sehr nahe verwandt und befreundet, habe sich so eben zum Dienst bei ihm gemeldet. Nun werde er es als eine besondre Freundlichkeit ansehn, wenn Hermann sich der unmittelbaren Leitung und Einübung des noch zarten, aber muthigen und wohlgewandten Knaben-jünglings, der einstweilen als Ordonnanz im Hauptquartier bleiben möge, annehmen wolle. Auf Hermanns heitres Ja rief der General, sich nach der Thür wendend: „Woldemar! Komm herein!" — Und wirklich: Woldemar von Wartenhorst, unsres Freundes vormals kindischer Freund, trat jetzt in der Uniform eines reitenden Jägers herein, schön, zart, seinem Vater ähnlich, — ach und bei dieser blühenden Jugend auch noch Jemandem anders sonst sehr ähnlich! — ritterlich edel in Haltung und Stimme und Gang. Voll rührender Freude bewillkommte er den so früh schon verehrten Mann, und konnte sich nicht genugsam freuen, jetzt unter Dessen Führung

zum Krieger vollends heranzureifen. Beide gingen mitsammen, des liebevollsten Vertrauens froh nach Hermanns Wohnung, die in diesem Feldzuge fortan auch immer Woldemars Wohnung heissen sollte, sey es in Hütte, Haus oder Pallast, oder unmittelbar unter dem gestirnten Himmelsdach. —

Natürlich war in der jetzt heraufsteigenden Nacht nur wenig an Schlummer zu denken. Der unbefangne Woldemar hatte ja so Vieles zu erzählen: wie sein Vater sich diesmal so gern und rasch auf des jungen Ritterkindes Flehen, daß es die Waffen ergreifen dürfe, einließ; wie das Hin- und Herdrängen der Schaaren eine Weile hemmend dazwischen trat; und wie dann zuletzt die Bahn freier ward, die Uniform fertig, die schöne, blanke Klinge umgegürtet, die edlen Rosse in voller Jäger-Equipage vorgeführt, und nun endlich Woldemar und sein dienender Jäger, ein alter, aber noch recht frischrüstiger ehemaliger Dragoner, in die kampfdonnernde Welt hinaus ritten. —

Ein Name war nimmer in all den Geschichtlein genannt worden; ein Name, der doch immer in Hermanns Seele tönte, und den er so gern auch von dem anmuthig verwandten Jünglingsmunde hätte sprechen hören. Doch wollte er nicht gern so unmittelbar darnach fragen, ob zwar sichtlich der Jüngling

durchaus nichts von jenem frühern Verhältniß ahnete. Lieber nahm er Gelegenheit von einer Couſine Hohenburg, über die Woldemar im Lauf ſeiner Erzählung ſehr geklagt hatte, ſie ſeye dem ſchönen Entſchluß ſeines Vaters fort und fort zuwider geweſen, betheuernd, mit den Tagen des Heldenthumes ſey es vorbei, und beſchränken müſſe man ſich auf ein möglichſt ſichres, ſtillhäusliches Leben in der kleingewordnen Zeit! Neutralität heiße jetzt die beſte öffentliche Tugend des Privatmannes! Und was der trüben Anſichten noch mehr waren, die der zürnende Jüngling von dieſer Frau zu berichten wußte. Als er nun abermal darauf zurückkam, und erzählte, wie er ſich noch am Abende vor ſeinem Aufbruch mit ihr herumgeſtritten habe, ſagte Hermann:

„Aber, Woldemar, warum riefeſt Du nicht die begeiſterte Freundin und Nichte Deines Vaters zu Hülfe? So hätteſt Du nicht nöthig gehabt, mit einer Dame zu ſtreiten, was ein für allemal nicht taugt!“ —

„Wen hätt' ich denn rufen ſollen?“ fragte Woldemar ſtaunend.' Couſine Eliſe war ja ſchon ein Jahr früher geſtorben. Mein Vater ſagt, die treuloſe Gaukelei des General Florimont hätt' ihr das Herz gebrochen. — Ha, daß ich auf den Florimont träfe in der Schlacht!“ ſetzte der werdende Held mit

glühenden Augen und Wangen hinzu. — Aber: „nimm Deinem Altmeister nichts vorweg, mein edler Knapp!“ entgegnete Hermann feurig ernst. „Ich habe eine schon weit ältere Rechnung mit jenem unhöflichen Heros wett zu machen. Nun wohnt ihm noch eine strengere Eumenide in meinem Schwert. Hingeopfert mit Lug und Trug die holde Elise! Sie, die so fröhlich blühete, wie das Blümlein am Bach! So schuldlos heiter hüpfte, wie das Lämmlein auf der Weide! — Ich bekenne Dir, Woldemar, ich hätte eine solche Tiefe des Gemüthes, ein solches Festhalten am Leide nicht bei diesem idyllischen Wesen gesucht.“ — „Aehnliches sprach bisweilen mein Vater auch:“ sagte Woldemar. „Der meint, sie sey ihm bis zu den letzten Monaten immer nur eben vorgekommen wie Hersiliens Soubrette; aber nun erkenn' er das ganz anders.“ — „Eben darum!“ sprach Hermann. „Warum beriefest Du nicht Fräulein Hersilien zum Schutz gegen die begeisterungsleere Frau von Hohenburg?“ — „Meine Cousine Hersilie gegen meine Cousine Hohenburg?“ sprach Woldemar lachend. „Ei, die beiden Cousinen sind nur Eine Cousine! Schon vor drei, vier Jahren heirathete ja Hersilie den Grafen Hohenburg. Sie müssen von ihm gehört haben, denn in allen Zeitungen schreien ihn die Leute als einen vorurtheilsfreien

Menschenfreund aus, weil er seine herrliche Stammburg am Meeresgestade zu einer für ihn selbst höchst profitablen Spinnanstalt hergegeben hat, die er nun selbst dirigirt, von einer kleinen Pachterwohnung aus, am Fuße der Burghöhe hübsch warm gelegen auf des Berges Rückseite, so daß er vom Getose der See — das gräßlich rohe, aller Bildung unfähige Monstrum pflegt er sie zu nennen, — nicht das mindeste hört oder sieht." — „Und den hat Hersilia geheirathet?" fragte Hermann. — „Ja freilich!" sprach Woldemar. „Der Vater und ich haben uns Beide sehr darüber verwundert. Und sie selbst machte sich auch eigentlich nicht viel aus ihm; schon gleich von Anfang her. Denn als sie noch Braut war, spaßte ich einmal unvorsichtig, ohne grade ihre Gegenwart zu bemerken, über den Spinnanstaltdirector, und meinte, er solle sich in seiner jetzigen Wohnung mindestens nicht mehr Hohenburg nennen lassen, sondern wo möglich Niederunterhäuschen; — da trat sie auf Einmal zu meinem Erschrecken vor mich hin. Aber sie lächelte kalt, und sprach: „Du hast im Grunde ganz recht. Eben im Grunde muß man alle Dinge jetzt betrachten. Denn" — und mit fast schauriger Stimme hub sie zu singen an: „Hinunter! Hinunter! Hinunter! Das ist ja die Losung der Welt!" —

Jetzt wandelte sich ein bitterzorniges Lachen, das früher auf Hermanns Lippen geschwebt hatte, in einen Zug der schmerzlichsten Wehmuth. „O Gott hilf ihr! Sie ist ja unaussprechlich unglücklich!" sprach er, gen Himmel blickend und die Hände faltend zum stillen Gebet. Und unwillkührlich faltete der freundliche, fromme Woldemar seine Hände mit. —

Draussen weckte Trompetenruf die Reiter zum Füttern ihrer Rosse. — „Für uns wird es nun noch Zeit zum kurzen Schlummer!" sagte Hermann, sich auf die Streu hinstreckend, und seinen jungen Freund neben sich winkend. „In ein paar Stunden geht es wieder vorwärts; hoffentlich solchen Thaten entgegen, welche die arme Hersilia annoch vor ihrer trüben Erstarrung heilen mögen. Hat man ja wohl schon erlebt, daß völlig Gelähmte wieder vor einem recht herrlichen Gewitter Meister ihrer angebornen Kraft geworden sind." — „Das wäre wohl nur ein Unglück für Hersilien," — sagte Woldemar, — „seitdem sie doch nun einmal unwiderruflich des Spinnanstaltdirektors Gattin ist." — „Es sieht so aus." entgegnete Hermann. „Aber wer weiß! — Wer weiß?" wiederholte er lächelnd, und setzte dann fest hinzu: „Gott weiß und waltet!" — Und somit schliefen sie Beide flugs und fröhlich ein. —

Als nach ein paar Stunden im hellen Sonnen=

schein des frischklaren Wintertages der muthige Zug wiederum rüstig vorwärts ging, erwachte in Hermanns liebender Seele eine neue Hoffnung für Hersilia's Glück. Er winkte seinen muntern jungen Freund zu sich heran, und, ein wenig abwärts reitend von dem übrigen Gefolge, sprach er zu ihm: „wir haben doch wohl gestern in unsrem raschen Gefühl dem Grafen Hohenburg Unrecht gethan." — „Dem Spinnanstaltdirektor?" fragte trotzig der Jüngling. „Nein, dem thut eben so leicht Niemand Unrecht mit geringschätzigen Gedanken." — „Da haben wir's!" entgegnete Hermann. „Wer uns so verächtlich und misfällig erscheint, — über den haben wir grade deshalb gar kein Urtheil. Wie nun, wenn Graf Hohenburg in wirklich edler Entsagung seine Stammburg zu einer gemeinnützigen Anstalt hergegeben hätte? Ich gestehe, daß auch unter dieser Fassung der Gedanke mein eigenthümliches Gefühl verletzt. Aber mein eigenthümliches Gefühl ist kein allgemeingültiger Richter. Und es kann wohl noch geschehn, daß ich den Grafen eben da um eines edlen Opfers willen bewundern muß, zu dem vielleicht meine Kraft nie hingereicht hätte, wo ich in der vergangnen Nacht blos höhnischen Ingrimm gegen ihn empfand. Mag freilich seyn, daß er billigen Gewinn von der Anstalt zieht. Der Gebrauch,

welchen er davon macht, kann erst über Recht oder Unrecht, und über Schön oder Unschön entscheiden." — Vortrefflich!" sagte der Jüngling, der schon durch allerhand ungestüme Bewegungen sein Roß die Anstrengung hatte entgelten lassen, welche es ihn kostete, so lange ohne Einrede zuzuhören. Und wirklich wäre ihm auch dies wohl unmöglich geworden, ohne seine innige Verehrung für Hermann, im Verein mit den strengen Begriffen von militairischer Subordination, die ihm sein Vater als für den Soldaten unerläßlich eingeprägt hatte. Jetzt aber brach der lange zurückgehaltne Strom nur um so unverhaltner los. Eine Menge von kleinlichen Unwürdigkeiten des Grafen kam zur Sprache, und endlich schloß Woldemar seine Rede mit den Worten: „er ist ein furchtsamer Mensch, der sein Erdenleben um keinen Preis in die Schanze schlagen möchte, und er selbst gesteht das mit einem Lächeln ein, welches ihm den Anstrich des philosophischen Heroismus geben soll. Das hab' ich an ihm erlebt, und ich lüge niemals, weder in Liebe noch in Zorn." —

Versöhnend faßte Hermann des feurigen Jünglings Hand, aber zugleich versank vollends vor seinen geistigen Augen Herfiliens strahlendes Bild in einen Abgrund düstrer, von keinem diesseitigen Hoffnungslicht mehr angeblickter Trauer. Eine Wohlthat

war es für ihn, daß in diesem Augenblick einige ferne Kanonenschüsse den General veranlaßten, seinen raschen Adjudanten zum schnellen Erkundigungsritt feldein zu senden. —

Es war nur eine unbedeutende Veranlassung dazu vorgefallen, und überhaupt vergingen noch mehrere Tage, ohne daß der Feind auf dieser Seite sich dem Vorrücken der Verbündeten entgegen zu setzen vermochte. Der junge Woldemar glühete vor Ungeduld, seine Sporen zu verdienen. Endlich konnte man für den nächsten Tag ein entscheidendes Treffen mit Bestimmtheit erwarten. Da gerieth der muntre Knapp in eine so anmuthig lustige Ausgelassenheit, daß er vollends die Herzen aller Kriegsleute im Hauptquartier gewann. Mühsam nur konnte man ihn endlich überreden, daß er sich auf ein paar Stunden zur Ruhe lege, um morgen desto frischer in seinen ersten Kampf zu reiten. In dem großen, halbverwüsteten Saal eines ehedem herrlichen Schlosses lag er auf Polster und Decken hingestreckt, die ihm sein achtsamer Pfleger Hermann hatte ausbreiten lassen, und athmete sanft und tief im süßen Schlummer der Gesundheit, Jugend und Schuldlosigkeit, während Hermann noch einsam an dem großen, düsterbrennenden Kamine saß, einige schriftliche Meldungen eifrig durchlesend und sie für den General in ein

Ganzes zusammenfassend. Da hörte er, wie Woldemar ein paarmal heftig im Schlafe murmelte, und dann laut ausrief: „fort! Ich will keinen Pardon.“

Wohlgefällig blickte Hermann nach seinem Pflegebefohlnen um. Doch mit Eins schrie der Jüngling laut und schmerzlich auf; ganz wie ein unerwartet zum Tode Getroffner, so daß Hermann erschrocken emporsprang, zu sehn, was ihm zugestoßen sey. Aber auch Woldemar war schon vom Lager aufgefahren, und stand nun todtenbleich und starr seinem Freunde gegenüber, mit leiser hohler Stimme sprechend: „hu, also auch Du, o mein edler Waffenmeister? Ja, — auch Du bist nun ein blasser blutloser Geist! Nicht wahr, es geht doch sehr schwer zu, wenn Leib und Seele sich scheiden? Und ich war noch so jung, als Florimonts dreischneidige Klinge mir tödlich in die Seite fuhr!“ — Mit Anstrengung die Schauder seines eignen Innern niederkämpfend, brachte es endlich Hermann so weit, die Schlaf- und Traumesbefangenheit seines jungen Freundes zu verscheuchen, so daß Dieser endlich, sich ganz ermunternd, im Stande war, seinen wunderlichen Traum vorzutragen.

Er hatte gemeint, in der Schlacht zu seyn, aber die Verzerrung der morphischen Erscheinungen stellte ihm Alles auf eine schauderhaft lächerliche Weise dar.

Vermuthlich war ihm die Erinnerung Eines jener alten Gemälde, die unter dem Namen der Todtentänze bekannt sind, in die Seele gekommen. Statt des freudigen, von ihm ersehnten Tumultes sah er die Reihen der beiderseitigen Schaaren ganz starr einander gegenüber stehn, und ein riesiges Gerippe, bisweilen hoch mit dem wackelnden Kopf über die Wolkenschichten hindurchragend, ging zwischen den Heeren auf und nieder, und schüttelte knöcherne Würfel in den knöchernen Händen, heiser lachend und krächzend: „Das heiß' ich einmal recht ordentlich knöcheln! Nicht wahr, Ihr lustigen Soldaten?" — Und dann warf er die Würfel an die Erde, und sagte: „die Augen, die ich geworfen habe, muß ein andrer zählen, denn meine eignen Augen sind hohl und blind." — Man hörte Donner, und im Donnerklang die Augenzahl der Würfel. Der Tod aber lachte, und sagte: „das Sterbepack da unten bildet sich immer ein, es wären ihre Platzbüchsen von Kanonen, die so krachen!" Und nach herausgedonnerter Zahl kamen dann Kriegsleute in Menge aus beiden Heeren hervor, und hielten einen langsam feierlichen Waffentanz um den riesigen Tod her, und warfen sich dabei durch mannigfache Wunden einander in das Blut. Und dann würfelte der Tod von neuem, und so ging es immer fort und fort.

Woldemar mußte bei sich denken: „wohl haben Hermann und andre Kampfgeübte mir versichert, es seye doch eigentlich ganz anders in einer Schlacht, als man sich es vorstelle, und lasse sich dem Unerfahrnen schwer deutlich machen. Ja freilich, — so überaus seltsam hätte ich mir es nicht vorgestellt!" — Und indem würfelte der Tod abermal, und der Donner nannte die Zahlen, und schwindlig zum Tanz hervorgerissen fühlte sich Woldemar, obgleich er in der oft so wunderlichen Albernheit des Träumens sagte: „ich verstehe auf Ehre die Touren noch nicht." Da sprach der todtenbleiche, gräßlich verzerrte Florimont, der plötzlich neben ihm stand: „j'aurai l'honneur de Vous les enseigner!" Munter, deutsches Junkherrlein. Ich bin Dein Mittänzer!" — Und da fühlte Woldemar einen dreischneidigen Stoßdegen, kalt wie Eis, in seiner Seite, und wie er vor Schmerz aufschrie, klang ein Donner: „Rechts hin die Seele! Links hin der Körper! Auseinander für jetzt!" — Und im furchtbaren Weh erwachend, hatte er seinen Freund für Seinesgleichen angesehn: für ein Gespenst. —

Stöhnend sank er nach der Erzählung in einen Armsessel zurück, sich tief in seinen Mantel verhüllend.

Hermann ließ ihm Zeit, erst wieder zur vollen Besinnung zu kommen. Als keine Schauder mehr

zuckend durch des Jünglings Gebeine rannen, sprach der ältere Freund:

„Frisch auf, mein wackrer Woldemar! Hat Dir die Alfengaukelei des Traumes ein unerquickliches Abbild der Schlacht vorgespiegelt, so wird Dir die Schlacht selbst um so freudiglicher aufgehn mit ihrem Donnern und Blitzen, und feierlichem Pulvergewölk, mit ihrem Hornes- und Trompetenklang und kühnem Hurrahgeruf, und hoch und frisch wird Dein junges Herz Dir schlagen, wann Dein muntres Roß Dich fliegend auf und nieder trägt durch den wechselnden Reigen, immer die leuchtende Bahn der Ehre entlang!" —

Frischfunkelnden Auges sahe der Jüngling empor, aber noch immer todtbleichen Angesichtes. So warf ihm ein großer, in die Wand eingefugter Spiegel sein Bild zurück. Und zornig sprang er vom Sessel auf, und legte dahinüber drohend die Hand ans Schwert. Hermann aber trat heftig bewegt zwischen den jungen Freund und seinen Widerschein, und sprach: „o das um Gotteswillen nicht! O nie bedrohe Dich selbst, mein Woldemar!" — „Und warum sollt' ich nicht?" sprach leise, doch ganz verwildert der Jüngling. „Was ist das für ein elend schwächliches Anhangen an mir selbst, daß der Gedanke: „Links hin der Leib! Rechts hin die Seele!" — daß der ja doch unabänderliche Schluß: „Auseinander

die Zweie für jetzt!" — daß es diesen elenden Leib mit einer Todesbläſſe übergießen kann, die — o pfui, wenn ich nun morgen ſo ausſähe in meiner Erſtlingsſchlacht!" — Er verdeckte ſein Antlitz mit beiden Händen, und lehnte den Kopf gegen die Wand. — „Du wirſt nicht ſo ausſehn!" ſagte Hermann zuverſichtlich. „Verdirb Dir doch ja nicht mit ängſtlichem Geträum Deine ſchöne Freude. — Und wenn Du auch blaß ausſähеſt," — ſetzte er nach einer Weile hinzu, als Woldemar noch immer ſtumm und abgewendet blieb, — „das Leuchten der Begeiſtrung würde darum nicht aus Deinem ritterlichen Angeſicht verſchwinden." — Scheu flüſterte der Jüngling: „Hermann, — mein edler Waffenmeiſter, — bei Ehre und Pflicht: haſt wohl Du jemalen blaß ausgeſehen im Gefecht?" — „Ich weiß es nicht;" erwiederte Jener. „Aber es kann wohl ſeyn. Wenigſtens ſah ich ſchon im Treffen die Wangen manch eines kühnen Mannes, manch eines Beſſeren als ich, bleicher, wie im gewöhnlichen Leben; glühender dagegen, als gewöhnlich, die Wange manch eines andern Helden. Der Kampf iſt eben ein Kampf, and wer ihn klar und freudiglich beſteht, iſt der Held. Was ſollte mir eine geiſtige Schildkröte, dumpf in ihren regungsloſen Schalen, nichts davon merkend, ob eine Batterie über ſie hineilt oder ein

Grazienfuß!" — Woldemar lächelte wiederum heiter. „So nimm denn noch Eine Traumlast von meiner Seele, lieber Hermann!" sprach er. „Das wäre dann die letzte. — Sprich, hat auch Dich der Gedanke des Trennens von Leib und Seele, des Zwei-Werdens von dem, was jetzo noch unabtrennlich Eins ist, — hat es Dich schon je bis zur Todeserstarrung ergriffen? — Aber um's Himmelswillen, mein edler Meister, nun erbleichest ja Du wie ein Sterbender!" — „Laß Dir dies Erbleichen die Antwort besiegeln, die ich Dir zu geben habe, mein Woldemar. Ja, geliebter Jüngling, ich kenne dieses Gefühl. Und zu meinem Heile kenn' ich es, denn die grausenvollen Abgründe, von denen es mich zurück gerissen hat, — die sind es, vor denen ich jetzt erbleiche, auch in der Gottlob fernsten Erinnerung und Ahnung noch. Wunderbar hat die ewige Weisheit die zwei hienieden so oft entzweiten Gesellen, die wir Geist und Leib nennen, als Eines ineinander verwoben, so daß in all ihrem wechselseitigen Unfrieden Beide erschaudern vor dem Gedanken: „jetzt soll Jedes vom Andern entledigt seyn!" Ach wäre diese Liebe nicht, und dieser Schauder nicht, da wäre wohl jeder Sturmeshauch hinreichend, sie auseinander zu wehen! — Ja Woldemar, es ist nicht nur — wie Shakespears Hamlet sagt — das Erbangen vor

etwas nach dem Tode, das die zwei ungleichen Genossen aneinander festhält zum Leben! Es ist — und da gehn mir die Worte eines andern großen Dichters auf, meine an Räthselgefühlen stammelnde Rede ergänzend, — es ist die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens, die Leib und Seele miteinander verzweigt, schön und freundlich auch noch im herbsten Gefühle des Unglücklichseins. O liebe diese huldreichen Bande! O pflege ihrer zart! Wer sie nicht ängstlich zu vertilgen strebt, sondern treu nach ihrem höhern Verständniß ringt, — wahrlich, dem erheben sie den Muth, statt ihn zu schwächen. Denn was sind sie weiter in ihrem innersten Wesen, als heitre Ergebung in den Willen des Gottes, der Dich in's Leben rief, und immer noch Dir gebietet, auf Erden zu leben! — Ja, lebe gern, mein Jüngling. Ja, liebe Dein Leben. Auch ich jetzt lebe wieder gern! Auch ich jetzt liebe mein Leben! Und dennoch — wann der ernste Augenblick nun wirklich erscheinen wird, wo Leib und Seele sich trennen, — da, (ich vertraue fest auf Gott,) da wird es auch so kommen, daß ich herzlich gern sterben will, so manches Leid zurücklassend auf immer, das jetzt noch, selbst in den freudigsten Stunden, im Dunkel meiner Seele lauert, und in trüben Stunden mich anfällt und zernagt mit prometheischen

Geierbissen. Wie es mir dann aber eigentlich zu Muthe seyn wird, — ungläubige Gaukelei wär' es, das etwa so im voraus zur Uebung durchprobiren zu wollen. Gott wird Alles schicken und lenken, und wahrlich, Alles wird gut." — Und Woldemar, bisweilen von poetischen Anklängen durchflogen, sprach unwillkührlich folgende Zeilen:

„Was willst Du um Zukunft Dich kränken?
Was willst Du in's: Wenn Dich versenken?
Jetzt gilt es! Jetzt zeige den Muth.
Gott wird Alles schicken und lenken!
Und wahrlich, Alles wird gut!"

Da fühlten sich die zwei Freunde in brüderlicher Umarmung Eins, wie Leib und Seele, und Hermann sprach feierlich froh:

„Eben deshalb müssen auch Seel' und Leib sich einst wieder zusammen finden in der seligen Ewigkeit. Darauf weisen Lebensliebe und Todesschauer, Todesliebe und Lebensschauer hin, denn das allsamt wohnet vereint in dem kleinen göttlichen Wunderwerke, welches Mensch geheissen ist." —

Freudenvoll und rühmlich bestand am nächsten Tage Woldemar seine Probeschlacht. Oft, wenn Hermann an ihm vorüberflog, oder ihn wiederkehren sah von einer Sendung, winkte er dem edlen Schüler

heiterbilligend zu aus seinem schlachtentflammten kühnen Auge.

Am Abend nach dem sieghaften Erfolge kam noch die Meldung, ein Haufe feindlicher Reiter, schon fast abgeschnitten, scheine mit entschlossner Kühnheit das Kriegsglück versuchen, und sich durcharbeiten zu wollen. Der General sandte seinen Tiefenborn mit einer Verstärkung dorthin. „Darf ich nicht mit?" fragte Woldemar glühend und doch fast kindlich wehmüthig seinen Meister. Doch Hermann erwiederte: „für dasmal bleib zurück, Du liebes tapfres Ritterkind. Du bist wohl geistig frisch, aber leiblich erschöpft. Spare Dich uns für andre schöne Tage auf. Du sollst ihrer mit Gottes Hülfe noch viele erleben." —

Hermann trabte hinaus mit den Schaaren, und bald kam er sieghaft wieder. Eine bedeutende Anzahl Gefangner begleitete seinen Zug. Als er den Vornehmsten derselben seinem General vorgestellt, und ihn dann auf einem möglichst bequemen Fuhrwerke weiter zurückgeschafft hatte, näherte er sich dem ihn freudigbegrüßenden Woldemar, und sagte leise zu ihm: „weißt Du, wer dieser Kriegsgefangne war? — Florimont war es." — Wild blickte der Jüngling durch die Nacht hinaus, nach der Gegend, wo der verhaßte Feind verschwunden war. Doch Hermann sprach voll sanften Ernstes: „es ist

an Dir, dem Gebote der Liebe zu dienen, nicht aber dem Gebote des Zornes. O mein Freund, empfinde mit mir die unaussprechliche Süßigkeit, die mir zu Theil ward, als ich ihn nun vor den Klingen unsrer zürnenden Reiter — Gottlob, im ersten wilden Augenblick nicht ohne meine eigne Gefahr! — beschirmt hatte, den überwältigten, bis dahin umsonst Pardon rufenden Gegner! — Wie er mir aber nun, abermal etwas vornehmthuend, seinen Degen überreichte, und sich als General Florimont zu erkennen gab, — ohne mich, den Gealterten, und auch durch Bart und Uniform Verwandelten wieder zu erkennen, — sieh, Woldemar, da kam es mir in den Sinn, als eine Art von ernst heitrer Genugthuung ihm zu antworten: „und ich bin der Preussische Major von Tiefenborn; — nicht etwa Tiefenbach, mein Herr, obgleich auch das ein sehr ehrenwerther Name ist. Aber Tiefenborn heiß' ich, und werde Sie jetzt vor jedweder Rache zu beschirmen wissen, die etwa vom Schloß Wartenhorst auf Sie hindrohen möchte, wenn man Sie im Hauptquartier wieder erkennen sollte. Mein General ist freilich dem edlen, beleidigten Hause verwandt; — aber es versteht sich von selbst, daß Sie von Dem nichts zu befürchten haben." — „Und Du ließest mir nicht die Wonne, ihm persönlich zu verzeihen, dem abscheulichen Menschen?" rief Woldemar

fast scheltend aus. Hermann aber entgegnete lachend: „Deine Manier, Verzeihung zu ertheilen, trägt doch wirklich etwas zu Gewitterhaftes an sich, als daß ich den Florimont hätte dieser wunderlichen Wohlthat aussetzen mögen. — Laß ihn fahren!" setzte er mit fröhlicher Innigkeit hinzu; „laß ihn fahren, mein Woldemar, wohin sein wunderlich verzweigtes Geschick ihn treiben mag. Er ja, der Arme, kennt jetzt noch nicht Höheres, als das. Wir kennen das Allerhöchste, und wir wollen beten, daß auch Florimont es kennen lerne." — „Ja wohl, Du bist mein ächter Meister!" sagte Woldemar. —

Die beiden Freunde fühlten sich von diesem Tage an durch eine große Heiterkeit beseelt, welcher auch der bald darauf eintretende Wechsel des Kriegsglückes nichts anhaben konnte. Fest vertrauend rangen sie fürder nach dem großen Ziel, ihre Klarheit und Frische in manches Herz mit einströmend, das schon unter den Wetterwolken der Zeit matt und dunkel zu werden begann. Auch gab es für Woldemar Gelegenheit, sich dergestalt auszuzeichnen, daß weder seine Verwandtschaft mit dem General, noch seine nahe Freundschaft zu Tiefenborn, den leisesten Verdacht einer vorliebenden Begünstigung zuließ, als er mit der Würde des Offiziers geschmückt ward.

Bald rechtfertigte der Gang der Ereignisse voll-

kommen Hermanns und Woldemars edles Vertrauen. Die Kanonen des Montmartre, obgleich noch manchen tapfern Kriegsmann der Verbündeten in sein Todesblut werfend, klangen doch fast mehr schon wie eine Salve zu Ehren der siegenden Monarchen.

In dieses glorreichen Kampfes Mitte kam Woldemar von einer Sendung wieder bei seinem General an; dieser sah ihn ernst an, und deutete nach einem Gebüsche zur Seite, sprechend: „reiten Sie für einen Augenblick dahinein, lieber Wartenhorst. Es wünscht Sie Jemand noch zu guter Letzt zu sprechen." — Erschüttert durchflog Woldemars Blick das Gefolge. Hermann war nicht zu sehn. Er sprengte nach dem Gebüsch. Da lag der an schöner Todeswunde Sterbende unter der Pflege eines Wundarztes und des treuen Reitknechtes. Heiter, ja fröhlich dem Jüngling seine Hand entgegen reichend, rief er: „o wahrhaftig, o wahrhaftig, es ist wahr!" — Dann schloß eine milde Ohnmacht seine Lippen. Der Wundarzt meinte, es seye schon der Tod. Aber noch Einmal erwachend sprach Hermann zu seinem jungen Freunde, die unterbrochene Rede fortsetzend: „o wahrhaftig, es ist wahr, daß der Tod überaus erquicklich wird, wenn ein Mensch ihn zu erwarten versteht in Geduld und Ergebung. Freue dich auf diesen ernstesten und schönsten aller Augenblicke, lieber Woldemar,

so oft das Leben Dir allzuschwer wiegen will. Und das wird es bisweilen. Obgleich der Sieg uns herrlich kränzt, und kränzen wird, — dennoch — ich sehe es im Lichte des nahen Jenseit — dennoch werden sogenannte Friedensstunden kommen, wo Ihr sieghaft Ueberlebende uns sieghaft Gefallne mit bittern Schmerzen — fast hätt' ich gesprochen: beneiden werdet! Aber hindurch und himmelan! Auch für solche Kämpfe, als Euch bevorstehen, ist Gott Euer Helfer und Schild. — Gute Nacht. — Grüße — jetzt darf ich es Dir sagen, — ach grüße Hersilien von dem Kriegsgefangnen, — doch nein! Von dem Freien grüße sie! Von dem Sieger! — Du aber jetzt — rasch an den Feind! Es geht wieder vorwärts!" — Und mit dem herrlichen Worte Vorwärts auf den Lippen starb er, und wie von unsichtbaren Flügeln getragen, eilte Woldemar dem Sieg' und dem Ruhm entgegen. —

Hersilie vernahm hienieden den Gruß ihres Geliebten nicht mehr. Schon längst äusserlich dem Grabe zuwelkend, während ihre Seele sich immer höher zu dem ehemals kühnen Schwunge wieder erhob, lächelte sie einst sehr begeistert, als ihr der Oheim aus einem Briefe Woldemars vorlas, wie General Florimont der Kriegsgefangne Hermann's und Dieser sein Erretter worden sey." Die gegen-

wärtige Zeit ist dennoch oft groß!" sprach sie, einen glühenden Blick auf ihren Oheim wendend, einen schmerzhaft wehmüthigen Blick auf ihren Mann. „Aber die Ewigkeit ist unaussprechlich größer!" setzte sie feierlich hinzu, und in eben dem Augenblick schwebte ihr edler Geist dahinüber. —

Graf Hohenburg konnte nach der wirklich sehr geliebten Gattin Tode das Wohnen in dem kleinen Pachterhause nicht mehr ertragen. Er zog wieder hinauf in das Schloß seiner Väter, und dort verwandelte sich die Spinnanstalt nach und nach, vor seinem immer höher gezognen, sehnenden Geiste in ein treffliches Hospital, als dessen Vorsteher und erster Pfleger er ein stillheitres, von vielen Unglücklichen gesegnetes Dasein führte.

Herr von Wartenhorst aber erlebte viel Schönes und Gutes, ja mitunter Herrliches an seinem feurigen Woldemar.

L. M. Fouqué.

Otto Heinrich Graf von Löben.

Du, gern Dich ſpiegelnd in dem bunten Glanze
Der Dichtergärten, wo Sonett, Canzone,
Terzin' und Triolet nach edlem Lohne
Mit der Decime ringt und ernſten Stanze!

Du, freudig brechend heitern Wettſpiels Lanze,
Wohl ahnend, daß unſichtbar vom Balkone

*) Dieſer edle und liebenswürdige Dichter, dem mehrere Jahrgänge dieſes Taſchenbuchs Beiträge verdanken, ſtarb im 39. Jahre zu Dresden, am 4. April 1825. Früher führte er den Dichternamen Iſidorus Orientalis. Einmal hat er ſich auch den Scherznamen: Kuckuk Waldbruder gegeben. „Ein fein luſtig Waldſtücklein" in der Harfe, Bdch. III. S. 159. iſt von ihm ſo unterzeichnet. Das letzte, was von ihm erſchien, war das zweite Bändchen ſeiner geſammelten Erzählungen. Dresden, 8. Hilſcher 1824.

d. H.

Die Muſe lauſche, wenn als Siegeskrone
Sie Lorber flecht' und Myrt' im Frühlingskranze!

Du rangſt und ſangeſt, lieber Freund, und webteſt!
Und meiſt, was Du errangeſt, waren Wunden,
Und Schmerzen ſangſt Du, und verwebteſt Klagen!

Die Luſt, die Du hienieden nicht erſtrebteſt,
Wird Dir der ew'ge Bronnquell nicht verſagen,
Und jubelnd tönſt von dort Du her: „Gefunden!"

Fouqué.

Hoffnung.

Die Hoffnung freundlich, in lichter Umhüllung,
Mit himmelan deutendem Pilgerſtab,
Geleitet Dich von der Wiege zum Grab,
Und heißt an der Ewigkeit Pforten: „Erfüllung."

Fr. Haug.

Perikles.

Er ist der Stolz Athens!
Er hat gefochten seine Schlacht,
geordnet der Gesetze Macht,
die alten Ketten abgestreift
und glorreich Ruhm auf Ruhm gehäuft;
er ist der Stolz Athens!

Doch glücklich ist er nicht!
Er steht so bleich, er steht so arm;
aus seinem Auge gleitet warm
der Thräne stummes Unterpfand
und Blum' an Blum' aus seiner Hand. —
Ach, glücklich ist er nicht!

Es gilt dem einz'gen Kind,
dem letzten, dessen Angesicht
sein Leben war, sein Sonnenlicht,
das mild, wie junger Lenzestag,
lächelnd an seinem Herzen lag, —
es gilt dem einz'gen Kind!

Kalt liegt der Knab' und todt!
Sieh' an des Kriegers Heldenbrau'n,
willst du des Vaters Jammer schaun!
Am Leichnam hangt sein Aug' in Schmerz;
was weiß jetzt von Athen sein Herz? —
Kalt liegt sein Knab' und todt!

Karl Förster.

Bräutigams-Regel.

Verlange nicht die Lippen zu berühren,
Laß dich nicht Eitelkeit verführen,
O wünsche ja, daß sie sich sträubt,
Damit, wenn du sie einst errungen,
Von Sprödigkeit bei Huldigungen
Für and're noch ein Theilchen übrig bleibt.

St Schütze.

Fröhlich, selig.

Gläser klingen, Lieder schallen,
Ganz behaglich ist es hier,
So kann mir die Welt gefallen,
Freunde, so gefall' ich mir;
Pflegt' ich ihr den Text zu lesen,
Ist's ein Irrthum wohl gewesen.

Heute kann ich alles fassen,
Alles wird mir hell und klar,
Und ich trage jetzt gelassen,
Was mir jüngst verdrießlich war.
Wenn ich gestern mich erboßte,
War ich wahrlich nicht bei Troste.

Sollt' ich toben, sollt' ich fluchen,
Zweifeln und bedenklich seyn!
Nein, es finden, die da suchen,
Und das Glück — es stellt sich ein.
Wenn ich jemals anders dächte,
Hier beim Wein, das ist der Rechte.

Irrt' ich sonst auf fernen Wegen,
Heut' ist mir die weite Welt
Freundlich vor der Thür gelegen,

Mir zum Jahrmarkt ausgestellt,
Und ich wähl' aus allen Zeiten
Trost zu neuen Möglichkeiten.

Grüne Wäldchen, heit're Plätze,
Wo der Scherz sein Mädchen schwingt,
Vieler Jahre reiche Schätze
Hat ein Augenblick verjüngt;
Brüder sind sie mir und Schwestern,
Heut umarm' ich sie wie gestern.

Reiche Städte, ganze Länder
Trink' ich an den Tisch heran,
Frühlingssonnen im Calender
Leuchten sie mich fröhlich an;
Ei, wo hatt' ich meine Sinne,
Längst hatt' ich schon alles inne.

Ja, die Welt ist noch die Gute,
Liebenswürdig, wie sie war;
Seelenwohl wird mir zu Muthe,
Ueberschwenglich, wunderbar;
Freunde, Nachbarn, — aus Erbarmen
Kommt, ich muß euch jetzt umarmen.

St. Schütze.

Der Mönch und die Nonne.

Tief im Riesengebürge, am Fuße himmelanstrebender Felsen, breitete sich ein anmuthiges vom Elbstrom malerisch durchschnittenes Thal aus. In freundlicher Sonnenhelle lag es da, ein Bild des Friedens und der Ruhe, gegen die gigantischen Massen der Gebürge, die es ringsum begränzten. Dort am sanften Abhange, den grünende Matten bekleiden, wo nachmals das freundliche Städtchen Hochenelbe, mit seinen rothen Dächern und friedlichen Kirchthürmen sich ausbreitete, stand vor vielen Jahren, in den Zeiten des aufblühenden Ritterthums, eine stolze unüberwindliche Veste, die Stammburg des alten gräflichen Geschlechts von Eichenfels. Noch verkünden dem Wanderer die im wilden Gesträuch und Dickigt verborgenen Trümmer, die zerstreut umher liegenden unförmlichen Steinmassen, des Gebäudes kühne Bauart: stolz erhoben sich die felsenfesten Mauern über das friedliche Thal. Geschützt durch

die Natur so wie durch die Wachsamkeit der Bewohner, trotzte die mächtige Veste jedem feindlichen Angriffe, und nur ein einziger schmaler Fußpfad führte den steilen Felsen hinauf. In den düstern Mauern, weit vom geselligen Leben und Treiben der Menschen entfernt, lebte Graf Hugo von Eichenfels, der letzte Sprößling seines Hauses, in düsterer Einsamkeit. Sein von Natur zurückgezogener, in sich verschlossener Charakter hatte durch sein bisheriges, eben nicht erfreuliches Schicksal, so wie durch manche böse Erfahrung, gänzlich eine menschenscheue und mürrische Richtung genommen. Als jüngster Sohn, von früher Jugend an, zum Klosterleben bestimmt, und unter klösterlicher Zucht und klösterlichen Vorurtheilen aufgewachsen, wurde er plötzlich durch den Tod seines ältern Bruders, und die auf ihn jetzt fallende Pflicht, das Geschlecht seiner Vorfahren nicht aussterben zu lassen, den Zwingmauern seines heiligen Zufluchtsortes entrissen. Mit frommen Unwillen entzog er sich den Armen der Mönche, um in die Arme eines weltlichen Fräuleins zu sinken. Luitgardis, so hieß seine Auserwählte, aus einem alten Geschlechte entsprossen, war mehr dazu geschaffen, als Aebtissin eines Klosters, die ihrer geistlichen Obhut anvertrauten Seelen für den Himmel zu ziehen, als an der Seite eines irdischen Mannes den

gefährlichen Strudel der eiteln Welt zu beschiffen. Demungeachtet suchte sie ihrem nun einmal bestimmten Ehegenossen durch Sanftmuth und gefällige Liebe das Leben zu versüßen. Doch Graf Hugo's mürrische Laune nahm von Tage zu Tage mehr überhand: kein Banket, kein Turnier konnte den neckenden Dämon vertreiben, und als er auch dann nicht weichen wollte, da Frau Luitgardis von einem frischen, muntern Töchterchen genaß, so ließ das arme Weib die Hoffnung ihn zu bekehren gänzlich fahren. Sie willigte daher auch gern in den Vorschlag, mit ihm auf die alte Stammburg zu ziehen, und der Welt auf immer Ade sagend, in die düstern Mauern des freudenleeren Sitzes ihrer Vorfahren sich einzuschließen. — In diesem Hafen der gänzlichen Ruhe ward dem Grafen wieder wohl ums Herz; die frische Landluft wirkte gedeihlich auf Körper und Seele; — auch der alte Hang zum Klosterleben erwachte aufs neue, und fand in der ländlichen Stille und Einsamkeit, noch mehr aber durch den häufigen Zuspruch der geistlichen Herren aus dem nahe gelegenen Kloster, reichliche Nahrung. Kaum wurde es ruchbar, daß Graf Hugo eine wohlbesetzte Tafel und einen guten Keller führe, als auch die Gemächer der Burg nie leer von allezeit durstigen Zechern wurden, die nicht allein, dem freigebigen Wirthe zu Dank, das zeitliche Hab

und Gut deſſelben verſchwelgten, ſondern ſich auch gleich blutdürſtigen Vampiren ihm an's Herz legten, um das reine Blut der geſunden Vernunft und lautern Geſinnung aus Kopf und Herz zu ziehen und dagegen in reichlichem Maße das Gift mönchiſcher Vorurtheile hinein zu ſpritzen. Dieſer geiſtliche Unfug hatte für das arme Land die traurigſten Folgen; Pächter und Bauern klagten laut ob der Gelderpreſſung und ſahen mit Murren ihr Hab und Gut dem Kloſter zuwandern. Der Graf that eine Gelübde nach dem andern und baute bald ein Kloſter, bald eine Kapelle, die dann nach ſeinem Ableben den Mönchen zufallen mußten. Den Augen der Frau Luitgardis konnte dieſes Unweſen nicht entgehen: ſie grämte und härmte ſich ob des heilloſen Unfugs, der über ſpät oder früh die verderblichſten Folgen nach ſich ziehen mußte. Ein ſchleichendes Fieber zehrte ſie ab und ſie welckte zuſehends dem Grabe entgegen; ihre einzige Freude war die kleine Bertha und der vertraute Umgang mit einer noch aus frühern Zeiten ihr treugebliebenen Jugendfreundin. Elsbeth war als eine arme Waiſe mit der Gräfin zuſammen aufgewachſen; beide gleich alt hatten, theils durch Gleichheit ihrer Geſinnungen, theils durch Gewohnheit, ein feſtes Band ihrer Seelen geknüpft, und ſpielte gleich Elsbeth auf der Bühne

der großen Welt eben keine bedeutende Rolle, so behauptete sie doch im Herzen der Gräfin den ihr gebührenden Ehrenplatz. Das zunehmende Alter knüpfte das Band von beiden Seiten nur fester und als es nun endlich an dem war, daß die Gräfin das Zeitliche segnen und die Welt verlassen sollte, wurde ihr Herz enge und das Auge naß. Sie beschied die in Thränen zerfließende Freundin näher ans Bett und sprach: „Elsbeth, komm in meine Arme, mein Stündlein ist gekommen, der Herr ruft! — siehe, ich muß fort und mein Herz kann nicht mit Freudigkeit daran denken, denn ich lasse Dich und meine Bertha zurück! — — Nimm Dich hinfort der Kleinen mit mütterlicher Liebe an — auf Dich werf' ich meine Sorgen! — Gott möge vergelten, was Du an ihr thust. Elsbeth sank schluchzend in ihre Arme, und gelobte ihr heilig für das Kind hinfort mütterlich Sorge zu tragen, und es vor allem Bösen zu behüten. Da senkte sich göttlicher Friede auf das Antlitz der Sterbenden, sie segnete noch einmal die kleine Bertha und verschied.

Auf Graf Hugo machte der Tod seiner Gemahlin einen tiefern Eindruck, als man wohl glauben mochte. Er legte mehrere Monden Trauer an, und schloß als ein betrübter Wittwer sich immer mehr und mehr in seine Einsamkeit ein; es schien, als hätte seine

mönchiſche Frömmigkeit durch dieſen Unglücksfall bedeutenden Zuwachs erhalten. — Endlich war Bertha zur ſtattlichen Jungfrau heran gewachſen. Brachte der Graf ſeinen Tag mit Beten oder Wallfahrten ins nächſte Kloſter zu, ſo blieb ſie ſittſam daheim im Kämmerlein, bald beim Weberſtuhl, bald beim Rocken, und Elsbeth ſaß neben ihr, entweder mit kunſtgerechtem Lobe und Tadel über die Arbeit der ſchönen Finger richtend, oder aus einem alten erbaulichen Buche vorleſend. So vergingen unter traulichem Geſpräch die langen Winterabende, und kam der reitzende Frühling, kleidete ſich die verjüngte Erde mit duftenden Gräſern und Blüthen, ſo wurde nicht ſelten eine Wallfahrt ins liebliche Thal, oder an die blühenden Ufer des glänzenden Elbſtroms unternommen. Dabei ließ Elsbeth nicht unbeachtet, durch Beiſpiel und Unterweiſung auf das Herz ihrer gelehrigen Schülerin zu wirken. Bald ſuchte ſie durch ernſtliche Warnungen vor dem Böſen, die junge Tugend zu befeſtigen, bald durch das Andenken an die Tugend der Mutter im Buſen der Tochter den Trieb ihr gleich zu werden, zu wecken; und ſiehe, der Same fiel auf ein gutes Land, ſchoß luſtig empor und verſprach für die Zukunft erfreuliche Früchte. Der Blick der guten Matrone ruhte mit innigem Wohlbehagen auf der Huldgeſtalt des funfzehnjäh-

rigen Mädchens; Sanftmuth und Seelengüte legten in jede ihrer Mienen, Reden und Handlungen jene hinreißende Anmuth, die leichter und ſicherer die Unterhändlerin der Liebe wird, als die ſtolze, des Siegs ſich bewußte Schönheit. Das Herz der guten Alten that ſich auf und gebar tauſend und abertauſend Wünſche und Hoffnungen; die Zeit der eigenen gefahrvollen Jugend ſtieg lebendig in ihrer Seele auf, und da ihr die Netze, die der böſe Feind den unbefangenen Schritten der Erdentöchter, beſonders im verfänglichen Alter der Jugend, in den Weg ſtellt, zur Gnüge bekannt waren, ſo hielt ſie es für nothwendig, die Augen der mütterlichen Liebe mit der Brille des Argwohns zu bewaffnen. Um jedoch zeitig der Gefahr vorzubeugen, ließ ſie ihren ſpähenden Blick im Kreiſe der Ritterſchaft des Landes umherſchweifen, um ſchon frühe einen würdigen Gemahl für das Herzens-Töchterlein zu erkieſen. Die gute Alte hatte aber nicht bedacht, daß man um das Herz eines funfzehnjährigen Mädchens zu bewachen, wo nicht etliche Sinne mehr, doch wenigſtens die vorhandenen im guten Zuſtande haben muß, und daß ein taubes Gehör und ein blödes Geſicht eben keine wachſamen Spione ſind. Daher geſchah es, daß Fräulein Bertha unverſehens einen gewaltigen Strich durch die ſchlaudurchdachte Rechnung zog und nach

eigenem Gutdünken über das Eigenthum ihres Herzens verfügte.

Es war ein schöner duftender Abend, ein heiterer Himmel wölbte sich über die blühende Erde, das Abendroth glühte im Westen, und laue Frühlingslüftchen säuselten im Laub der Bäume. Da stiegen auch Elsbeth und Bertha den steilen Burgpfad hinab, um sich in der anmuthigen Kühle zu erlustigen. Ein reitzender Steg führte sie längs den blühenden Ufern des Elbstroms hin. Das kosende Geplätscher der klaren Silberwellen, der frisch belebende Wind, der erquicklich um die blonden Locken Berthas wehte, stimmte derselben Herz zu wehmüthigen Gedanken, indeß Elsbeth's geläufige Zunge, mit den Wellen wetteifernd, der unaufmerksamen Schönen irgend eine alte Historie, die sich vor grauen Zeiten an dem Elbufer begeben, hervor suchte und dabei geschäftig nebenher trippelnd, jetzt ein heilsames Kraut, jetzt eine geruchreiche Blume aufsammelte. So hatten sie sich unvermerkt immer weiter und weiter von der Burg entfernt, das Abendroth im Westen war verglüht, einzelne Sterne wurden am Himmelsbogen sichtbar und die Thautropfen im hohen Grase verkündeten die eintretende Nacht. Elsbeth machte die Bemerkung, daß es nunmehr Zeit sey den Rückweg anzutreten; ein kleiner Pfad, der an der Grenze des

Waldes vorbeiführte, wurde als näher eingeſchlagen. Kaum hatte aber unſer Paar um die Ecke gebogen, als ein Geräuſch vom Walde her ihre Blicke auf ſich zog. Ein wiederholtes Rufen, vom Schmettern des Hüfthorns unterbrochen, ließ ſie nicht zweifeln, daß eine Jagd im Anzuge ſey. Sie wollten ihre Schritte verdoppeln, als plötzlich das Geräuſch ganz nahe ertönte, ein wüthender Eber das Dickicht durchbrach und zähnefletſchend auf die Unglücklichen losſtürzte. Vergebens war die Flucht, — ein kreiſchender Schrei, und Bertha ſtürzte leblos zu Elsbeth's Füßen; ſchon war das wüthende Thier keine Schrittsweite mehr von ihnen entfernt, als plötzlich ein Speer, von kräftiger Hand geſchleudert, die Luft durchſchwirrte und in den Nacken des Unthires ſich einbohrte. In demſelben Augenblicke flog ein Jüngling der lebloſen Bertha zu Hülfe; ſein mit Blut beſpritztes Wamms ließ nicht zweifeln, daß er der kühne Schütze ſey. Elsbeth dankte ihm in wohl geſetzten Worten, hatte aber das Aergerniß zu bemerken, daß er ſie weder zu ſehen noch zu hören ſchien, ſondern einzig und allein Augen und Ohren für die reitzende, noch immer ohnmächtige Bertha hatte, die in ſeinen Armen ruhte. Dieſes etwas bedenkliche in den Armen Halten brachte die wachſame Alte, als eine die Zucht und Ehrbarkeit verletzende Stellung, wieder zum

völligen Niesbrauch ihrer vier Sinne. Sie hob das erschöpfte Fräulein, so gut es gehen wollte, mit Hülfe des Ritters auf eine Moosbank und erkundigte sich dann sittig nach Stand, Namen und Würden des hülfreichen Engels, indem sie durch den scharfen Blick ihrer Falkenaugen die Blicke des Jünglings, die noch immer an die holde Bertha gefesselt waren, auf sich zu leiten suchte. „Ich heiße Conrad, ehrwürdige Frau, erwiederte der Jüngling," und bin der Sohn des Ritters Benno von Ess, den der Ruf euch wohl als einen tapfern, ehrenfesten Lehnsmann des Kaisers genannt haben wird; die anmuthige Kühle des Abends lockte mich in das Jagdrevier dieses Waldes; bald kamen ich und meine Jagdgenossen auf die Spur dieses Ebers und in der Hitze des Verfolgens achtete ich nicht der Grenze." Mit diesen Worten zeigte er auf das in der Ferne stehende Jagdgefolge. Elsbeths Lippen thaten sich eben zu einer neuen Frage auf, als plötzlich Bertha die schmachtenden Augen aufschloß und mit furchtsamen Beben um sich blickte; der blutende Eber und der zu ihrer Seite knieende Jüngling waren deutlichere Dolmetscher des Vorgegangenen, als Elsbeths zahllose Worte. Bertha's Auge begegnete den feurigen Blicken Conrads, beschämt und verwirrt blickte sie zur Erde, und stammelte hocherglühend einige

Worte des Dankes, die niemand hörte und verstand. Elsbeth fand nicht für rathsam, die Scene unnöthig zu verlängern; der Ritter gab beiden das Geleit bis zu den Thoren der Burg und zog sich dann, unter sittigen Wünschen für baldige Erholung, durch erneuerte Danks-Versicherung von Seiten Elsbeths, noch mehr aber durch einen Blick Bertha's belohnt, mit seinem Gefolge zurück.

Als Conrad auf der väterlichen Burg angelangt war, merkte er gar bald, daß es mit seiner frühern Munterkeit und guten Laune ziemlich aus sey. Kein lustiges Banket, kein Lanzenstechen wollte ihm mehr behagen, und war es ihm endlich gelungen, was selten geschah, mit seinem Wurfspieß ein flüchtiges Reh oder einen Gemsbock zu erlegen, so wollte es ihm wohl gar bedünken, daß er und nicht das blutende Thier die Wunde empfangen habe. Diese seltsame Erscheinung blieb ihm auch nicht unerklärt. Er fühlte, daß es ihm unwiederstehlich zu dem lieben Bilde ziehe, das noch unverlöscht in seinem Herzen lebte; die klaren Aeuglein hatten so tief in seine Seele geschaut, daß der freundliche Strahl noch immer belebend und erwärmend darin fortwirkte. Auf allen einsamen Spaziergängen, die der Ritter jetzt, ganz wider seine Gewohnheit unternahm, begleitete ihn dieß Bild. „Bin ich nicht ein Thor,

sprach er einstmals zu sich selbst, daß ich mich in trostlosem Liebesschmerze abhärme und meine Tage unthätig vertraure; ich will zu Graf Hugo ziehn, und nach biederer Ritterſitte um ſein holdes Töchterlein werben!" — Gesagt, gethan! dachte der Ritter und sann in allem Ernste darauf, wie er als stattlicher Brautwerber das Gefolge seiner Knappen und Reisigen glänzend und reich anordnen solle, als plötzlich der Gedanke ihm zu Sinne stieg: „Wie aber, wenn Fräulein Bertha nicht mehr deiner gedenkt, oder vielleicht gar einen andern liebt?" Dieser bedenkliche Umstand war eben nicht dazu geeignet, seine Hoffnung zu bestärken, jedoch schlug er seinen Muth nicht nieder, und bald fand sich ein dienstfertiger Geist, der ihm einen passenden Plan eingab. Des Zitherspiels kundig faßte er den Entschluß, unter der Tracht eines Minnesängers, dem Fräulein unbemerkt zu nahen und ihre Gesinnung auszukundschaften. Kaum rötheten die Strahlen der aufgehenden Sonne die Zinnen der Burg Eichenfels, als ein wohlgestalteter, dem Anschein nach ältlicher Mann, die Zither an einem zierlichen Bande um die Schulter gehängt, wohlgemuth und heiter den Pfad hinauf schritt und vom wachhabenden Knappen am Burgthor den Einlaß verlangte. „Ziehet nur fürder," war die Antwort, „hier ist eures Bleibens

nicht, Graf Hugo iſt kein Freund von Saitenklang!“ Damit wandte der bärtige Unhold ihm mürriſch den denRücken und ließ den ſingenden Zugvogel thun was ihm beliebte. Conrad hatte ſchon früher von dem Einſiedler=Leben des Grafen gehört, daher brachte ihn dieſer verfehlte Angriff nicht außer Faſſung. Er ſuchte insgeheim die Fenſter von Elsbeths und Berthas Kämmerlein auszukundſchaften, lagerte ſich dicht unter ihnen und ſtimmte nach luſtiger Weiſe ein Liedlein an. — Was er gehofft, geſchah, — das Fenſter öffnete ſich alsbald und Elsbeths Naſe ſenkte ſich hinab. Als ihr Blick den bejahrt ſcheinenden Zitherſpieler gewahrte, beſchied ſie ihn, das geſetzte ehrbare Weſen des jungen Fants für baare Münze haltend, mit freundlichem Gruße in das Vorgemach. Mit freudiger Hoffnung folgte Conrad dem Winke und trat durch einen engen Seitengang in ein geräumiges Gemach. Der Anblick Berthas, die mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, den eintretenden Sänger nicht zu bemerken ſchien, hätte ihn beinahe zum zweitenmale taub gegen die zierlichen Reden der alten Matrone gemacht. Doch nahm er ſich alsbald zuſammen und griff in die Saiten:

Sagt an, ihr Ritter und ihr ihr Frau'n!
Was regt das Herz

Wohl ſchmerzlicher und tiefer traun,
Als Liebesſchmerz? —

Ein Rittersmann zog über Feld
Mit flücht'gem Lauf;
Er ſuchte durch die weite Welt
Sein Liebchen auf.

Er zog zu ſeines Königs Macht,
Zur Schlacht hinaus;
Sein Liebchen harrte Tag und Nacht
Allein zu Haus! —

Und als er kam zum heim'ſchen Ort
Mit Lieb' zurück,
Da war er öd', ſein Liebchen fort,
Mit ihr ſein Glück! —

Nun zog er über's weite Feld
Mit flücht'gem Lauf,
Und ſuchte durch die weite Welt
Sein Liebchen auf.

Und bald ſieht er auf Berges Höh'n
Im Sonnenſchein,
Ein Schlößlein blank und zierlich ſtehn
Und tritt hinein! —

Drin sieht er ach! mit welchem Harm —
Sein nicht mehr nun,
In eines schnöden Buhlen Arm
Das Liebchen ruh'n.

Sagt an, ihr Ritter und ihr Frau'n!
Was regt das Herz
Wohl schmerzlicher und tiefer traun,
Als Liebesschmerz? —

Kaum war der letzte Ton verklungen, so ließ Conrad seine Blicke hinüber zur reitzenden Bertha schweifen, um zu erkunden, ob die Deutung des Liedes ihrem Herzen verborgen geblieben. Mit Freuden glaubte er zu bemerken, daß eine lichte Röthe ihre Wange überflog und der jungfräuliche Busen unter dem Mieder sich merklich höher hob. Gern hätte er der Geliebten durch einen verstohlnen Wink oder zärtlichen Blick seine Nähe kund gethan; doch theils achtete sie des grauen Sängers zu wenig, um ihn eines besondern Blickes zu würdigen, theils war auch ein solches Wagniß in Gegenwart Elsbeths gefährlich. Betrübt und ob der verfehlten Hoffnung verdrossen, wollte er schon Ade sagen und auf andere Weise sein Heil versuchen, als die Matrone mit freundlichem Danke ihn warten hieß, und mit kurzen

Schritten in ihr Kämmerlein trippelte, um den edlen Sänger nicht unbelohnt fürder zu schicken. Diesen Augenblick, den ihm ein günstiges Glück bereitete, ließ er nicht entschlüpfen. Mit sittigem Anstande näherte er sich dem Fräulein, lößte den Bart vom Kinne und beugte ein Knie vor der Holden. „Fräulein," sprach er schnell und leise, „liebt ihr mich, so wie ich euch liebe, so werdet mein Weib!" — Die unerwartete Verwandlung preßte dem unbefangenen Mädchen unwillkührlich einen Schrei aus, den der zärtliche Ritter nach Belieben zu seinen Gunsten auslegen konnte; wenigstens läßt die Chronik unentschieden, ob nicht vielleicht ein Händedruck oder ein zärtlicher Blick als verständlichere Dollmetscher dem Ritter zu theil wurden; doch gewiß wäre dieß geschehen, wenn nicht in demselben Augenblicke die Alte mit der Spende herbeigekommen wäre, und den leichtfertigen Citherspieler gezwungen hätte, nach seinem Barte zu greifen und seinen Platz bei der Thüre wieder einzunehmen. Mit Erröthen die dargereichte Gabe ausschlagend, beurlaubte er sich und stieg, von einem zärtlichen Blicke der schönen Bertha beglückt, die enge Stiege in den Burghof hinab. Gleich wie dem Kinde, das einmal vom Zuckerbrod genascht hat, immer mehr nach der gefälligen Waare gelüstet, so fühlte sich auch des Ritters Herz nach

diesem zu Gunst und Freuden ausgefallenen Unternehmen keineswegs zur Ruhe gestellt. Bertha liebte ihn, daran war kein Zweifel; hatte nicht das flüchtige Lied die Erinnerung in ihrem Busen geweckt? flog nicht eine zarte Röthe über ihre Wangen und war es nicht ein Schrei des freudigen Erstaunens, der ihr bei seiner Entdeckung entschlüpfte? — Ja gewiß, es bedurfte keines Beweises mehr, Bertha liebte ihn, und er war der Glücklichste unter der Sonne. Doch wollte es den Ritter nun auch bedünken, es gezieme sich nicht eher förmlich um Bertha's Hand zu werben, bevor er ein süßes Geständniß von den Rosenlippen der Geliebten selbst vernommen hätte. Um zu diesem Zweck zu gelangen, war ein zärtliches Zwiegespräch unumgänglich nöthig; doch wie solches zu Stande bringen? wie die reitzende Gefangene, der Zucht und Ehrbarkeit unbeschadet, Elsbeths Argusaugen entrücken? Ritter Conrad sparte weder Geld noch Mühe, und bald gelang es ihm, die schlaue Hildgard, Berthas Dienerin, für sich zu gewinnen, und ihre Gebieterin durch sie bei seiner Liebe beschwören zu lassen, ihm auf kurze Zeit in Gesellschaft Hildegards Gehör zu schenken. Bertha empfing die schelmische Unterhändlerin mit klopfendem Herzen und hochrothen Wangen; sie erschrack ein wenig, zürnte dann ein wenig, aber endlich siegte das

Gefühl der erwachenden Liebe über jede Bedenklichkeit. Folge, flüsterte die Liebe, er bittet so zärtlich! — Aber allein, ließ sich die Besorgniß vernehmen, was würde Elsbeth sagen, wenn sie es erführe? — Sie wird es nicht erfahren, und begleitet dich nicht Hildgard, was hast du zu fürchten? — Bekanntlich führt im weiblichen Herzen die Liebe bei geheimen Berathungen die entscheidende Stimme: was Wunder also, daß Elsbeth's Warnungen vor den Fallstricken des Bösen diesmal unbeachtet blieben, und die gute Matrone samt ihren vier wachsamen Sinnen, das gewöhnliche Schicksal der Erzieher theilte, deren vortreffliche Lehren jeder bewundert und niemand befolgt? Das Fräulein klagte über Kopfweh, schlüpfte in ihr Kämmerlein, wo schon die schlaue Hildgard ihrer wartete, und noch hatte sich die Sonne nicht zur Ruhe verfügt, so öffneten die schönen Flüchtlinge das Seitenpförtlein der Burg, und wanderten auf dem bekannten Fußstege den Ufern des spiegelglatten Stromes zu, wo im Schatten hoher Eichen eine einsame Moosbank die Liebenden aufnahm. Unter traulichem Geschwätz, wobei Hildgard natürlich eine stumme Rolle spielte, verging den Liebenden die geflügelte Zeit. Beide berauschten sich in den süßen Hoffnungen, sich bald nicht wieder zu trennen; Conrads Entschluß stand fest, der morgende Tag ward zur

feierlichen Werbung bestimmt, und Bertha sah mit stillem Entzücken schon im Geiste Elsbeths große Augen, wenn sie selbst mit dem süßen Bekenntniß an der mütterlichen Freundin Busen sinken würde. Doch jetzt erinnerte Hildgard zum drittenmal, daß es Zeit sey aufzubrechen, und zögernd trennten sich die Liebenden mit dem Schwur ewiger Treue und Liebe. —

O ihr Unglücklichen! noch hattet ihr keine Ahnung von dem schwarzen Gewitter, das über eure Häupter sich zusammenzog, und schadenfroh die lustig emporschießende Pflanze der Hoffnung mit einemmale vernichtete. Fräulein Bertha hatte sich kaum von ihrer nächtlichen Wallfahrt, durch eine erquickende Ruhe, in der schöne Träume ihres Glückes sie beseligt hatten, erholt, als ein Diener des Grafen mit dem Gebote hereintrat, sich zu ihm zu verfügen. Bertha konnte sich eines beängstigend Gefühls von Furcht und Erwartung nicht entschlagen; doch dieß auf die Seltenheit einer solchen väterlichen Einladung schiebend, und ihrer Schuldlosigkeit sich bewußt, folgte sie getrost dem voranschreitenden Knappen, der sie in ein kleines, einer Mönchszelle nicht unähnliches Gemach führte. „Tritt näher, mein Töchterlein," redete Graf Hugo die Schüchterne freundlich an, „ich habe Dir gar Wichtiges zu verkünden, sintemal du nun in die Jahre getreten bist, wo es dem

Menſchen ernſtlich obliegt, durch Beten und Kaſteyen ſein ewiges Wohl zu befördern. Die Welt, mein Kind, und die Menſchen ſind böſe und eitel von Anbeginn und es iſt beſſer, Du lerneſt beide nie kennen. Mir wirſt Du dann zeitlich und ewiglich Dank wiſſen, daß ich ſchon frühe Dich errettet habe. Als Deine Mutter ſtarb, that ich das Gelübde, wenn mir Gott Dein junges Leben erhalten würde, Dich im ſechzehnten Jahre ins Kloſter der heil. Barbara zu bringen. Dieſe Zeit iſt gekommen; drum gehe, mein Töchterlein, und bereite Dich vor mit ernſter Betrachtung und Erbauung, auf daß Du Dich noch heute ins Kloſter begebeſt." Dieſe Rede wirkte auf Bertha, wie das Todesurtheil auf die Seele des Verbrechers. Bei Erwähnung des Kloſters konnte ſie nur mit Mühe die betäubten Sinne wach erhalten, doch kaum hatte der Graf geendigt, als ſie bewußtlos zu ſeinen Füßen ſank. Als ſie die Augen wieder aufſchlug, fand ſie ſich auf ihrem Lager, und Elsbeth um ſie beſchäftigt, der plötzlich Erkrankten Muth und Troſt zuzuſprechen. Aber Bertha's Ohr vernahm nichts, noch blutete ihr Herz zu ſtark von der empfangenen Wunde; mit dem Bewußtſein erneuerte ſich auch der Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht. Sollte ſie Conraden und mit ihm dem Leben auf ewig entſagen? — Unmöglich! — Aber durfte ſie hoffen, der Graf

werde das drückende Joch des unglückſeligen Gelübdes ihr wieder abnehmen, folglich ſeinen Schwur brechen? — Auch das war unmöglich! — Wie dem Unglücklichen zu Muthe iſt, der die Spitze des Berges ſchon erglimmt hat und plötzlich wieder in die Tiefe herabſtürzt, ſo erwachte auch Bertha aus dem beglückenden Traume ihrer Liebe zur martervollen Gegenwart. Endlich wich der Starrkrampf der betäubten Sinne und die gepreßte Bruſt erleichterte ein milder Thränenguß. Sie ſank mit kindlicher Innigkeit an Elsbeths Bruſt, beſchwor ſie bei dem Angedenken ihrer Mutter, den ſchrecklichen Entſchluß vereiteln zu helfen und entdeckte unter Thränen das Geheimniß ihrer Liebe. Die gute Elsbeth fiel bei dieſer Entdeckung aus dem Himmel ihrer Sicherheit etwas unſanft zur Erde nieder, doch ſchnell ſich beſinnend, daß Vorwürfe hier nicht an rechter Stelle ſeyen, legte ſie vielmehr dem mütterlichen Unwillen Stillſchweigen auf, und verwies die Troſtloſe mit ſanfter Schonung auf die Erfüllung des väterlichen Willens, der ſich nun einmal nicht ändern laße.“

„Ergieb Dich, meine Tochter, ſetzte ſie innig bewegt hinzu, in das Gebot des Himmels, kämpfe muthig gegen die irdiſche Liebe, und reiße ſie aus dem Gottgeweihten Herzen! O! meine Tochter, auch mir will das Herz brechen, da ich mich von Dir trennen

soll. — Als Deine Mutter, in ihrem Sterbestündlein, Dich meiner Obhut empfahl und ich Dich auf die Arme nahm; da gelobte ich dem Himmel, Dir eine zweite Mutter zu seyn und," hier trat unwillkührlich eine Thräne in ihr Auge, „weiß Gott, ich habe mein Gelübde erfüllt; erfülle auch Du jetzt meinen letzten Willen, bete zu Gott um Kraft, auf daß Du sein Gebot erfüllest." Sie schwieg, aber die Thräne in ihrem Auge sprach deutlich zu Berthas Herzen; der feierliche Augenblick drängte die Erde aus demselben, sie sank der mütterlichen Freundin in die Arme und schluchzte leise: „ich will, meine Mutter!" Dann fiel sie vor dem Betaltar nieder und stand nach einem kurzen innigen Gebete wundersam gestärkt und erheitert wieder auf. — Das Glöcklein aus dem Kloster läutete; Bertha wußte, was es bedeute, aber sie zitterte nicht; das Chor der Nonnen wallte den Burgpfad hinauf, Bertha sah es und bebte nicht! Sie schlossen die neue Schwester in ihre Mitte, Graf Hugo und Elsbeth begleiteten sie auf ihrem letzten, irdischen Pilgergange, und langsam bewegte sich der Zug in die Klosterkirche, wo die Aebtissin die neue Braut Christi empfing. Bertha kniete nieder; der feierliche Chor der Nonnen, der fromme Gesang, die gefüllte Kirche und das Bild des Allerhöchsten auf dem Altare, erfüllten ihre Seele

mit dem einen großen Gedanken an die Nähe des Allwissenden; und nur dunkel und ferne, wie dem sich immer mehr und mehr entfernenden Wanderer das väterliche Haus erscheint, schwebte das Bild der Erde vor ihrer Seele! — Der Gesang verstummte, sie schwur das Gelübde ewiger Keuschheit und Treue, und ihre Lippen bebten nicht. Der wallende Schleier senkte sich gleich einem Leichentuche über ihr Haupt. Gebaut für die Ewigkeit war die finstre Scheidewand, die sie von der Erde trennte; ein kaltes Grauen umspannte ihre Seele und zog fieberhaft die Brust zusammen, doch wankte sie nicht, und erst als sie die einsame Zelle, den Schauplatz ihrer künftigen Leiden, betreten hatte, fand sie Thränen.

Leicht zu ermessen ist Ritter Conrads Schmerz, als bei der schrecklichen Nachricht der kalte Fittig der Verzweiflung ihn umspannte. Das Leben hatte keinen Reitz für ihn, er floh die blühende Natur, jeder Grashalm erinnerte ihn an die Verlorene; er floh die Gesellschaft der Menschen, nur in ihre Nähe zog es ihn hin, und bald gedieh ein Entschluß zur Reife, der lange schon in seinem Busen keimte. In der Nähe des Klosters der heil. Barbara lag ein Mönchskloster im Schatten düsterer Buchen versteckt; hier fand der Unglückliche in der Nähe der Geliebten eine Freistatt. In der Einsamkeit einer, durch einen

einfachen Betaltar geſchmückten Zelle, deren niedrige Gitterfenſter das Kloſter der heil. Barbara auf der Höhe eines anmuthigen Hügels erblicken ließen, verlebte er in wehmüthiger Trauer ſeine Tage. Unter Beten, Faſten und Kaſteyen verging dem Unglücklichen endlich ein ſchleichendes Jahr; umſonſt verſuchte er, durch die Qualen des Körpers den Schmerz der Seele zu übertäuben. Umſonſt ſuchte er im Gebete Hülfe und Troſt, überall ſah er nur das Bild der Geliebten. Sank er im Gebete vor der Hochgebenedeiten nieder, ſo waren es Berthas Züge, die ihn anlächelten; in glühender Sehnſucht ſtreckte er die Arme aus und bebte ſcheu zurück vor dem frevelhaften Beginnen. Seine Kraft entwich mit jedem Tage; er flehte zu Gott um die letzte Gnade, die Geliebte noch einmal zu ſehen und dann zu ſterben! Wachend und träumend umſchwebte ihn dieſer Gedanke, und als er einſt entkräftet aufs Lager ſank und ein leichter Schlummer den Müden erquickte, ſchwebte ein goldner Traum vor ſeiner Seele. Er ſah die Hochgebenedeite, von einer Schaar ſeliger Geiſter umgeben, auf einem leichten Gewölke ſchwebend; an ihrer Hand ſtand Bertha in zauberiſcher Schöne, durch das goldgelockte Haar wand ſich ein Mirthenreis und ein bräutliches Gewand umfloß die ſchlanken Glieder; neben der Geliebten erſchien ſein eigenes Bild und

mildlächelnd legte die Heilige selbst seine Hand in die Hand Bertha's. — Diesen Traum für einen Wink des Himmels haltend, füllte neue Hoffnung seinen Busen. Das erloschene Auge glühte mit neuem Feuer, und kühn loderte der Entschluß in ihm auf, Bertha zu befreien und mit ihr zu flüchten. Ein unterirdischer Gang führte aus seinem Kloster in eine Betkapelle der heil. Barbara; hier, wußte er, bringe Bertha die einsamen Stunden im Gebete zu; sein Entschluß war gefaßt. Kaum dämmerte das junge Licht im Osten, so stahl er sich aus dem Chor der Mönche hinweg und gelangte bald durch den finstern Gang in die Kapelle. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend verbarg er sich hinter die Säulen des Altars. Da klirrte die eichene Thüre, und eine bleiche hohlwangige Gestalt wankte hinein. Sie sank mit dem Ausdruck des innigsten Schmerzes vor dem Altar nieder, — Gott, es war Bertha! — der zurückgeschlagene Schleier ließ den Jüngling die vom Gram und Schmerz entstellten Züge der Geliebten erkennen; das tiefste Weh durchschnitt seinen Busen. „Bertha!" stammelte er leise, aber die Unglückliche schien ihn nicht zu hören. „Meine Bertha" rief er vernehmlicher, der sanfte Ton seiner Stimme erweckte die Erstarrte aus dem schweren beängstigenden Traume; ihr Busen wallte heftiger, eine leichte Röthe über-

flog die blaſſen Wangen und eine Thräne trat in ihr Auge. Conrad warf das Mönchsgewand ab und ſtand in Ritterkleidung, um die Unglückliche nicht zu erſchrecken, mild lächelnd vor ihr. Bertha erkannte die Züge des Geliebten und ſank mit einem freudigen Schrei an ſeine Bruſt. „Laß uns fliehen, Geliebte,“ flüſterte Conrad, „die Heilige ſelbſt iſt mir erſchienen, o! komm, laß uns fliehen, ehe ein feindliches Geſchick uns wieder trennt.“ Bertha ſchluchzte leiſe an ſeinem Buſen und zeigte mit ſtummen Schmerze auf das Kreuz an ihrer Bruſt. — „Zage nicht, Gott wird uns ſchützen,“ rief Conrad feurig, „wenn die Nacht ſich ſenkt, harr' ich Dein an dieſem Orte, o! Geliebte laß uns fliehen!“ — Hier hörten ſie ein Geräuſch, Conrad floh und Bertha eilte in ihre ſtille Zelle zurück. Die mühſam errungene Faſſung in ihrem Buſen war aufs neue geſtört, das kaum geknüpfte Band auf der tiefen Wunde löſ'te ſich von neuem: Zweifel und Liebe kämpften in ihrem Innern. — Die ſchnellen Stunden des Tages eilten dahin, der entſcheidende Augenblick nahte und noch war es finſter in ihrer Seele. Da ſank ſie in der Angſt ihres Herzens vor das Bild der Gebenedeiten nieder. „Heilige! betete ſie, iſt es dein Wille, die Qual meines Daſeyns zu enden, o! ſo flehe ich dich nur um die einzige Gnade an, laß mich den Geliebten

sehn und in seinen Armen sterben! — erhöre mein Flehn, o! richte gnädig, verdamme nicht die Meineidige, die nicht mehr vermochte gegen das eigene Herz zu kämpfen." — Thränen erstickten ihre Stimme, stumm richtete sie den Blick zum Himmel, und siehe die finstre Wand der Zelle verschwand und sie, die hohe hehre Himmelskönigin stand mit dem göttlichen Sohne auf ihrem Arme vor ihr. Himmlisch lächelnd blickte sie auf die Knieende herab und auf den Wink ihrer Hand verschwand das Kreuz von Bertha's Brust! — — „Ja du hast mich erhört," rief die Hoffende in feurigem Entzücken, „habe Dank!" — Ermuthigt und gestärkt stand sie auf, ein seliges Lächeln verklärte ihr Antlitz und Friede zog ein in die zerrissene Brust. —

Der Abend senkte sich, eine erquickende lautlose Ruhe lag über der blühenden Landschaft, ein sanftes Roth glühte im Westen, und tief wölbte sich die ewige Kuppel des Himmels über die ruhende Erde — Da stand Bertha am Fenster ihrer Zelle und schaute hinab in das Thal, und glühende, endlose Sehnsucht schwellte ihren Busen. Sie gedachte der Stunde, da sie Conraden zum Erstenmale gesehen hatte; auch damals ruhte ein stiller Abend über der duftenden Schöpfung! — wie ganz anders war es jetzt! Eine leise Ahndung umdüsterte ihre Seele und ein

unheimliches Geisterbeben, wie das Vorgefühl des nahenden Todes, ergriff ihr Inneres! — — Horch, da tönte das Glöcklein, das die versammelten Nonnen zum Abendgebet rief! Es war die Stunde, da Konrad ihrer harren wollte; sie raffte sich auf. Jetzt unwillkührlich brach sie vom blühenden Mirthenbäumchen, das sie bisher sorgsam gepflegt hatte, einen Ast ab; dann betete sie noch einmal innig und stieg, eng in ihren Schleier gehüllt, durch den Seitengang des Klosters in die Kapelle hinab, wo Conrad in einer Mönchskutte ihrer wartete. Der kühle Nachtwind spielte mit Berthas Schleier, Conrad bemerkte den Mirthenzweig, sein Traum schwebte deutlich vor seiner Seele; er zog die Geliebte, an die Flucht mahnend, fast ängstlich mit sich fort. Aber je weiter die Unglücklichen flohen, desto unwegsamer wurden die Stege durchs rauhe Gebürge, desto schwärzer senkte sich die Nacht auf sie herab. Ein nächtlich kalter Wind pfiff durch das Laub der Bäume, die Sterne erloschen am Himmelsbogen, und Dornen ritzten ihre Füße. Bertha konnte nicht weiter, erschöpft sank sie an Conrads Busen. — Da scholl vom Kloster herüber das Rufen der Suchenden und das Gestampf der Pferde. Die Aebtissin, Bertha's Flucht bald gewahr werdend, hatte den Schirmvogt bewogen, den Fliehenden nachzusetzen. —

Immer näher kamen die Verfolger, und mit jedem Hufſchlag ihrer Pferde floh die Möglichkeit immer mehr, ihnen zu entgehen! — Schon bog der Zug ums Gebürge. — Da umarmten die Liebenden ſich zum letztenmale, erhoben flehend ihre Hände zum wolkenbedeckten Himmel; ſiehe — da fuhr ein leuchtender Blitz aus dem Schooße der Nacht, ein krachender Donnerſchlag folgte, und auf der Stelle, wo die Liebenden ſich umarmt hielten, ſtrebten zwei kühne gigantiſche Felſenmaſſen zum Himmel empor! —

Noch jetzt zeigen die Bewohner des Rieſengebürges die ſeltſamen Formen der beiden Felſen, und bis auf den heutigen Tag führen ſie den Namen des Mönchs und der Nonne. —

Ungern Sternberg.

Räthsel und Charaden.

1. Worträthsel.

Oft wird, selbst wenn die erste Sylbe fehlt,
und rüst'ge Federn nur die beiden lezten
den äusern Formen nach zusammen sezten,
das Ganze doch der Gattung beigezählt.

Aesthetisch zeigt dieß Ganze: daß das Blei
zu Spizen nicht für leichte Pfeile tauge,
daß Splitter leicht man sieht im fremden Auge,
daß scheinbar Leichtes schwer erreichbar sey.

Arthur vom Nordstern.

2. Anagramm.

Schmerz und Heil kann es dir zeigen!
Will dein Herz zum Schmerz sich neigen,
Kannst gar leicht du es versetzen
Und dann wird es dich ergötzen.

Karl Hold.

3. Worträthsel.

Düstre Stadt mit Dom und Wall;
Namen gab sie einem Ritter
Wohl bekannt durch Lied und Cither —
Sich beeilend dort zum Fall
Stolzen Fluß mit Falben-Wellen —
Was euch bringt die Nachtigall,
Was euch läßt die Knospen schwellen —
Schlanken Baum, der mit den hellen
Blättern zarte Schleier webt —
Ja, nach süßem, alten Schall,
Selbst das Schönste, was im All
Athmet, lächelt, liebt und lebt,
Wohl zum Himmel euch erhebt —
Weiß in mir ich zu vermählen,
Könnt ihr drei bis fünfe zählen.

K d.

---

4. Sylbenräthsel.

Ich zähle mich mit zweien zu den Bergen,
und — glaubts auf's Wort! — fürwahr nicht zu den Zwergen.

Kränzt ihr dieß Paar mit einer dritten Blättern
Und süßer Frucht, geweiht der Freude Göttern; —
Schuf ich manch Werk, worin selbst Berge stecken
Und Thürme stolz sich in die Wolken strecken.
Doch — sinkt mein Stolz, werd' ich ein Vier=
Gespann!
Ach! wallen Flammen meinen dreien vor,
Bin ich gewiß, daß ich an Ruhm verlor,
Was zwiefach wohl an Thalern ich gewann.

Kd.

---

5. Charade.

So geistig hoch die beiden letzten steh'n
In dieses Erdenlebens wirrem Treiben,
So hell sie schau'n; kann's leichtlich doch geschehn,
Daß ihnen Manches mag verborgen bleiben.
Nicht immer ist die erste ihnen klar,
Wenn wandernd sie durch fremde Zonen streifen —
Das wird gewiß alsdann dir offenbar,
Wenn sie zur Leitung meines Ganzen greifen.

Karl Hold.

---

6. Worträthsel.

Weich bin ich ſchwarz, ſchwarz bin ich hart,
Doch iſt das harte doppelt.
Weich hab' ich manchen Schatz verſcharrt,
Hart geh' ich oft gekoppelt.
Weich nennen neben Galgenſtrick
Und gleicher Brut mich Alle,
Und doch rühmt jeder deſſen Glück,
Der hart mich zog zum Stalle.

Kd.

---

7. Charade.

Es zeigt dein feig Geſicht ein lächerliches Spiel:
Das Erſte haſt du nicht, vom Zweiten viel zu viel;
Aufs Ganze — ſtehen ſo die Sachen —
Kannſt du durchaus nicht Anſpruch machen.

— w — ß.

---

8. Vexier-Charade.

Hängt nach Eins und Zwei noch ein Fuß an
uns flüchtigen Thierchen,
Fällts als Titulatur Jeglichem widerlich auf.
Seht ein unseliges Volk, wenn vor Drei-Vier
steht noch ein Zeichen,
Doch wer mein Ganzes ergreift, ist ein erbärmlicher Wicht.

Fr. Haug.

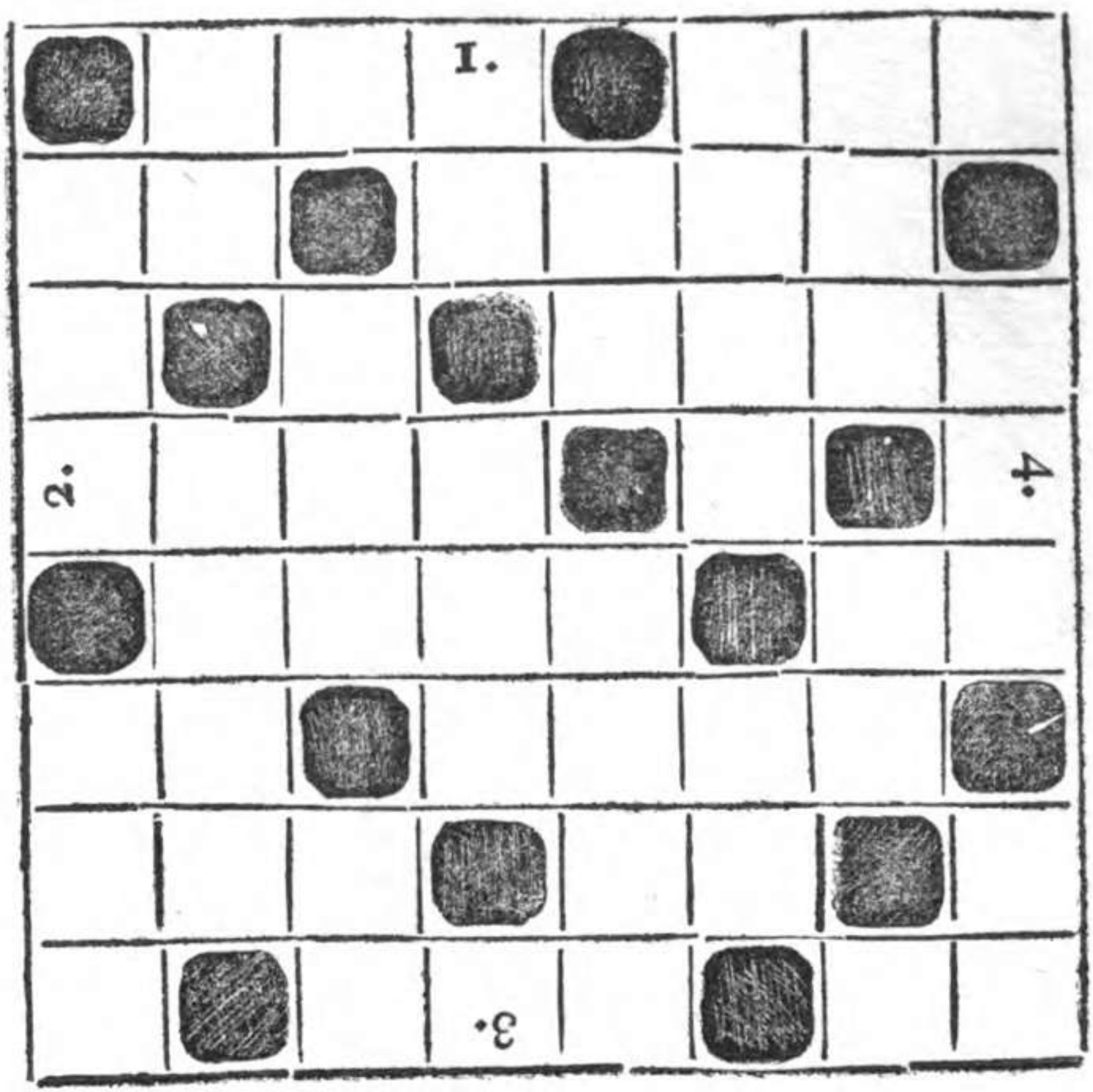
---

9. Logogryph.

Befolgt Ihr mein Ganzes, so findet Ihr mich;
Auch war General der Franzosen ich.

Fr. Haug.

Zu der Aufgabe No. 11. im vorjährigen Taschenbuche.



10858985

10858985

TAENZE
mit
Musik
herausgegeben
von
C. RIEBE
Königl. Solo-Tänzer in Berlin.

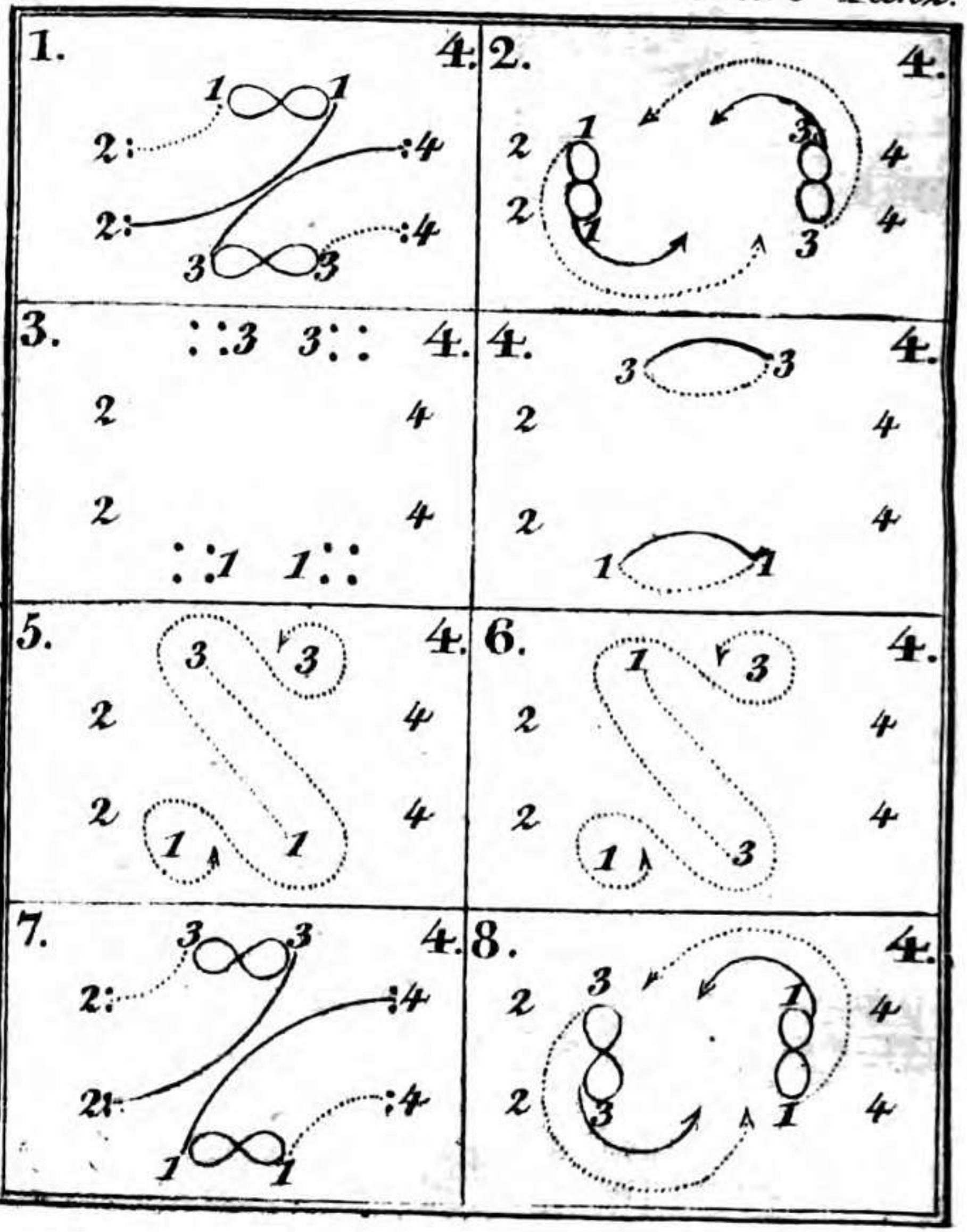

ff
ff
pp


ff
pp
D.C.

La Germandrée.

Nº 1.

Contre-Tanz.



Nº 2. Le Myrthe.

Contre-Tanz

f

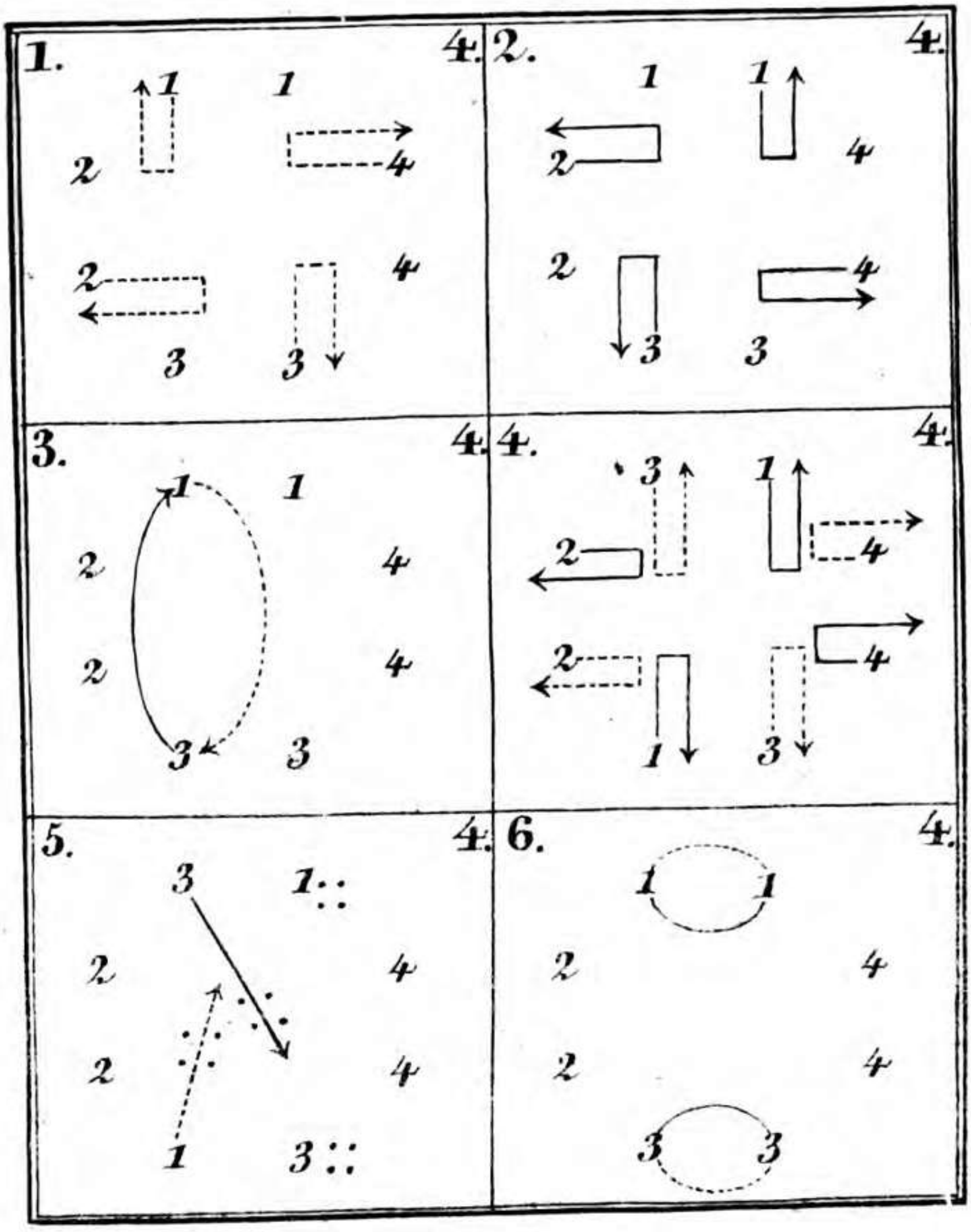
p

pp

6 6

D. C.

Nº 2. Le Myrthe.



No. 3. Le Muguet.

Contre-Tanz.

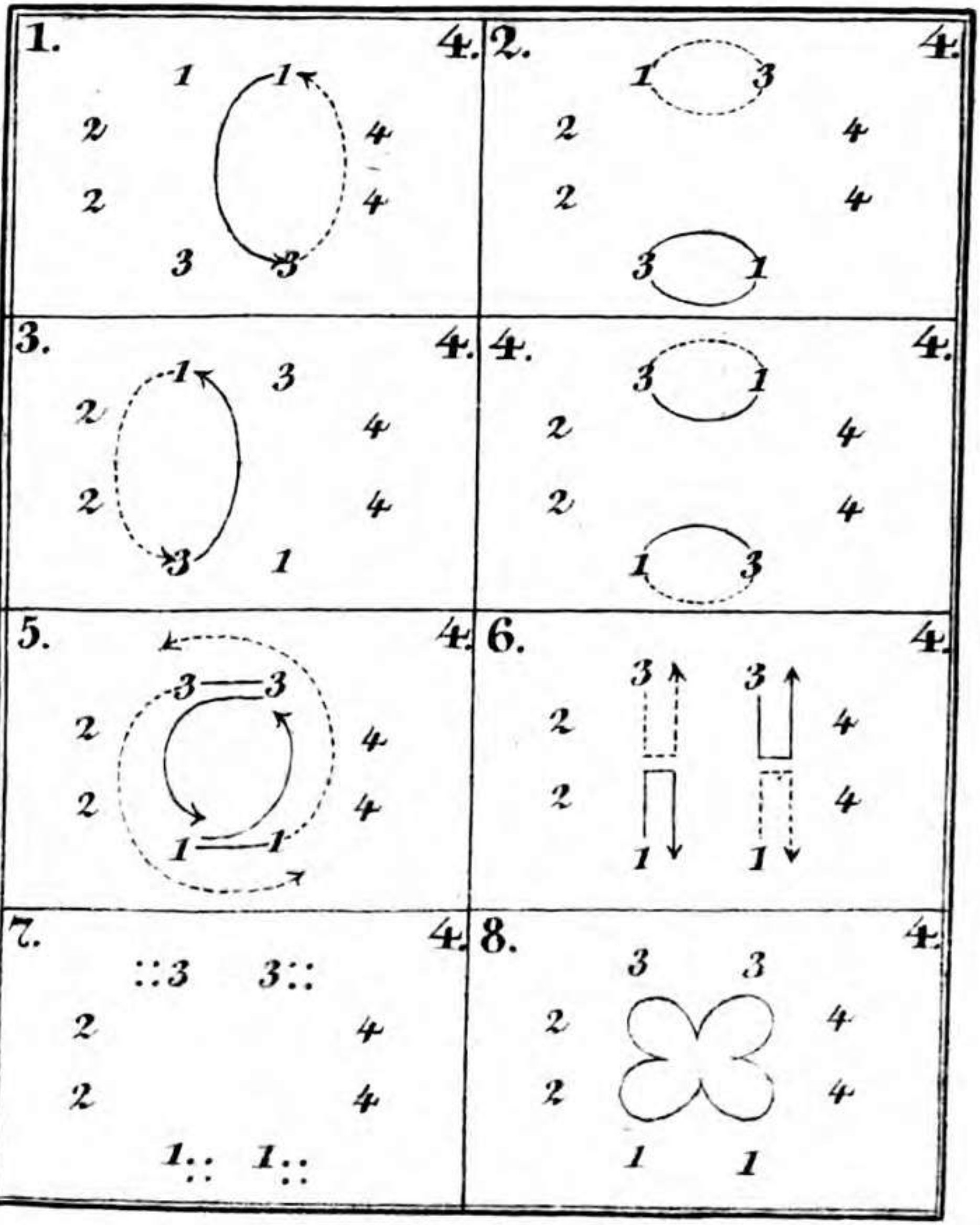


pp

ff

D. C. 𝄋

N°. 3. Le Muguet.


1.
4.
1
1
2
4
2
4
3
3
2.
4.
1
3
2
4
2
4
3
1
3.
4.
1
3
2
4
2
4
3
1
4.
4.
3
1
2
4
2
4
1
3
5.
4.
3
3
2
4
2
4
1
1
6.
4.
3
3
2
4
2
4
1
1
7.
4.
::3
3::
2
4
2
4
1::
1::
8.
4.
3
3
2
4
2
4
1
1

Nº 4. LeBluet. *Contre-Tanz.*




f

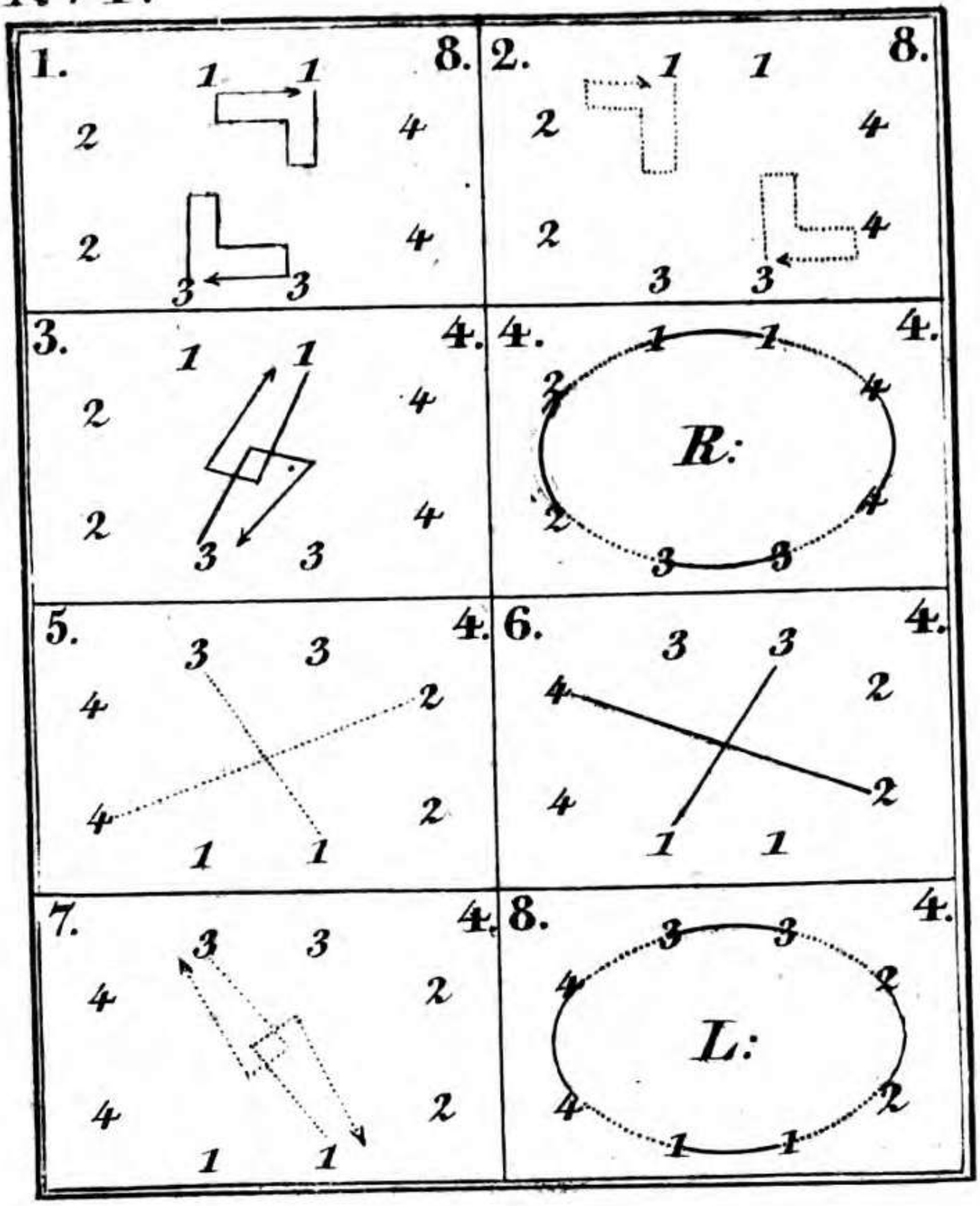



f


f
D. C.

Le Bluet.

N°. 4. *Contre-Tanz.*



La Chasse.

Nº 5.

Francaise

Clarinetto 1.

Clarinetto 2.

Corno 1.

Corno 2.

Fagotto.



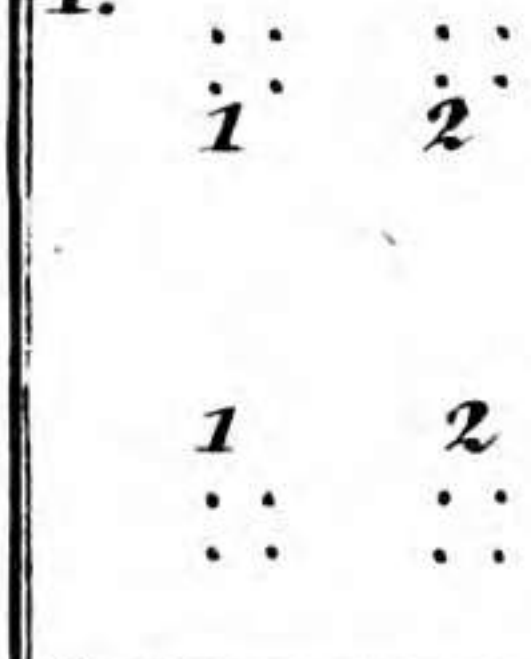
Das 2te mal blasen die Horns allein.
Das 3te mal alle Stimmen.

La Chasse.

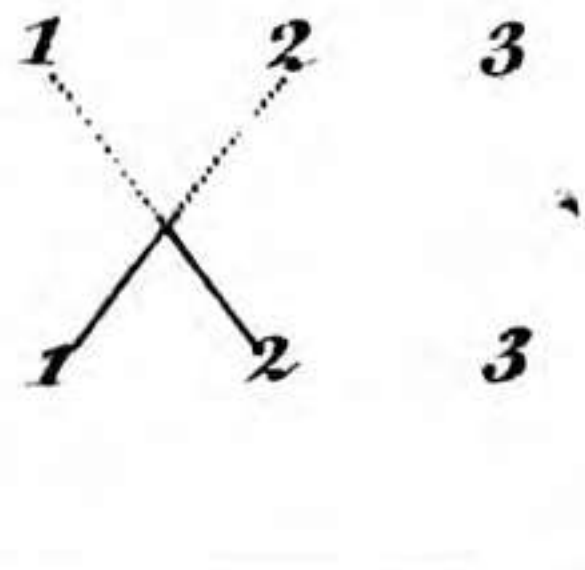
N°. 5.

Francaise.

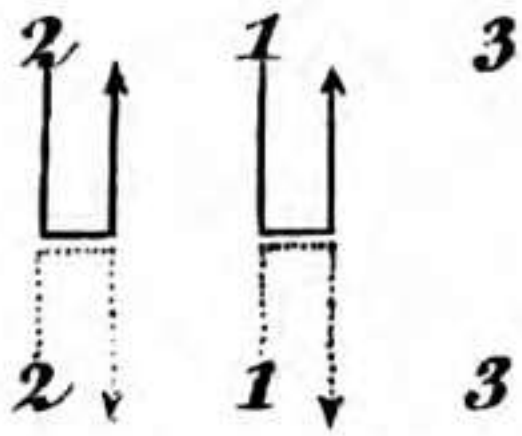
1. 4.



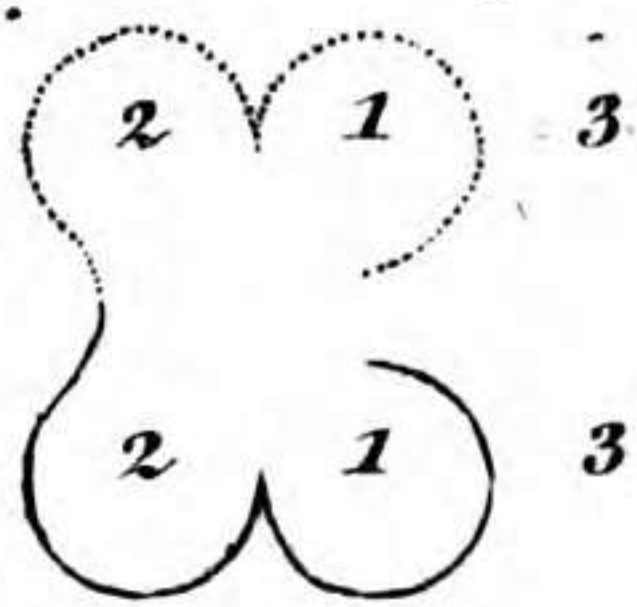
2. 4.



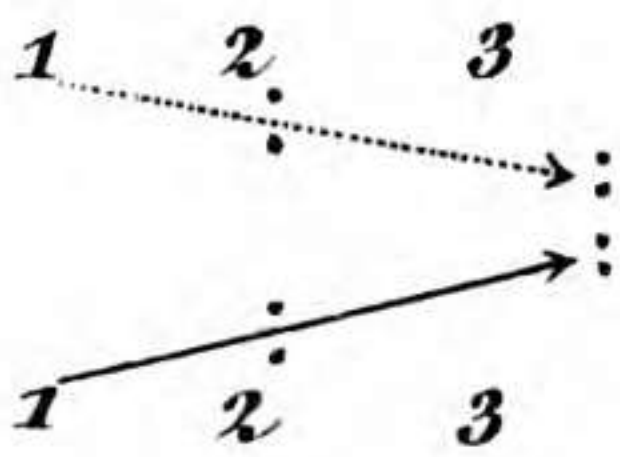
3. 4.



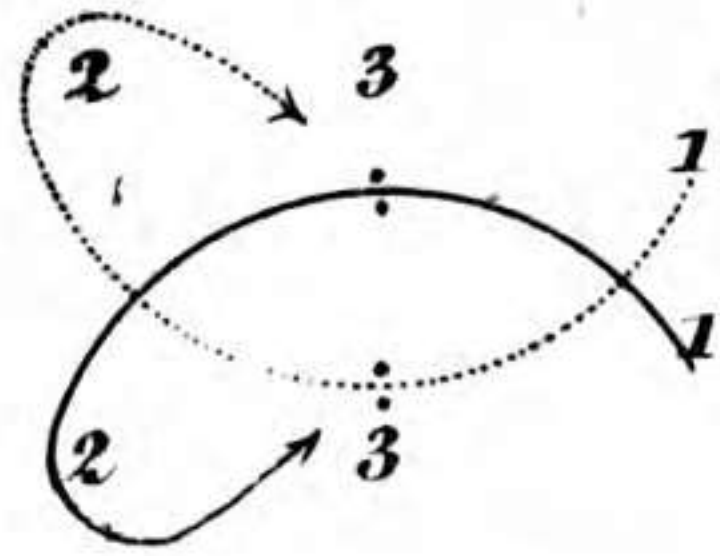
4. 4.



5. 8.



6. 8.



Nº. 6. Ecossaise.

Flauto.

Violino 1.

Violino 2.

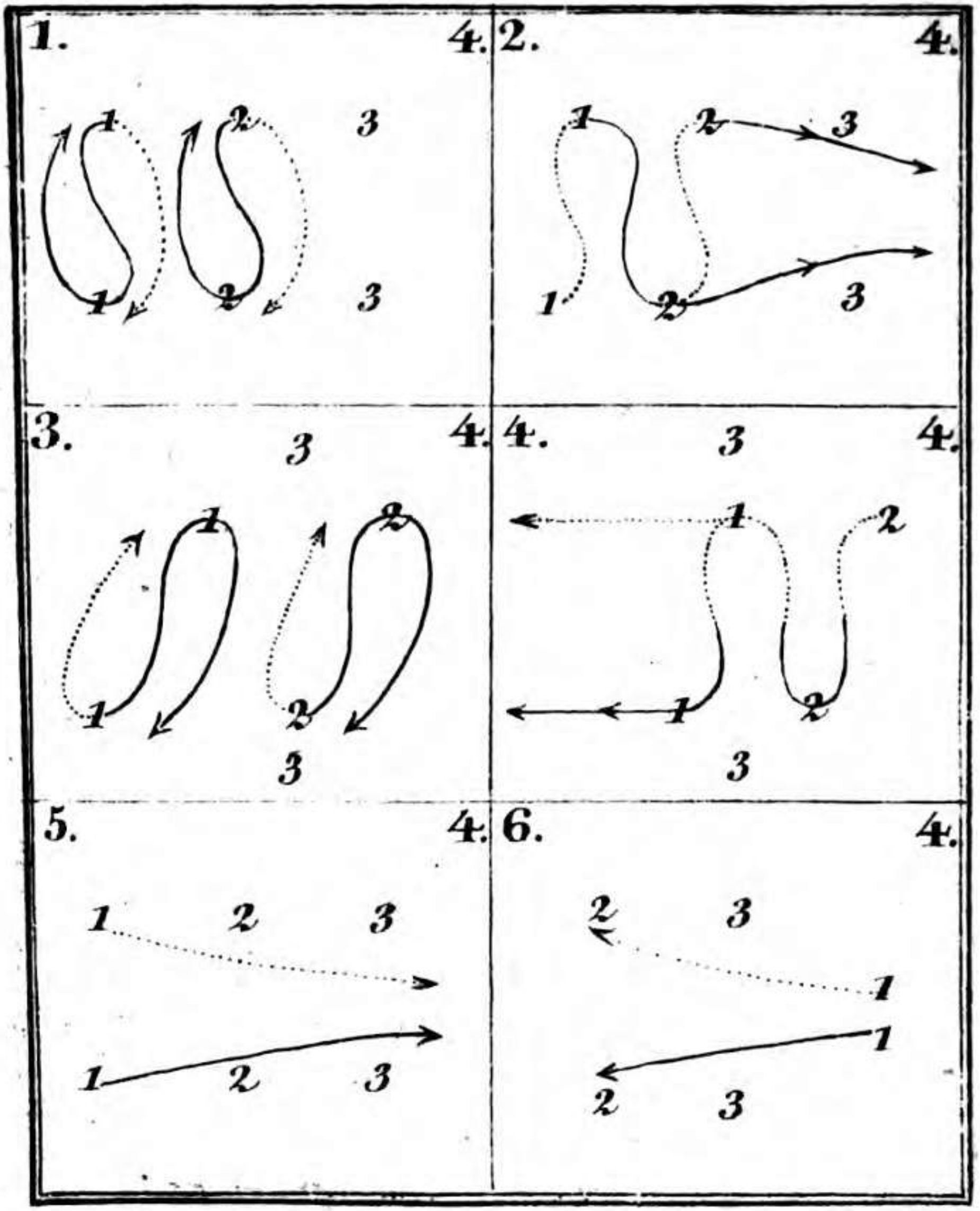
Fagotto.

Basso.





N°. 6 Ecossaise.



Galop.

Nº 1. u. 2.

Quadrille

Flauto.

Clarinetto. in C.

Violino 1.

Violino 2.

Basso.

f

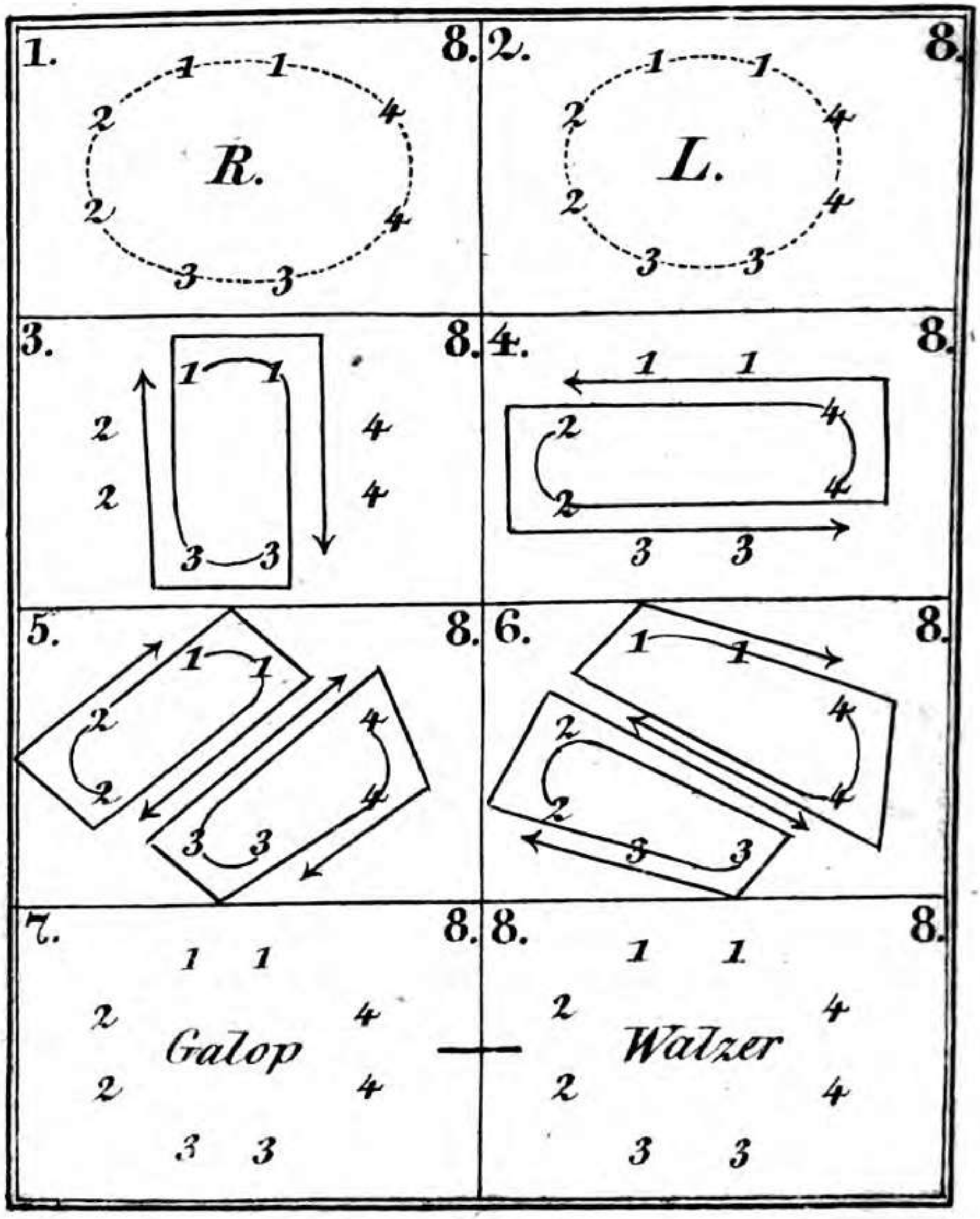
p

f



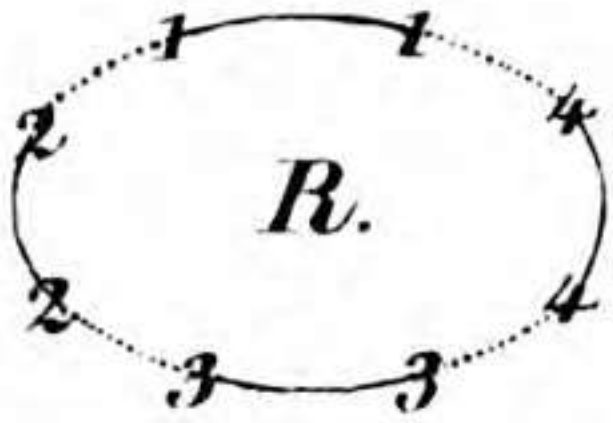


Nº 1. Galop Quadrille.

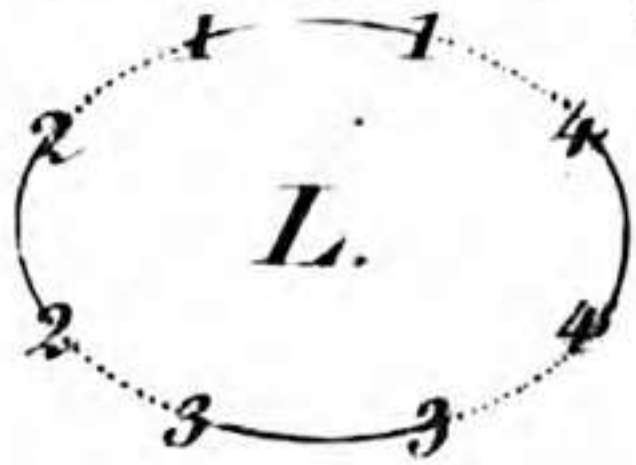


N°. 2. Galop-Quatrille.

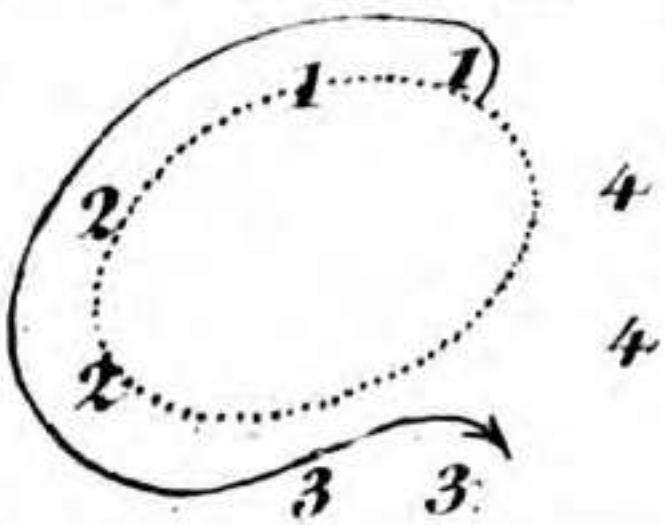
1. 8.



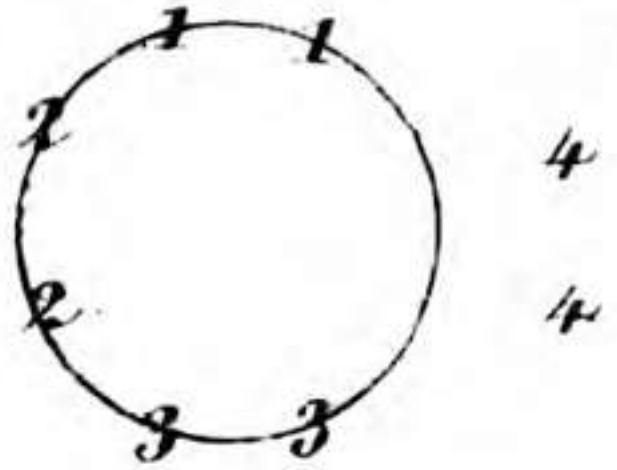
2. 8.



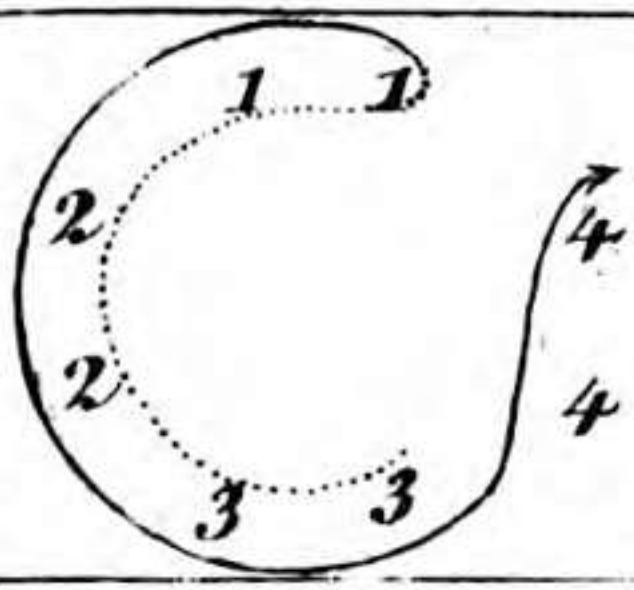
3. 8.



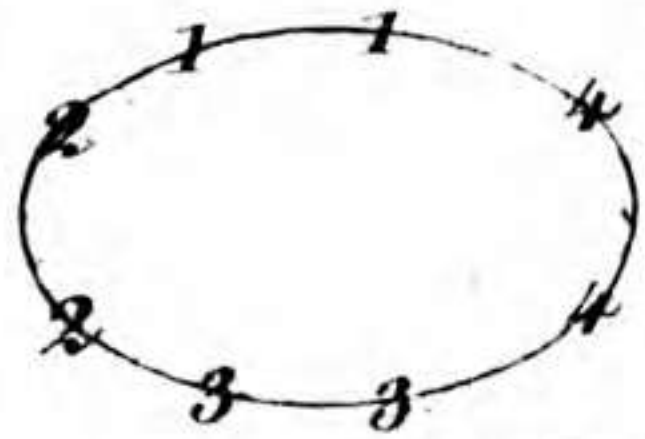
4. 8.



5. 8.



6. 8.



7. 8.

1 1

2 4

Galop

2 4

3 3

8. 8.

1 1

2 4

Walzer

2 4

3 3

10858985

Erklärung der Bezeichnung der Touren.

Die Punkte deuten den Gang der Damen, die Striche den der Herren an. Die Nummer in der linken Ecke der Rubrik zeigt die Folge der Touren, die Nummer in der rechten die Anzahl der Takte an. Die vier Punkte im Quadrat dienen zur Anzeige der vier balancé, und zugleich der vier pas-de basque. Die zwei Punkte bezeichnen das ballotté. Die Figur in der Form einer Achte, welche zwischen Herr und Dame ist, bezeichnet, daß sie sich die Hände kreutzweis gegeben haben. Der Anker, der sich am Ende des Striches oder am Ende der Punkte befindet, bedeutet das Ende der Touren. 8 Takte Pause vor jedem Contre-Tanz; beim zweiten Theil nehmen die Touren erst ihren Anfang.

No. 1. Contre-Tanz.

La Germandrée.

1. Erſter Herr mit ſeiner Dame ſich die Hände
kreutzweis gebend, und dritter Herr mit ſeiner
Dame eben ſo, tanzen mit einem chassé vor das
zu ihrer Rechten ſtehende Paar, dort balloté, dann
2. promenade, bis zu dem Platze ihnen gegenüber.
3. balancé aux Dames,
4. Ronde en deux,
5. und
6. Chaîne des Dames,
7. und
8. wiederholen ſie die Touren 1. und 2.
(Die andern Paar desgleichen.)

No. 2. Le Myrthe.

1. Die vier Damen tanzen mit einem chassé vor,
und mit einem zurück.
2. Die vier Herren eben ſo.
3. Die erſte Dame und der dritte Herr traversiren
mit drei chassé, (ſo daß ſie auf ſeinen, und
er auf ihren Platz kommt.)

4. Alle acht chassé vor und zurück.

5. balancé aux Dames, mit der Ausnahme, daß die erste Dame mit dem dritten Herrn, beide im Vorgehen, und der erste Herr mit der dritten Dame, jedoch ohne den Platz zu verlassen, balançiren, dann

6. ronde en deux, mit welcher sie sämmtlich wieder auf ihre Stelle kommen.

(Die andern Paar desgleichen.)

No. 3. Le Muguet,

1. Der erste Herr traversirt mit der dritten Dame, (er zu ihrem, sie zu seinem Platze hin,) dort

2. ronde en deux, das heißt: die dritte Dame mit der ersten, und der erste Herr mit dem dritten Herrn.

3. Die erste Dame traversirt mit dem dritten Herrn, (wie oben) und

4. ronde en deux, (jetzt folglich der Herr mit seiner Dame und die Dame mit ihrem Herrn.)

5. Dieselben vier demie promenade,

6. Chassé vor, chassé zurück.

7. balancé, und endlich

8. demie chaine Anglaise.

(Die andern Paar desgleichen.)

No. 4. Le Bluet.

1. Der erste und dritte Herr tanzen vor, zurück, zur Rechten, zur Linken, jedesmal mit einem Chassé.

2. die erste und dritte Dame eben so.

3. Der erste Herr mit dem dritten dos-à-dos, dann

4. Alle 8 ronde rechts,

5. Die Damen Kreutz,

6. Die Herren dasselbe.

7. Die erste Dame mit der dritten dos-à-dos, und

8. ronde links.

(Die andern desgleichen.)

No. 5. Française.

La chasse.

1. Die erſten vier balanciren auf ihrem Platze, (wie im Contre-Tanz).

2. Kreutz, halb herum.

3. Dieſelben vier chassé vor, chassé zurück, und

4. halbe chaine, die ſie zu ihrem Platze führt.

5. Das erſte Paar tanzt mit zwei chassé hinunter, (nach jedem chassé, balloté,) und kehrt zurück, mit

6. chassé croisé, (Die Dame links vor den Herren, der Herr rechts hinter die Dame), balloté, croisiren wieder, aber mit drei chassé und fallen dann um das zweite Paar ab, (Der Herr um den zweiten Herrn, die Dame um die zweite Dame herum.)

No. 6. Ecossaise.

1. Der erste Herr seiner Dame die rechte Hand gebend, und der zweite der seinen, wechseln ihren Platz, (so daß die Damen auf den der Herren, und diese auf den der Damen kommen;)

2. tanzen alle viere angefaßt mit einem Seiten-Ecossaisen-pas die Colonne hinunter,

3. wechseln sie wieder ihren Platz und kommen alle

4. (angefaßt) mit einem Seiten-Ecossaisen-pas zurück,

5. und

6. tanzt wie gewöhnlich das erste Paar hinunter und herauf.



Galop-Quadrille No. 1.

(Bei dieser durchgängig Galopaden Schritt.)

1. Ronde rechts,

2. Ronde links.

3. Das erste und dritte Paar tanzen angefaßt, (wie bei dem Baierschen Galop-Walzer) dos-à-dos.

4. Das zweite mit dem vierten eben so.

5. Das erste mit dem zweiten, und das dritte mit dem vierten zu gleicher Zeit dos-à-dos, dann

6. das erste mit dem vierten, und das zweite mit dem dritten ebenfalls zugleich dos-à-dos.

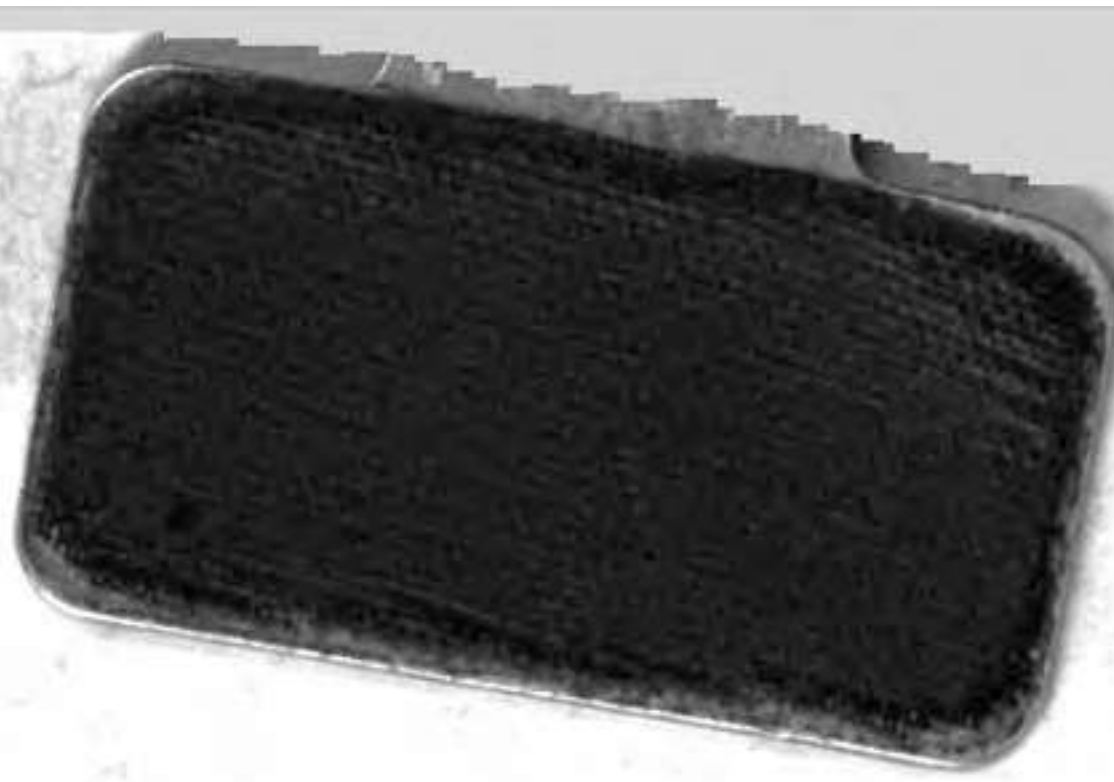
7. und

8. Galop-Walzer.

Galop-Quadrille No. 2.

1. Ronde rechts,
2. Ronde links.
3. Erstes und zweites Paar ronde à quatre mit Abfallen,
4. ronde à 6,
5. ronde à 8, (diese ronden alle links),
6. mit ronde rechts, jeder zu seinem Platze, und
7. und
8. Galop - Walzer.

10858965



10858983

